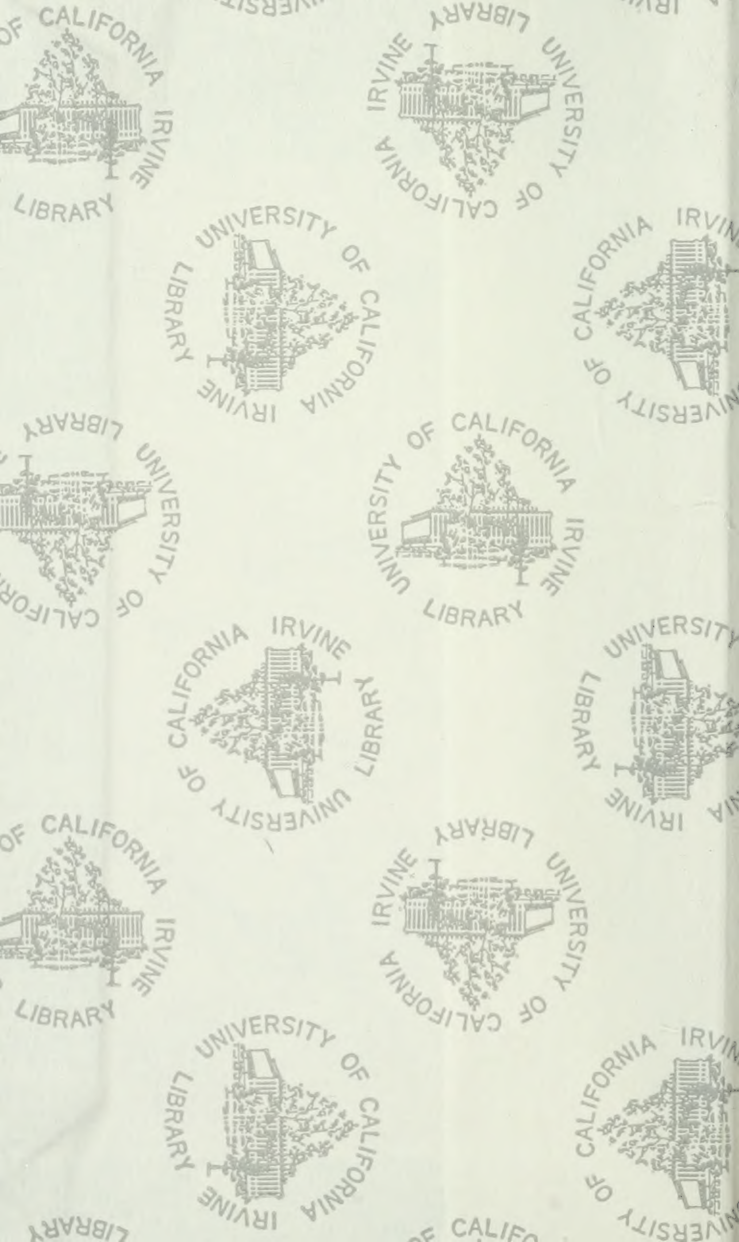
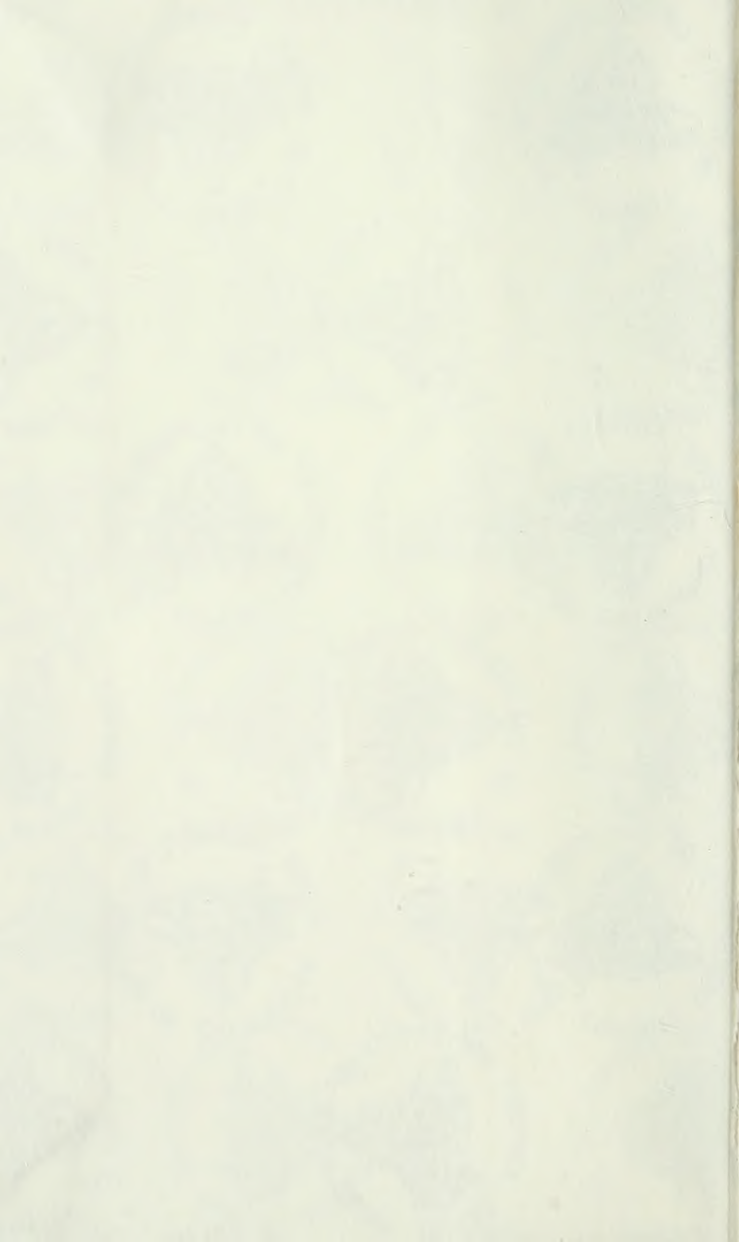



UNIVERSITY OF CALIFORNIA IRVINE LIBRARY



Italienisches Wanderbuch.

I.

Italienisches Wanderbuch.

1850—1851.

Von

A. L. von Rochau.

Erster Band.

Leipzig:
Avenarius & Mendelssohn.
1852.

Inhalt des ersten Bandes.

I.

Ueber den Sanct Gotthard.

Seit acht Tagen hatte ich kein Stück blauen Himmels gesehen. Regen, Nebel, Sturm und dann und wann ein kleines Donnerwetter, das war eine volle Woche hindurch der regelmäßige Wechsel der Erscheinungen am Horizonte von Luzern. Dabei eine Temperatur, welche mich, in den Tagen wo sonst die Kirschen reifen, den Ofen in meinem Zimmer empfindlich vermissen ließ. Morgen, sagte ich mir an jedem kalten, regnerischen Abend, morgen muß es besser werden. Aber jeder neue Morgen bewies mir mit finsterer Miene, daß das Wetter sich nun einmal nicht zwingen lasse. Zuletzt fing ich ernstlich an zu zweifeln, ob die Sonne nicht etwa aus höhern Polizeirücksichten ganz abgeschafft sei, und um über diesen Zweifel ins Klare zu kommen, beschloß ich auf der andern Seite der Berge nach ihr auszuschauen. War sie überhaupt noch vorhanden, so mußte sie drüben zu finden sein.

Bei grauem Himmel und bei grauer Stimmung gibt es keine schöne Landschaft auf dieser Erde. An jenem Tage war der Vierwaldstädtersee abscheulich. Um meinen Augen eine Beschäftigung zu geben, mußte ich mich unter der Reisegesellschaft umsehen. Die Gesichter misfielen mir sämmtlich, bis zu dem Punkte, wo der Austausch auch des gleichgültigsten

Wortes unmöglich wird, wo man im Stande wäre, eine höfliche Anrede mit Beleidigung zu beantworten. Hier ein Engländer, dessen Frau Mutter sich an einem Bullenbeißer versehen haben muß, und dessen stumpfnäsige, schwammige Roastbeef-Natur bedenklich absticht gegen das mondsüchtige Wesen seiner kalbsäugigen beiden Fräulein Töchter. Rechts eine baseler Familie, zahlreich wie wenn sie vom Stamm Israel wäre, und an dem größten wie dem kleinsten jeder Zoll ein Geldsack. Links ein französischer Spezereikrämer, welcher in einer schwachen Stunde Madame son épouse auf den Rigi zu führen versprochen hat — zwei wandelnde Caricaturen aus dem „Charivari". Wie war es möglich, großer Gott, daß sich für diesen Mann eine Frau, wie war es gar möglich, daß sich für diese Frau ein Mann fand! Das Vorderdeck des Dampfboots war von einer Schar armer Leute aus der Franche-Comté besetzt, die nach Maria-Einsiedeln pilgerten. Ob zwar auch diese Wallfahrer mir nicht im mindesten gefielen, so empfand ich ihnen gegenüber doch kein mislauniges Uebelwollen, sondern vielmehr ein theilnehmendes Bedauern. Die einzige erträgliche Person der Schiffsgesellschaft war ein deutscher Schreinergesell, ein bildhübscher, frischer, aufgeweckter junger Mensch, welcher nach mehrjährigem Aufenthalt in der Fremde zum Soldatendienst nach Hause berufen war, und der, um die ihm noch zugemessenen Stunden der Freiheit soviel als möglich zu verlängern, den Weg nach Sachsen durch Graubünden nehmen wollte. Trotz seiner Jugend und seiner Recrutenpflicht schien mir der Schreiner übrigens kein ganz reines Gewissen zu haben, und ich fürchte, daß so etwas wie Bewußtsein etwelcher Freischärlerthaten in ihm spukte.

Die langweiligste Seefahrt die ich je gemacht, war nach dritthalb Stunden überstanden. In Flüelen zeigten, wie mich dünkte, Erde und Himmel und Menschen schon eine beträcht-

lich bessere Miene, mit Ausnahme der Wirthsleute jedoch, welche in Ermangelung von Gästen bisher gefeiert hatten. Freilich lag noch Schnee bis auf ein paar tausend Fuß über dem Spiegel des Sees, freilich hatten die Nußbäume noch lange nicht ihr volles Laub, freilich fröstelte es mich in Flüelen nicht minder als in Luzern, aber die Nähe Italiens wärmte wenigstens meine Einbildungskraft, und diese thaute ein Stück nach dem andern aus meiner Brust hinweg.

Ein gewisser italienischer Luftstrom zieht in der That durch ganz Uri hindurch. In Altorf wird er bereits merklich stark, und vom Fuße des Gotthards an kann eine nicht allzu schwerfällige Seele schon drin schwimmen. Mit jedem Tausend Fuß, um welches man höher kommt, werden die romanischen Gesichter und die romanischen Laute häufiger, Schaffner und Kutscher fangen an tessinisch mit einander zu sprechen; wer italienisch gelernt hat, versucht sich in der Sprache des Landes an dessen Schwelle er steht, und wer nicht italienisch reden kann, der radebrecht es. Jedes kleine Merkmal, welches von der Nähe der Sommerseite dieser kalten Erde zeugt, verbessert die Reiselaune, und selbst die unerwartete nie zuvor erhörte Forderung eines Trinkgeldes von Seiten des altorfer Postillons macht den Eindruck eines artigen Vorspiels italienischer Sitten, bei welchem der gerührte Reisende die ihm angewiesene Rolle wacker durchführt und seine Batzen keineswegs spart.

Eine Stunde diesseits des Hauptfleckens von Uri beginnt die Gotthardsstraße aus dem Thal an den Bergen emporzusteigen, aber so sanft, daß der Trab der Pferde nur an wenigen Stellen unterbrochen wird. Immer die Reuß entlang, jetzt auf ihrem rechten, jetzt auf ihrem linken Ufer, hat sie die Waldregion in ein paar Stunden überschritten. Bald scheint auch das Leben der Alpenwelt aufhören zu wollen, der Fels entblößt sich immer mehr, und tritt endlich

völlig nackt, riesenhaft, drohend, bis dicht an beide Seiten der Straße heran. Das Rauschen der jählings über die Klippen herabstürzenden Reuß, und das Brausen des Windes der uns von den kahlen Gipfeln herunter eisig überfällt, sind in dieser Felseneinöde die einzigen Stimmen der Natur! Den schauerlichsten Punkt der Wildniß hat man hinter sich, wenn man die „Teufelsbrücke" vor sich sieht, die keck genug über einen donnernden, wolkenstiebenden Wasserfall gesprengt ist. Ohne jenen anspruchsvollen und doch so grundgemeinen Namen — denn wo in der Welt gibt es einen Bach zwischen zwei Steinblöcken, der nicht seine Teufelsbrücke hätte — würde diese hier unfehlbar einen bessern Eindruck machen. Einige hundert Schritte davon entfernt wird die Felsenwelt von einem durch den Granit hindurchgehauenen Thore geschlossen, welches auf der andern Seite die weiten Wiesen- und Angergründe von Andermatt vor uns öffnet.

Es ist als ob diese Terrasse auf halber Höhe des Berges von der Natur ausdrücklich dazu gemacht wäre, dem Auge des Gotthardwanderers einen Ruhepunkt zu gewähren, es aufzufrischen und zu stärken für die neue Wüstenwelt, welche es noch zu durchstreifen hat. Es war aber auch kein übler Einfall von den Menschen, sich hier oben an der Matte anzusiedeln — kein übler Einfall, insofern als er dem Reisenden sehr zu statten kommt, auch Demjenigen, der, wie z. B. ich, diesen ein wenig allzu erhabenen Gebirgsgeschmack nicht recht zu würdigen weiß, geschweige daß er ihn theilte. Zumal das Andenken des Mannes soll mir dreimal gesegnet sein, der das Wirthshaus an der Matte gebaut hat. Möge das gastliche Feuer des von ihm errichteten Herdes nie erlöschen, und mögen seine spätesten Enkel noch auf dem Wolkenthrone das Scepter, ich will sagen den Vorlegelöffel, führen, dem Wanderer zur Labung und ihnen selber zum Ruhm und anderweitigen klingenden Gewinn.

Während alle Welt, auf Hunderte von Meilen in die Runde, den Wald kennt, welcher Andermatt vor der sonst unfehlbaren Zerstörung durch Schneestürze schützt, und dessen Beschädigung bei Todesstrafe verboten ist, scheint selbst in allernächster Nähe Niemand so eigentlich zu wissen, warum denn außer jenem kleinen Walde auch nicht ein Stecken Holz weit und breit zu finden ist, so daß Andermatt seine Feuerung mit großer Beschwerde an zwei Stunden her bergan holen muß. Platz genug ist doch wahrhaftig neben dem gleich einem königlichen Haupte heiligen und unverletzlichen Schutzforste, und wo Erde und Himmel das Gedeihen von einigen Hundert ganz stattlicher Stämme zulassen, da sollte man meinen, könnten deren auch einige Tausend wachsen. Indessen dem ist nicht so, und nachdem ich vergebens dem Grunde nachgefragt, bleibt mir nichts übrig als meine Neugier und meine Zweifel der Macht der Thatsache gefangen zu geben.

Eine Stunde oberhalb Andermatt tritt man in das Hyperboräerland ein. Stein- und Schneemassen so weit das Auge den Nebel durchdringen kann. Wo der Berg seine Winterdecke abgeschüttelt hat, zeigt er die nackten Granitrippen. Die Reuß verschwindet oft auf Hunderte von Schritten unter den noch vorhandenen Ueberresten der Lavinen, welche auf große Strecken hin ihr Bett ausgefüllt haben. Die Straße selbst bildet an vielen Stellen einen Hohlweg zwischen zehn bis zwölf Schuh hohen Schneewänden. Und es war am längsten Tage des Jahres, daß ich über den Gotthard fuhr, dessen Gipfel doch, wenn ich nicht irre, mehrere Tausend Fuß unter der Schneelinie liegt!

Der Höhepunkt der Straße ist, auf den ersten Blick erkennbar, einige Hundert Schritte diesseits des Hospizes und des demselben gegenüber liegenden Gasthauses. Dem Hospiz steht ein einziger Weltgeistlicher vor, ein kleiner, in dem

rauhen Klima gleichsam verkümmerter Mann, der, um Neues zu hören, an den Postwagen kam. Ich begreife eine Klosterbrüderschaft in solcher gräßlichen Einöde, aber daß man sich entschließe, allein dort oben zwischen Schnee und Eis, zwischen Nordwind und Regenwolken zu wohnen, das ist mir der Selbstverleugnung fast zu viel.

Mit dem Gipfel des Gotthardpasses fällt nicht nur die politische Gränze, sondern auch die Sprach- und die Wasserscheide zusammen. Daß sich zwei verschiedene Nationalitäten solchergestalt auf dem Kamme des Gebirges begegnen, ist sicherlich eine äußerst seltene Erscheinung. Fast immer gehört der Hauptstock des Gebirges einem und demselben Herrn, der höchstens an vereinzelten Punkten durch einen fremden Eindringling oder Einschleicher verdrängt ist, und die Sprachgränzen liegen demnach gewöhnlich in den Vorbergen, wenn nicht gar tief unten in der Ebene. Hier am Gotthard hatte die Eroberung der Urcantone die Abweichung von einem scheinbaren Naturgesetz in gewissem Sinne wieder aufgehoben, bis das Tessinerthal vom Unterthanenlande zum ebenbürtigen Schweizercanton wurde. Ein Glück für die Tessiner und ihre junge Freiheit, daß von Eroberungskriegen und Unterthanenländern innerhalb der Schweiz nicht mehr die Rede sein kann!

Der südliche Fall des Berges bis auf die Terrasse von Airolo ist bei weitem steiler als der nördliche. In hundert Schneckenwindungen zieht sich die Straße an den Felswänden entlang, so daß man von manchen Punkten aus ohne Mühe mit einem Stein die Stelle treffen könnte, die man im raschen Schritt nicht binnen einer halben Stunde erreichen würde. Die Gotthardsstraße überhaupt ist als Kunstbau ein Werk, welches in Erstaunen setzt. Hier mit Mauerwerk überwölbt zum Schutz gegen die Lavinen, dort durch den lebendigen Felsen hindurchgegraben, weiterhin auf Mauerterrassen den

glatten Abhang entlang geführt, überall wohlunterhalten, und in geringen Zwischenräumen mit Tausenden und aber Tausenden von steinernen Prallpfeilern eingefaßt, würde die Gotthardsstraße ihrem Unternehmer die größte Ehre machen, und wäre derselbe der mächtigste der europäischen Staaten. Wie nun gar, da sie die Schöpfung zweier auf der Karte unsers Welttheils kaum mit ein paar Pünktchen zu bezeichnenden und blutarmen Republiken ist! Woher Uri und Tessin die Mittel zu einem so ungeheuren Bauwerke genommen, ich begreife es nicht. Schon daß sie im Stande sind den Unterhalt der Straße zu bestreiten, die unter dem Einfluß des ungebärdigsten Klimas doppelt so viel regelmäßigen Aufwand erfordern muß als jede andere, die alljährlich furchtbare Verwüstungen erleidet durch Lavinen, Bergstürze und Wildwasser, deren Freihaltung von Schnee die Arbeitskräfte mehrerer hundert Menschen wochenlang verschlingt, schon das ist mir ein Räthsel. Nimmt man vollends hinzu, daß auf der Gotthardsstraße von jeher sehr geringe, daß jetzt dort, wie überhaupt in der ganzen Schweiz, gar keine Wegzölle erhoben werden, so wird man gestehen müssen, daß jene beiden kleinen Freistaaten durch die Großartigkeit ihres Unternehmungsgeistes und ihrer Leistungen manche in Uebermuth und in Ueberfluß schwimmende Monarchie beschämt haben. Wollten wir dem Verfahren der beiden Schweizercantone die Pfennigfuchserei gegenüber halten, durch welche in Süddeutschland der Bau so mancher, dem deutschen Verkehr unentbehrlichen Eisenbahn um Jahrzehnde verspätet ist, durch welche in Norddeutschland die Benutzung und der Nutzen unserer Kunststraßen auf die jämmerlichste Weise verkümmert wird, wir würden einen Gegensatz zu Tage fördern auf den weder der deutsche Patriotismus noch die deutsche Staatsweisheit Ursache hat stolz zu sein.

Sechs Pferde hatten uns nach dem Hospiz hinaufge=

bracht; zwei Pferde genügten, um uns in unausgesetztem Trabe nach Airolo hinunterzubringen, fast ebenso schnell als das tessiner Aufgebot im Beginn des Sonderbundskrieges, nach kecklichem Einfall auf das urner Gebiet, die heimatliche Gränzstadt wieder erreichte, während ihr der urner Landsturm von weitem das Geleite gab — von weitem, weil sie schwerfällige Kameraden sind, diese Urschweizer, die nimmermehr lernen werden es den leichtfüßigen Wälschen gleichzuthun.

Statt der Reuß, welche wir dicht am Hospiz verlassen, begleitet uns jetzt deren Zwillingsbruder, der Tessin, ebenso raschen Sprunges, ebenso schaumiger Wellen, aber ohne das unvergleichliche tiefe Grün ihres Wassers, wenn es ruhig dahinströmt. Die kurzen scharfen Wendungen der Straße, denen die Pferde in vollem Trabe folgen, verlangen von dem Kutscher einen freien Kopf und eine sehr sichere Hand. Ein Schritt zu viel, und die Pferde würden den Wagen selbst für die Wünsche des ungeduldigsten Reisenden zu geschwind in die schwindelnde Tiefe bringen — es sei denn, daß der eine oder andere von ihnen die andere Welt zum unmittelbaren Reiseziel hätte.

Airolo, der erste tessinische Ort, verleugnet bereits jeden Zug des Charakters der Schweizerdörfer. Wer bei Nacht ankäme, und weder die enge Straße noch die ruinenhaften steinernen Häuser, noch das durch eine doppelte Reihe von Steinplatten gedrittheilte Pflaster bemerken könnte, der würde wenigstens beim Eintritt in den Gasthof — und besonders beim Abschied von der Wirthin — gewahr werden, daß er sich nicht mehr auf schweizerischem Boden, im eigentlichen Sinne des Worts, befindet. Die Schweizer nehmen zwar sehr gern Geld, aber sie geben doch etwas dafür in Tausch, und sie führen die Reisenden, die sie brandschatzen wollen, nicht an Orte, welche das Aussehen von Räuberhöhlen haben.

Von dem noch baumlosen Absatz des Gebirges, auf welchem Airolo liegt, ist der Uebergang in die Waldregion ein auffallend rascher, und ehe man sich's versieht, ist man gar in der Zone der Castanien und Maulbeerbäume. Gleichzeitig macht sich eine Steigerung der Temperatur bemerklich, welche mir um so auffallender war, als der Abend inzwischen angebrochen. Nicht nur, daß der Mantel unerträglich wurde, hätte man sich gern auch des Rockes entledigt. Während der größern Hälfte der abendlichen Fahrt gab indessen die rasche und immer rascher werdende Bewegung des Wagens die nöthige Kühlung. Angeweht von der lange entbehrten weichen Luft des Südens, vorgeleuchtet vom Vollmond, dessen Licht an den wild ausgezackten Bergen mit phantastischen Schatten spielte, hielt ich dem rauschenden Strom entlang unter dem Laubdache hundertjähriger Castanien einen viele Stunden langen Einzug in Italien, der mich keinen vom Schlachtenmorde heimkehrenden Triumphator beneiden ließ.

II.

Am Langensee.

Mitternacht war nahe, als der Eilwagen durch beängstigend schmale Gassen nach Bellinzona hineinrasselte. Ungeachtet der späten Stunde bewegte sich noch ein munteres Leben in offenen Häusern und auf freien Plätzen, und es währte lange, ehe in der meinem Gasthofe benachbarten Schenke das Geschrei der Spieler alla mora verstummte.

Bellinzona, bei Mondlicht gesehen, macht einen zauberischen Eindruck. Seine alterthümlichen Ringmauern und die reichen Ruinen seiner drei Schlösser, welche von ihren Höhen herunter den Mittelpunkt der Stadt beherrschen, wirken nicht minder stark auf das Auge wie auf die Phantasie. Die Tageshelle zerstört nur den kleinern Theil dieses Zaubers, welchem es übrigens auch sehr zu statten kommt, daß die nächstgelegene, größte und und schönste jener Burgen, da ihre Zugänge durch Häuser und Mauern gänzlich gesperrt zu sein scheinen, sich als durchaus unzugänglich darstellt. Wäre dem nicht so, Mancher würde sich zum hundertstenmal in seinem Leben dort oben zwischen Schutthaufen und zerbröckelndem kahlen Mauerwerk eine Enttäuschung holen, die er sich ersparen konnte, wenn er sich mit der malerischen Außenseite hätte begnügen wollen.

Der auf meine Ankunft folgende Sonntag Morgen

brachte mir ein lange nicht mehr in dieser Pracht gesehenes Schauspiel aus der katholischen Welt, eine Procession mit Allem was dazu gehört, mit schmetternder Musik, Kerzenträgern, Priestern in Scharen, geistlichen Brüderschaften, schleiertragenden, eleganten, fächerspielenden Frauen und schmutzigen Kapuzinern. Den interessantesten Theil des handelnden Personals suchte ich indessen nicht im eigentlichen Geleite und Gefolge der kirchlichen Heiligthümer, sondern im umstehenden Volke. Es war zahlreich herbeigeströmt, von nahe und fern. Nie und nirgends habe ich bei einer Procession eine so ernste, eine so von dem Vorgange durchdrungene Haltung des Publicums gesehen. In den Straßen lagen die Frauen auf den Knien, in der Kirche knieten auch die Männer nieder, die alten nicht blos, sondern auch die jungen, der fein gekleidete Städter neben dem Landmann in dem groben braunen Wamms, der barfüßig in seinen plumpen Schuhen oder Holzsandalen steckt. Aus dieser Erscheinung Folgerungen auf die Tugenden und insbesondere auf die Frömmigkeit der Tessiner zu ziehen, muß ich Andern überlassen; für mich hat vorläufig nur die Thatsache selber ihren Werth.

Selbst dem ungeübten Blick auffallend ist der große Stil der Lebensweise in den kleinen Städten des Südens. Während in Deutschland und in Frankreich selbst Residenzen und Provinzialhauptstädte ein gewisses kleinbürgerliches Gepräge zur Schau stellen, welches uns schon von weitem abstößt, finden wir jenseits der Alpen und der Pyrenäen oft sogar in den unbedeutendsten Flecken ein Stück der großen Welt. Die Freiheit und Leichtigkeit der Bewegung, die Eleganz der Sitten, die Feinheit des Tons, die im besten Sinne des Worts vornehme Haltung hat das Volk des Südens durchweg vor dem Volk des Nordens voraus. Die gesellige Bildung ist dort unendlich viel gleichmäßiger als hier, sie ist ein ohne Mühe erworbener Besitz, ja man möchte sie etwas

Angeborenes nennen, und daher eine Uebereinstimmung der Gewohnheiten, der Formen und der Bedürfnisse des Umgangs, welche im hohen Grad unabhängig ist von Oertlichkeit, Erziehung und Vermögensverhältnissen. Während der Südländer sich durch keine noch so unerwartete Begegnung aus der Fassung oder aus dem gewohnten Geleise bringen läßt, welche Unbehülflichkeit, welchen lächerlichen Aufwand, welche abgeschmackte Vornehmthuerei, welche alberne falsche Scham bringt der deutsche Kleinstädter zu Markt, so oft er mit Leuten, die einem weitern Lebenskreise angehören, in eine unerwartete Berührung kommt. Diese Art der Krähwinkelei ist eben eine von den unzähligen Formen des deutschen Philisterthums, welches sich nach Umständen breit oder schmal macht, so breit, daß ein Scheunenthor für dasselbe zu eng ist, oder so schmal — und das ist freilich der häufigere Fall —, daß es ohne Mühe durch ein Nadelöhr schlüpft. Kann doch dieses Nadelöhr in der That manchmal die Pforte des Himmelreichs für die Leute werden, welche ihren Platz im irdischen Paradiese lieber erschleichen als verdienen wollen, für die nicht geringe Zahl derjenigen zumal, denen schon ein gnädiges Lächeln die Sonne des Paradieses ist.

Damit soll den Südländern natürlich weder der Vorzug der Uneigennützigkeit noch der der Charaktergröße überhaupt zugesprochen sein, sondern lediglich die Ueberlegenheit in der Handhabung edler und geschmackvoller Lebensformen. Die Menschen des Südens bewegen sich in den engsten Verhältnissen mit derselben Sicherheit, wie wenn sie gestern erst die große Welt verlassen hätten, und morgen in dieselbe zurückkehren würden, gleich Leuten, die aus dem großstädtischen Salon einen Ausflug auf das Land gemacht haben, und die es ganz natürlich finden, daß man sich auf dem Lande mit Schwarzbrot und Milch auf einem Tische von Tannenholz begnügt.

Der Tag war heiß geworden, und ich sah mich nach einem Fuhrwerk um, welches mich nach dem nächstgelegenen Uferstädtchen des Langensees, nach Magadino, bringen sollte. Der gesuchte Wagen fand sich im Gasthofe selber vor. Auf meine Frage nach dem Preise erhielt ich die Antwort: fünf Lire. Ueberzeugt, daß man im Tessin nothwendigerweise nach italienischen Liren oder Franken rechnen müsse, und nicht minder überzeugt von der Nothwendigkeit des Handelns mit einem italienischen Kutscher, bot ich fünf Zwanziger. „Das ist mehr als ich gefordert", wurde mir entgegnet, denn fünf mailändische Lire machen nur vier Zwanziger. Der spartanische König Kleomenes — hieß er nicht Kleomenes? — als er mit Hülfe seines Töchterleins den Versuchungen der Milesier widerstand, oder Hippokrates, als er die Geschenke des Perserkönigs zurückwies — was sind sie neben dem Vetturin von Bellinzona, welcher auf den Zwanziger verzichtete, der ihm über seine Forderung geboten war! Da diese schöne That in Becker's Weltgeschichte schwerlich verzeichnet werden wird, so soll sie wenigstens an dieser bescheidenen Stelle nicht unerwähnt bleiben. Und damit es zur größern Verherrlichung derselben auch an einem Gegensatz nicht fehle, will ich hinzufügen, daß es mir zuvor in dem biderben deutschen Zürich begegnet war, daß ein ehrsamer Kaufmann, patentirter Tabakshändler seines Zeichens, ohne eine Miene zu verziehen, die Batzen einstrich, die ich ihm aus Versehen statt der geforderten Schillinge für seine elenden Cigarren auf den Tisch legte.

In zweistündiger Fahrt, das linke Ufer des Tessin entlang, erreicht man die nördliche Spitze des Sees, in welche der Fluß einmündet. Der Tessin ist hier nicht mehr der ungestüme Wildfang, welcher uns von dem Gipfel bis zum Fuße des Gotthard in lustigen Sprüngen begleitet hat; er ist zahm geworden, in die Breite gegangen, und schleppt

langsam, aber gewissenhaft die schweren Flößholzlasten, welche man ihm aufgebürdet. Unweit seiner Mündung, am linken See-Ufer, liegt das Städtchen, der Flecken, das Dorf — ich weiß nicht wie ich es nennen soll, sondern nur, daß im Grunde keine dieser Bezeichnungen auf die anderthalb Dutzend Gebäude paßt, aus denen Magadino besteht. Diese einfache Häuserreihe, zwischen den Fuß der hohen, steil aufsteigenden Uferberge und den See mühsam eingeklemmt, man mag sie nennen wie man will, bringt jedenfalls schon durch einen gewissen Anstrich von Wohlhabenheit und Behagen einen angenehmen Eindruck hervor, selbst wenn man absehen wollte und könnte von der prachtvollen Einfassung des Bildes. Dabei steht indessen jedem Reisenden zu wünschen, daß er Magadino nicht in den Stunden besuchen möge, wo die Sommersonne ihre vollen Nachmittagsstrahlen von Magadino auf die Berge ricochettiren und von den Bergen auf Magadino zurückprallen läßt. Ein solches Kreuzfeuer, durch keinen Luftzug und nicht durch den leichtesten Schatten gemildert, gehört nicht zu Annehmlichkeiten, welche das Gemüth des Reisenden empfänglich machen und seine Sinne schärfen. Nachdem ich die Feuerpein einige Stunden erduldet, trieb es mich zur Flucht in die Berge — ein Unternehmen, welches besser ausfiel, als die Verzweiflung, die es eingegeben hatte, verdiente. Wenige hundert Schritte aufwärts, und man befindet sich in einer andern Welt, wo der Waldschatten über saftigen Rasenplätzen und das heimliche Flüstern der Quellen Leib und Seele beruhigt und erquickt. Wie sich dort oben Sommertage und Mondscheinabende köstlich verträumen ließen, wenn die Zeit der süßen Träume nicht dahin wäre!

Das Dampfschiff, welches den Langensee befährt, verläßt Magadino um 6 Uhr Morgens, und kehrt Abends zwischen 7 und 8 Uhr, von dem entgegengesetzten Endpunkte des Sees, von Sesto Calende, nach Magadino zurück. Dieser

Zeitaufwand wird dadurch nöthig, daß die Fahrt in fortwährendem Zickzack vom rechten nach dem linken Ufer geht, so daß kein einziger Ort, welcher irgend Fracht und Reisende verspricht, von dem Dampfschiffe unberührt bleibt. So wird zuerst bei dem angesichts Magadinos liegenden Locarno, dann bei dem piemontesischen Canobbio, dann bei dem lombardischen Luino angehalten, dergestalt, daß man binnen zwei Stunden aus dem demokratischen Freistaat in die constitutionelle Monarchie, und aus der constitutionellen Monarchie in das Gebiet der politisch-militärischen Absolutismus gelangt.

Gleich nach der Abfahrt von Locarno hatte mir der Capitän den Paß abverlangt — ein Zeichen fortdauernden Polizeiregiments, welches mich einigermaßen beunruhigte, da besagter Paß weder auf die Lombardei noch auf Sardinien lautete, so daß ich besorgen konnte, meiner aus dem Stegreif unternommenen und eben deshalb mit desto größerm Eifer verfolgten Reise Hindernisse in den Weg gelegt zu sehen. Bei Canobbio, der ruinenhaft und armselig aussehenden sardinischen Gränzstadt, sah ich zu meinem nicht geringen Schrecken einen bewaffneten und uniformirten Mann an Bord kommen, dem die polizeiliche Bestallung mit Uncialbuchstaben auf das Gesicht geschrieben war. Zwar ging der Mann wieder wie er gekommen war, aber ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß seine Collegen am lombardischen Ufer sich neugieriger und dienstbeflissener bezeigen würden. Wider alles Erwarten war bei Luino nicht einmal die Säbelquaste eines Gendarmen zu sehen. Da mir der Capitän zu gleicher Zeit meinen Paß ohne Bemerkung wieder einhändigte, so wurde mir's etwas leichter ums Herz. Die Bemerkung eines Mitreisenden: daß die Tessiner jetzt wieder ohne österreichisches Visum ihrer Sicherheitspapiere in die Lombardei freien Zutritt haben, beruhigte mich vollends. Wenn man diese gefährlichen schweizerischen Republikaner, sagte ich mir,

so ohne weiteres in das Land läßt, so wird man doch sicherlich einen Mann nicht zurückweisen, der sich als constitutionellen deutschen Staatsbürger ausweisen kann, der also einer durchaus unschädlichen Gattung zweibeiniger Wesen angehört. Und diese Folgerung bewährte sich vollkommen. Der blos nach Wien ausgestellte und von der österreichischen Gesandtschaft ausdrücklich „zu dieser Reise" beglaubigte Paß wurde von den lombardischen Behörden überall ohne Bemerkung als vollgültig anerkannt, zum erfreulichen Zeichen, daß man wenigstens anfängt von der Ansicht zurückzukommen als ob eine kleinliche Fremdenpolizei eine Bürgschaft mehr für den Besitz der italienischen Provinzen des Kaiserstaats sei. Freilich ist der Paßquälerei noch immer mehr als zu viel in Oesterreich überhaupt übrig geblieben, aber es ist doch immerhin ein Fortschritt, daß man den Reisenden nicht mehr, wie ehemals, an den Wortlaut der in seinem Paß angegebenen Reiseroute zu binden sucht. Erst als ich in Wien selbst das Visum nach Ungarn verlangte, wurde mir ein von jenem Wortlaute hergenommener Einwurf gemacht, den man indessen auf meine Gegenäußerung hin sofort fallen ließ.

Schön ist der Langensee, das ist nicht zu leugnen, wenn man aber etwas ganz Besonderes aus demselben macht, wenn man ihm ich weiß nicht welche unaussprechlichen Vorzüge vor seinen nördlichen Brüdern zuschreibt, so kann ich darin nur die gewöhnliche Uebertreibung der gewöhnlichen Reisenden sehen, deren Enthusiasmus regelmäßig mit jeder Tagereise und in demselben Verhältniß wächst, in welchem die Schwierigkeit der Controle für die Daheimgebliebenen zunimmt. Ich bin aus Grundsatz Feind aller Vergleichungen zwischen Gegenständen des Genusses; wenn denn aber einmal verglichen werden soll und muß, so finde ich nicht, daß der Langensee zum Beispiel vor dem Züricherſee etwas Namhaftes voraus hat, wohl aber finde ich verschiedene wesentliche Vorzüge

des letztern vor dem erstern, als da sind der prachtvolle Hintergrund, den die Alpenkette bildet, die unmittelbare Nachbarschaft einer schönen und reichen Stadt, der reiche Anbau der Ufer und deren zahllose Bevölkerung.

Die Ufer des Langensees sind indessen gleichfalls ziemlich stark bevölkert, und je weiter man nach Süden vordringt, desto häufiger werden die großen stattlichen Kirchdörfer, welche am Abhange oder auch auf halber Höhe der Berge aus den Castanienwäldern herausschauen. Trotz ihrer mannichfaltigen Formen gewähren diese Berge einen ziemlich einförmigen Anblick, weil sie alle in ein und dasselbe Grün gekleidet sind. Denn das Laub der Castanien, die Blätter des Weinstocks und der Rasen der Bergspitzen unterscheiden sich der Färbung nach von einander nur durch fast unmerkliche Schattirungen, und nirgends gewahrt man das reiche Farbenspiel welches in den nördlichern Gebirgen durch den Gegensatz der düstern Fichten zu den fröhlichen Buchen, und durch den Wechsel von Wiesen und Kornfeldern hervorgebracht wird. Stellenweise sind die Ufer des Sees so ziemlich öde. Am unerwartetsten war mir die äußerst geringe Zahl reicher und geschmackvoller Landsitze, von denen ich die Ufer bedeckt zu finden glaubte, und deren während der mehrstündigen Fahrt kaum zwei oder drei, mit einiger Sicherheit erkennbar, aus der Menge der gewöhnlichen Bauernhäuser hervortraten.

An dem gewerbreichen Intra vorbei geht die Fahrt um ein scharf vorspringendes Vorgebirge herum nach dem nahegelegenen Pallanza, dessen heitere und wohlhabende Miene wie eine freundliche Einladung anspricht. Ich ließ mich ans Land setzen, und nachdem die Zollwächter der Form wegen, wie sie selber sagten, einen Blick in meine Reisetasche geworfen, stand mir Sardinien offen. Ich war jedoch entschlossen, für diesmal einen sehr bescheidenen Gebrauch von der sardinischen Gastfreundschaft zu machen, und um die ein=

zige Stunde, welche ich auf piemontesischem Boden zuzubringen gedachte, zur Bereicherung meiner Landeskenntniß möglichst zu benützen, wußte ich kein besseres Mittel als den Besuch zweier Etablissements, die unter allen Umständen ein gutes Stück Culturbild zu geben im Stande sind, eines Kaffeehauses nämlich und des Zuchthauses.

Auf dem Kaffeehause ermittelte ich zunächst, daß die Chokoladenfabrication in Piemont unendlich viel weiter gediehen ist als in Deutschland, zweitens, daß piemontesische Geistliche einen lebhaften Antheil an der Tagespolitik nehmen, und deutsche Reisende nicht gerade mit wohlwollenden Blicken betrachten; drittens, daß die junge Presse in Sardinien sich weit über ihr Alter verständig und wohlerzogen zeigt. Unter den Zeitungen, welche ich durchlief, gefiel mir vor allen ein Witzblatt: „Il Fischietto“, in dessen Spalten ein überaus scharfes Salz mit vorsichtiger, berechnender Hand ausgestreut war. Ohne sich der Monarchie überhaupt besonders günstig zu zeigen, trug der „Fischietto“ eine große Verehrung für den regierenden König zur Schau, den er als die gute Frucht eines guten Baumes dem Könige von Neapel bildlich gegenüberstellte. Auf den Papst war der „Fischietto“ sehr übel zu sprechen. Bei Gelegenheit der Nachricht, daß es in Rom an Platz für die politischen Gefangenen fehle, meinte der „Fischietto“: man solle dieselben doch in den Taschen des heiligen Vaters unterbringen.

Um meine guten Gesinnungen nicht der Gefahr der Beeinträchtigung durch so verwegene Aeußerungen preiszugeben, legte ich die Zeitung weg und ging nach dem Zuchthause. Wer weiß, wie lange es währt, bis der Redacteur des „Fischietto“ des nämlichen Weges wandelt! Vor zwei Jahren sah ich in Wien Hof und Minister die deutschen Farben tragen, und heute würde, wer sich dort mit schwarzrothgoldenem Bande sehen ließe, vor der Stockwache schwerlich sicher sein. Bis

jetzt hat sich noch Niemand gefunden, der die Probe machen wollte. Tempora mutantur — und mit den Zeiten wechseln die Cocarden, die man am Hute trägt.

Das Zuchthaus in Pallanza ist nicht schlechter eingerichtet als hundert ähnliche Anstalten in gewissen Staaten, wo man in solchen Dingen einen gewaltigen Vorsprung zu haben sich einbildet. In seinen geräumigen Zellen wird den Gefangenen wenigstens nicht Luft und Licht durch jene schändlichen Einrichtungen verkümmert, die man an andern Orten als einen unentbehrlichen Zusatz zu der Gefängnißstrafe zu betrachten scheint. Ebenso wenig denkt man in Pallanza daran, die Marter der Einsamkeit oder des Schweigens als ein Besserungsmittel anzuwenden. Die Gefangenen sind Nachts getrennt, den größten Theil des Tages hindurch aber stehen die Thüren ihrer Zellen und der Höfe offen. Ein Fehler der Einrichtung ist es jedenfalls, daß man Männer und Weiber in dem nämlichen Gebäude vereinigt, daß man sie sogar gleichzeitig, wenn auch die letztern für die erstern unsichtbar, am Gottesdienst Theil nehmen läßt. Auch, daß in den mit Steinplatten gepflasterten Zellen die Oefen gänzlich fehlen, ist ein Mangel, welcher durch die Beschaffenheit des Klimas schwerlich gerechtfertigt wird.

Für heute indessen hatte man in Pallanza keinen Ofen nöthig, und nachdem ich den verwilderten, aber darum nicht weniger reizenden Garten einer indischen Prinzessin, die ein wandernder Schneidergesell als seine Gattin heimgeführt, durch das Gitter in Augenschein genommen, und nachdem ich ferner einige Kirchen, einige römische Basreliefs und einige mir unverständliche lateinische Inschriften pflichtmäßig besichtigt, war ich froh, das kühle Gestade des Sees wieder zu gewinnen und mich, nach Erledigung der unausbleiblichen Händel mit den Barkenführern, nach den Borromäischen Inseln einzuschiffen.

Diese Inseln nun sind wirklich besser als ihr Ruf, und die Isola Bella zumal ist nicht so garstig wie ihr Name vermuthen läßt. Freilich, freilich, es fehlt ihnen viel zu dem irdischen Paradiese, welches Jean Paul daraus gemacht hat, aber mit Ueberfluß an Geld und mit einigem Geschmack würde sich immerhin ein beträchtlicher Theil dieser Lücke ausfüllen lassen. An dem einen aber scheint es dem Eigenthümer ebenso sehr zu fehlen wie an dem andern. Das Schloß auf Isola Bella steht seit anderthalb Jahrhunderten als Ruine da, weil sein Ausbau nach dem ursprünglichen Plan Millionen kosten würde, die nicht vorhanden sind, und die innere Einrichtung desselben ist allem Comfort und aller wahren Eleganz ebenso fremd, wie überhaupt das häusliche Leben des siebzehnten Jahrhunderts es war. Einige kostbare Möbelstücke von Schildkrot, ein prunkhafter sogenannter Thronsaal, eine Unzahl von Gemälden, die zum Theil als Wirthshausschilder gedient zu haben scheinen, oder zu dienen würdig sind — das Alles reicht nicht hin, um einen behaglichen Eindruck auf den Beschauer hervorzubringen, geschweige denn ihm zu imponiren. Aber der unbarmherzige Bediente erspart dem Besucher kein Zimmer, keinen Winkel; Alles soll und muß gesehen sein, wenn auch im Sturmschritt, denn im Vorzimmer wartet wahrscheinlich schon eine neue Gesellschaft, der im Laufe der nächsten Stunde gewiß eine zweite, dritte und vierte folgen wird. Ist nun der Kreislauf durch das Schloß vollbracht, so überantwortet uns der Bediente dem Gärtner, und die nämliche Hatz beginnt von neuem auf dem glühenden Sande der zehn- und zwölffach übereinander gethürmten Terrassen, durch Citronenlauben, Orangenhaine und Lorbeerwälder. Auf solche Bedingungen hin kann von keinem Genusse die Rede sein. Wer sich mit voller Freiheit und mit Muße auf Isola Bella bewegen könnte, der würde sicherlich schöne Erinnerungen von dort zurückbringen, während

dem durch die Ungeduld der Dienstboten unablässig gespornten Reisenden höchstens das Bild einiger überraschenden Einzelheiten bleibt, welches, aus dem harmonischen Ganzen herausgerissen, keinen besonders hohen Werth haben kann. Daß aber dem Eigenthümer nicht zugemuthet werden darf, die Besucher seines Hauses und Gartens sich selbst zu überlassen, darüber kann angesichts der vandalischen Sitten kein Zweifel sein, welche bis auf den heutigen Tag bei einem beträchtlichen Theile des Reisepublicums vorwalten. Zumal von britischer Brutalität hat Isola Bella, trotz der geübten Aufsicht, empörende Spuren aufzuweisen. O die Engländer wissen was sie thun, wenn sie ihre Parks und ihre Paläste mit salomonischem Siegel verschließen! In den Diebesherbergen herrscht natürlich die strengste Polizei.

Die Unterhaltung der Borromäischen Inseln soll ihren Eigenthümer jährlich dreißigtausend Franken kosten, ein Aufwand, welcher besonders durch die Menge des Mauerwerks verursacht wird, auf dem ein beträchtlicher Theil von Isola Bella ruht. Die ursprüngliche Anlage dieser Bauten muß unermeßliche Summen verschlungen haben, die man rein verschwendet nennen möchte, wenn man bedenkt, daß an dem benachbarten Ufer sich noch weit schönere Ergebnisse mit viel geringern Kosten hätten erreichen lassen, und noch täglich erreichen ließen. Die Lage jenes Ufers ist wenigstens ebenso günstig wie die der Isola Bella, der Boden, welchen man hier künstlich hat schaffen müssen, ist dort in ungemessener Ausdehnung von der Natur gegeben, und die natürliche Bewässerung, welche die Vegetation der Insel empfindlich vermißt, würde auf dem festen Lande mit der allergeringsten Nachhülfe herzustellen sein. Aber der Hochmuth jenes spanischen Generalcapitäns, welcher den Borromäischen Inseln seinen Namen gegeben, fand eben seine Rechnung dabei, daß die mit Schweiß und Blut behafteten Millionen verwendet

wurden, um den nackten Fels in einen üppigen Garten umzuwandeln. Nun, ich habe seiner Schöpfung meinen Tribut gezahlt; führte mich mein Weg aber auch noch zehnmal an den Borromäischen Inseln vorüber, unter ähnlichen Umständen wie diesmal würde ich sie mit keinem Fuße wieder betreten.

Die ziemlich lange Ueberfahrt nach dem lombardischen Laveno wurde mir durch eine politische Unterhaltung mit meinen beiden Schiffleuten beträchtlich verkürzt. Sie waren mit einander einig in dem Ausdruck der Verehrung für Karl Albert, in der Verachtung Garibaldi's, den sie bei Gelegenheit seiner berühmten Expedition nach Laveno kennen gelernt, und in der geringen Meinung von der Tapferkeit der piemontesischen Nationalgarde, deren 200,000 Mann, wie sie sagten, durch 20,000 Oesterreicher bis auf die höchsten Spitzen der Berge gejagt werden würden. Dagegen entstand der heftigste Streit unter ihnen über die Frage von den Unabhängigkeitshoffnungen Italiens. Der ältere, ein Siebenziger, war voll Feuer und Glauben, der jüngere dagegen hatte höchstens fromme Wünsche für die italienische Sache. So viele Versuche man bis jetzt gemacht hat, sagte er zuletzt, sie sind alle gescheitert — „dio nol vuole“. Der Gegner brauste bei diesem Argumente noch heftiger auf als zuvor, aber mein Fatalist zuckte schweigend die Achseln und warf sich mit doppelter Kraft auf sein Ruder.

Seit Laveno von Garibaldi durch Ueberfall genommen worden, trug man sich mit dem Plane, zum Schutze dieses Städtchens ein Fort just an der Stelle anzulegen, von welcher aus man das feindliche Dampfschiff damals hätte in den Grund bohren können. Jetzt hat man wirklich Hand an das Werk gelegt, und wenn Garibaldi demnächst zum zweitenmal des nämlichen Weges kommt, so ist es um ihn geschehen. Auf der andern Seite mag sich die Besatzung des neuen Forts vorsehen, daß sie in gutem Vernehmen mit dem Wein=

gärtner bleibe, welcher drei- oder vierhundert Fuß hoch über ihren Häuptern wohnt, und der sie, mit Hülfe etwa seines Weibes, Mann für Mann mit Steinen todtwerfen kann, sobald er will. Dieser Gärtner war weniger übel auf Garibaldi zu sprechen als die Schiffleute, und er machte seiner Freude kein Hehl, daß die von Varese herbeigeholte österreichische Artillerie, welche die Freischar zwang sich wieder einzuschiffen, immer einige Schritte über das Dampfschiff hinaus geschossen.

Das Albergo del Moro, das mir als der beste Gasthof in Laveno bezeichnet war, hatte ein so zweideutiges Aussehen, daß ich auf der Schwelle Anstand nahm einzutreten. Indessen eine Inschrift, deren Verfasser prophetisch meine Gedanken gelesen zu haben schien, versicherte so aus- und nachdrücklich, daß man in der That vortreffliche Zimmer und gute Bewirthung in diesem Hause finde, daß ich mich vorwagte. Eine Denktafel neben der Treppe besagte, daß an dem und dem Tage der Erzherzog Stephan allhier abgestiegen, und ein zweites Monument dieser Art verkündete, daß Ihre katholische Majestät die Königin Christine in allerhöchsteigener Person im Gasthof zum Mohren zu übernachten geruht. Das Gemach, welches man mir öffnete, sah jedoch nicht aus wie ein königliches Schlafzimmer, und es bedurfte einer sehr bestimmten Einsprache von meiner Seite, um mir den Eingang in eine wohnliche Stätte zu öffnen, von deren Balcon ich einen Theil des Sees übersah. Indessen ich sollte noch höher steigen. Als ich von meinem Ausfluge nach dem neuen Fort zurückkehrte, eröffnete mir die Wirthin, daß der am nächsten Tage abzuhaltende Markt ihr eine Anzahl von Gästen zugeführt habe, denen sie mein Zimmer einzuräumen wünsche. Ich erklärte mich unter angemessener Entschädigung zu einem Tausche bereit, und siehe da, das Prunkgemach des Hauses, in welchem die Königin Christine übernachtet, that sich vor mir auf.

Die Schattenseite dieser königlichen Herberge sollte ich erst am folgenden Tage kennen lernen, als ich, von der Besichtigung des wahrhaft encyklopädischen Markts zurückkehrend, auf welchem vom Bund Schwefelhölzer bis zum Fuder Backsteine alle möglichen und unmöglichen Dinge feil waren, mich mit dem Wirthe abzufinden hatte. Die Banknoten, welche ich ihm bot, wurden mit dem entschiedensten Proteste zurückgewiesen, Tresorscheine dagegen wollte er aus Barmherzigkeit gegen 25 Proc. Verlust annehmen, vorausgesetzt, daß es nicht etwa ungarische seien, die ich hatte, sondern lombardische, die ich nicht hatte, und so mußte ich Unschuldiger denn bei meinem ersten Schritte auf österreichischem Boden für die österreichische Finanznoth und Papier-Anarchie mit einem ganzen Häuflein der kostbaren Zwanziger büßen, mit denen ich ür Zeiten und Fälle der Noth glücklicherweise versehen war.

III.

Vom Langensee nach Mailand.

Ein alter sardinischer Oberst und dessen zum wenigsten dreißig Jahre jüngere Gemahlin waren meine Reisegefährten auf der Fahrt von Laveno nach Varese, wo sie den Sommer auf einer ländlichen Besitzung zubringen wollten. Ehemals sammelte sich während der heißen Jahreszeit ein großer Theil des lombardischen Adels in Varese und dessen unmittelbarer Nachbarschaft; seit dem vorigen Jahre aber stehen die meisten und zumal die prächtigsten jener Landhäuser verödet, und ihre Eigenthümer essen das Brot der Verbannung. Der alte Kriegsmann neben mir im Wagen war kein Bewunderer des lombardischen Aufstandes und der Unterstützung desselben durch Sardinien. In der Napoleonischen Schule großgezogen und mit Erinnerungen an die Kaiserzeit erfüllt, konnte er jene Unternehmungen mit seinen Begriffen von bürgerlichem Gehorsam und soldatischer Regel durchaus nicht in Einklang bringen. Die alte Politik, meinte er, habe er verstanden, die neue Politik dagegen vermöge er nicht zu fassen. Und nun gar eine Kriegführung ohne einen einzigen tüchtigen General, mit Offizieren, die weder die Theorie noch die Praxis, ja die nicht einmal die Landkarte kennen! Freilich gäbe es wol noch einen und den andern Mann aus der kaiserlichen Schule, welcher der Sache eine bessere Wendung

hätte geben können — aber was machen, wenn man pensionirt und ein Siebenziger ist?

Trotz seiner Niederlagen behauptete indessen Karl Albert auch bei diesem alten Soldaten das ehrenvolle Andenken, welches ihm überhaupt von den Oberitalienern der verschiedensten Stände, so viel ich deren noch gesprochen habe, beinahe ohne Vorbehalt gezollt wird. Diese Rehabilitirung steht vielleicht einzig da in der Geschichte. Eine fast dreißigjährige Laufbahn, ausgefüllt durch Verrath, Tücke, Grausamkeit und bleiernen Despotismus, ist in der Erinnerung der Zeitgenossen selber fast gänzlich verwischt durch eine letzte entschlossene Rückkehr zur Sache der Nation, durch eine Rückkehr, welcher ein tragischer Tod die schließliche Weihe gab. In Deutschland wäre heute noch ein ähnlicher, ein größerer Preis zu gewinnen — aber er wird nicht gewonnen werden. Eine dem Schicksal Karl Albert's geradezu entgegengesetzte Erscheinung, dagegen haben wir, das jetzt lebende Geschlecht, an unsern Augen vorübergehen sehen. Wir haben erlebt, daß ein Fürst von seinem Volke wieder auf den Thron gesetzt wurde, von welchem die französischen Kolbenschläge nur einige Trümmer übrig gelassen hatten; wir haben erlebt, daß man den wiederhergestellten König fast auf den Altar hob, und ein Vierteljahrhundert lang mit abgöttischer Verehrung überhäufte, ohne daß das unbefangene Auge des Zuschauers auch nur eine einzige der großen edlen oder hinreißenden Eigenschaften zu entdecken vermochte, welche die Herzen der Völker zu gewinnen und die Geister des Zweifels und des Widerspruchs zu bannen pflegen; wir haben endlich erlebt, daß mit dem späten Tode des Idols der unbegreifliche Zauber, den es auf die Sinne des Volks ausgeübt, plötzlich gelöst wurde, daß von der ungemessenen Liebe und Verehrung, die man dem Lebenden gezollt, auch nicht der leiseste Schimmer auf das Andenken des Todten überging. Wenn dieser merkwürdige Fall auf

der einen Seite nur allzu geeignet ist, den Werth der Popularität und die Urtheilsfähigkeit des großen Haufens in ein höchst zweideutiges Licht zu setzen, so stärkt er doch auf der andern Seite unsern Glauben an die Gerechtigkeit der Geschichte, deren Walten schon über der offenen Gruft begann.

Nachdem wir eine Stunde lang das Wohl der europäischen Staaten berathen, Krieg geführt und Frieden geschlossen hatten, verlangte die Frau des Obersten ihren Antheil an der Unterhaltung. Als ich, über meine Reise befragt, Pallanza erwähnte, setzte die Dame voraus, daß ich natürlich auch Intra gesehen, welches nur einige Stunden von Pallanza entfernt, und aus dem sie gebürtig sei. Meine Verneinung schien mir einen beträchtlichen Theil der guten Meinung meiner Reisegefährtin zu rauben. Intra nicht gesehen — eine Stadt von 15,000 Einwohnern, während Pallanza deren kaum die Hälfte hat — eine Stadt, die den besten Calicot in ganz Italien fabricirt — die Thatsache war der Dame beinahe unbegreiflich, und sie kam so oft auf mein unverzeihliches Versäumniß zurück, daß ich mir endlich durch die Nothlüge half: ich werde ihre Vaterstadt auf der Rückkehr besuchen, und sollte ich einen dreitägigen Umweg machen müssen. Diese Versicherung wirkte sofort beruhigend auf ihren durch meine frühere Gleichgültigkeit heftig aufgeregten intraer Patriotismus. Daß die eifersüchtige Vorliebe für den Geburtsort etwas sehr Gewöhnliches sei in Italien, hatte ich oft gehört und gelesen, gleichwol bin ich vielfach überrascht worden durch den Grad der Schwärmerei und Leidenschaftlichkeit, mit welchem mir jener Localpatriotismus auf allen meinen Wegen entgegengetreten ist. Wie die Piemontesin für die Kattunwebereien von Intra, so hörte ich einen Littoralbewohner sich für die nüchterne Handelsstadt Triest begeistern, die leider, der Geographie zum Trotz, ebenso wenig deutsch als dichterisch ist. Mi glorio di questa mia

patria, Trieste; è tutto mio paradiso! rief der Mann aus, indem er mit leuchtenden Augen und mit dramatischer Handbewegung auf die in Sonnenglut verschmachtende Stadt am Fuße des kahlen Felsengebirges hinwies. Wenn selbst Triest sich den frommen Blicken seiner treuen Söhne als ein Paradies darstellt, so wird man sich über den Enthusiasmus nicht länger wundern, mit welchem die Einwohner von solchen Städten an ihrer Heimat hängen, die durch die Natur oder die Geschichte wirklich mit Schätzen ausgestattet sind, wie man sie eben nur in Italien findet. Sicherlich ist dieser rührende Heimatsinn ein liebenswürdiger Zug des italienischen Charakters, aber unglücklicherweise zu gleicher Zeit von Alters her, und vielleicht für alle Zukunft, eine äußerst wirksame Ursache politischer Zersplitterung und Unmacht. Wird jemals Neapel sich Rom, Florenz sich Turin, Venedig sich Mailand unterordnen wollen — gar nicht zu reden von der überlieferten Eifersucht, mit welcher die verschiedenen Städte derselben Provinz einander verfolgen?

„Ein Jeder kehre vor seiner Thür", könnte mir der erste beste Italiener einwerfen, und er würde Recht haben. Immerhin aber ist die Lage Deutschlands in jener Hinsicht weniger ungünstig als die Italiens. Von Stadt zu Stadt gibt es in Deutschland nur einen Gegensatz, welcher keine Ausgleichung zuläßt, den von Wien und Berlin. Nur München ist neben diesen noch von etwas größerer Bedeutung. Die übrigen Hauptstädte, so sehr sich manche von ihnen blähen mögen, haben viel zu wenig eigenes Leben, als daß sie der einheitlichen Organisation irgend einen selbständigen Widerstand entgegenstellen könnten. Ein einziges Menschenalter, und sie würden vergessen haben, daß sie politische Metropolen waren, wie Nürnberg und Augsburg längst nicht mehr daran denken, daß sie souveräne Freistaaten gewesen sind. Warum? Weil ein Beruf und eine Rolle in der Geschichte dazu gehört,

um einem politischen Körper die Fähigkeit einer so zu sagen posthumen Existenz zu geben, wie zum Beispiel das deutsche Reich oder wie Polen sie heute noch besitzt. Die geschichtliche Rolle der deutschen Kleinstaaten — wenigstens drei von den vier Königreichen einbegriffen — ist aber ebenso vollständig ausgespielt, wie die Rolle der deutschen Reichsstädte im Anfang dieses Jahrhunderts erschöpft war. Nur als Anhängsel haben sie noch eine Wichtigkeit, die freilich verhängnißvoll genug für Deutschland werden kann, die aber jedenfalls nichts gemein hat mit einem selbständigen Lebensprincip.

Varese, obgleich auswärts kaum dem Namen nach gekannt, zählt mit, wenn die bedeutenden Städte Oberitaliens genannt werden — eine Auszeichnung, die es weniger seiner Größe oder seiner Geschichte als dem Umstande zu verdanken scheint, daß es, wie oben gesagt, wegen seiner glücklichen Lage und seiner gesunden Luft ein Sammelplatz des lombardischen Adels, und dadurch gewerbthätig und wohlhabend geworden ist. In der Hauptstraße von Varese, wo Werkstatt an Werkstatt, Laden an Laden stößt, könnte man sich in einer großen Stadt glauben. Gasthöfe und Kaffeehäuser sind dagegen nichts weniger als großstädtisch eingerichtet, was sich daraus erklärt, daß die Sommergäste hier auf ihrer eigenen Scholle leben. Von den schönen Gärten und Landhäusern in der Nachbarschaft bekommt man wenig mehr zu sehen als die Baumwipfel und die Dachfirsten, da die französisch-italienische Sitte der hohen Ummauerungen hier in vollem Schwange ist — eine Sitte, welche in den Umgebungen der Städte jeden freigewählten Spaziergang fast unmöglich macht, indem Landstraßen und Verbindungswege fortwährend zwischen zwei kahlen steinernen Wänden hinlaufen, so daß der Spaziergänger sich wie ein Strafgefangener vorkommt, welcher sich in den Festungsgräben die nothwendige Leibesbewegung macht.

In der Stadt selbst gibt es indessen genug zu sehen,

um die drei oder vier Stunden zwischen der Ankunft des einen und der Abfahrt des andern Eilwagens auszufüllen. Da ist z. B. eine prunkhafte Basilika mit wenigen guten und sehr vielen schlechtern Bildern ausgestattet, in deren kühlem Schatten sich's unter der Mittagsschwüle ganz gut wandeln und gaffen läßt.

Nicht ohne einige Verwunderung nahm ich an den Besucherinnen der Kirche eine besondere Fußbekleidung wahr, die mir in den Dörfern des lombardischen Gebirges aufgefallen war, und deren Gebrauch mir zu den Sitten einer gebildeten und wohlhabenden Stadt sehr wenig zu stimmen schien. Die Frauen und besonders die Mädchen der untern nicht nur, sondern auch der mittlern Stände trugen eine Art hölzerner Sandalen mit hohen Absätzen, welche nur durch ein schmales Band oberhalb der Zehen an dem nackten Fuße festgehalten werden. Der Gang wird durch diese Beschuhung beschwerlich und geräuschvoll, das Auge aber befreundet sich ziemlich schnell mit dem ungewohnten Anblick, und auch das Ohr findet bald einen gewissen Reiz in dem Geklapper der Holzpantoffeln. Die zierlichen Füße der Töchter der obern Lombardei sind es ohne Zweifel denen jene Sitte, wenn nicht ihren Ursprung, so doch ihre Beibehaltung verdankt, und welche unsern Geschmack mit derselben aussöhnen. In Mailand und in dem ganzen lombardischen Flachlande, der Heimat der misgestaltetsten Füße, die ich je gesehen, sind die Holzpantoffeln gänzlich unbekannt.

Wie war es möglich, daß die Natur den feinen aristokratischen Gesichtern der Mailänderinnen die breitesten und plattesten Füße beigab, zu denen sie in ihrer Werkstatt die Form vorfand! Die Hände der Mailänderinnen sind ihrer Füße würdig: monströse Knochen- und Fleischgewächse, denen keine Kunst des Handschuhmachers auch nur eine erträgliche Gestalt zu geben vermag. Der Fischschwanz des schönen

Weibes des Horaz dünkt mich eine Eleganz neben diesen mailändischen Extremitäten. Ein Mann von feinem Formsinn, der sich in das Madonnengesicht einer Mailänderin auf breitester Grundlage vergafft, muß einem unaufhörlichen Wechsel zwischen ästhetischem Entzücken und ästhetischer Qual zur Beute werden.

Nachdem ich, bei drei kleinen Geschäften, die ich in Varese zu machen hatte, dreimal geprellt worden war, fuhr ich gen Como — ein anmuthiger Weg über Berg und Thal, durch Feld und Wald, mit der Aussicht auf Seen und Hochgebirge und eine in voller Sommerpracht glänzende Landschaft von wunderbarem Reichthum. Bei dem Endpunkte der lombardischen Eisenbahn, an der Station von Camerlata angekommen, gab ich mein Gepäck ab, und wandelte den Rest des Weges zu Fuß, bergab nach dem eine halbe Stunde entfernten Como. Daß man die Eisenbahn nicht weiter geführt, ist ebenfalls keinen unüberwindlichen Schwierigkeiten zuzuschreiben, da sich links von der Landstraße eine tiefe Schlucht von Camerlata nach Como hinzieht, an deren Abhängen man die Bahn augenscheinlich mit geringem Fall bis an die ersten Häuser der Stadt hätte hinleiten können. Daß es nicht geschehen, mag ungefähr ebenso gute Gründe haben, wie die Wahl gewisser Knotenpunkte des deutschen Eisenbahnnetzes, z. B. Lehrte und Friedrichsfeld, dieser würdigen Denkmale des deutschen Gemeingeistes, welcher in unsern Cabinetten herrscht.

Brutto lago, brutta città, hatte mir die Frau des sardinischen Obersten von Como und seinem See gesagt. Natürlich. Was in der Welt wäre schön neben Intra und seiner Umgebung! Ich freilich, der ich unglücklich genug war Intra nicht gesehen zu haben, ich fand in Como eine Stadt von großem Stil, mit vornehmer und wohlhabender Miene. Zwar sind die Straßen enge und doch ziemlich öde, aber

überaus reinlich und oft auf große Strecken hin von wahren Palästen eingefaßt, deren Gitterthore dem Blick Einlaß geben in Säulenhöfe mit Springbrunnen und lachende Gärten, und über deren Dächer rechts und links die grünen Berggipfel emporragen.

Die Kathedrale von Como ist eines der prachtvollsten und zugleich der originellsten Werke der lombardischen Baukunst, welche den Reichthum ihrer Decorationen mit ungewöhnlich verschwenderischer und geschmackvoller Hand über dieselbe ausgeschüttet hat. Die mittelalterlichen Thore und kolossalen Festungsthürme mitten in den Straßen von Como bilden in meinen Augen keinen unangenehmen Contrast zu dem modernen Charakter der ganzen Stadt.

In der Absicht, das nördliche Ende der Stadt und mit ihm das Ufer des Sees zu gewinnen, hatte ich fortwährend die Richtung verfolgt, die mir durch den Bau der Stadt und durch die Lage des ihre Gestalt bestimmenden engen Thales selber angewiesen war. Aber die vier- oder fünffache Häuserreihe, welche sich dieses Thal entlang zieht, wollte kein Ende nehmen, die Straßen schienen sich ins Unermeßliche zu verlängern, und so sehr ich meinen Schritt zuletzt beschleunigte, das nördliche Thor kam nicht zum Vorschein. Endlich erinnerte mich der Glockenschlag, daß es die höchste Zeit sei zum Umkehren, wenn ich nicht mein Gepäck die Reise nach Mailand mit dem bevorstehenden letzten Bahnzuge allein machen lassen wolle, und so trat ich denn, höchst unmuthig darüber, der Eisenbahn ein Unterpfand gegeben zu haben, welches ich denn doch nicht im Stich lassen mochte, den Rückweg nach Camerlata an, ohne auch nur einen Tropfen Wasser vom Comer See gesehen zu haben. „Ein andermal“, log ich mir zum augenblicklichen Troste vor, wie schon manchmal in ähnlichem Fall, dem das „anderemal“ niemals gefolgt ist, und nimmermehr folgen wird.

Nach halbstündiger Fahrt von Camerlata aus verläßt der Bahnzug das reizende oberlombardische Hügelland, den grünen Fußschemel der greisen Alpen, und eilt dann raschern Laufes über das Flachland dahin. In Monza wurde der Ungeduld der Reisenden ein sehr unwillkommenes und überlanges Halt geboten. Die Stadt der Eisernen Krone hatte ich weiß nicht welches Fest gefeiert, zu welchem Tausende von Mailändern hinausgepilgert waren, von denen ein großer Theil mit dem letzten Zuge nach Hause befördert sein wollte. Es währte eine Ewigkeit bis die nöthigen Wagen herbeigeschafft waren, und damit zu dem Schaden der Spott nicht fehle, schaute von den benachbarten Terrassen der hochgelegenen Gärten zwischen Rosen- und Oleanderbüschen eine Anzahl munterer Gesichter herab, denen man es deutlich genug ansah, daß ihre Inhaberinnen kein besonders lebhaftes Mitgefühl für den lauten Unmuth der unglücklichen Eisenbahnfahrer empfanden.

Ueber der Verzögerung in Monza war der Abend hereingebrochen, und wir hielten bei Laternenschein unsere Einfahrt in den unermeßlichen Bahnhof von Mailand. Bei der Unzahl von Ankömmlingen, welche in die Stadt befördert sein wollten, konnte ich von Glück sagen, daß ich einen Platz im Stellwagen eroberte. Obgleich wenigstens mit zwanzig Personen befrachtet, ging es im Schnelltrabe zum Thore hinein, den von Menschen wogenden Corso entlang, am Dom vorbei nach der Porta Romana, wo ich, wie neun Zehntheile aller Deutschen, im Hotel Reichmann abstieg.

Eine halbe Stunde später saß ich vor einem Kaffeehause am Domplatze, angesichts des Hauptportals des herrlichsten Tempels der Christenheit, über welchen das Mondlicht all seinen geheimnißvollen Zauber ausgegossen hatte. Der Platz vor der Kathedrale glich einem Riesensalon, in welchem sich ein zahlreiches Publicum aller Stände heiter und gesellig

durcheinander bewegte. Mit dem Mondlicht wetteiferten die Gasflammen, welche die ganze Scene mit einem strahlenden Kranze einfaßten; aus dem offenen Fenster eines benachbarten Palastes erklangen, von der Guitarre begleitet, die etwas grellen, aber gewaltigen Töne einer von funkelnder Leidenschaft belebten Sopranstimme; rechts und links neben mir rauschte es von seidenen Gewändern, und flüsterte es in den schmeichelnden Lauten der italienischen Zunge. Da plötzlich erscholl aus dem entferntesten Winkel des Domplatzes ein Ruf, vor welchem Alles verstummte. „Halt, wer da!" donnerte es, und einen Augenblick darauf zog, langsamen Schrittes und von tausend starren Blicken verfolgt, eine grauröckige Patrouille im Hintergrunde vorüber.

IV.

Mailand.

Das Hotel Reichmann verdient noch immer den guten Ruf den es sich seit Jahren in Deutschland erworben hat. Unter der Menge kleiner Annehmlichkeiten, welche es dem Reisenden bietet, war mir keine erfreulicher als der Ueberfluß an Reisehandbüchern, Karten und Planen, welche Jedermann zugänglich in dem Säulengange des Hofes ausgelegt sind. Wer, wie ich, zwanzigmal in dem Falle war, in Gasthöfen ersten Ranges vergebens nach einer Specialkarte des Landes oder auch nur nach einer Karte von Deutschland zu fragen, der wird jene Einrichtung zu würdigen wissen. Freilich sind die Reisebücher im Reichmann'schen Gasthofe mit dem Deckel auf der Tafel festgenagelt; allein wenn eine solche Vorkehr den Gebrauch um etwas erschwert, so ist es doch selbst bei der allerbesten Meinung von dem Reisepublicum nicht wol möglich die Nothwendigkeit derselben zu leugnen. Bewahre mich der Himmel, daß ich irgendeinen der hochgeehrten Herren Reisenden, welche Gasthöfe besuchen, des Mangels an Achtung vor fremdem Eigenthume verdächtige — ich würde vielmehr die Hand für die Ehrlichkeit eines jeden derselben ins Feuer legen —, aber die Vergeßlichkeit ist ein Naturfehler, der sich bei Leuten aller Stände findet, sogar bei solchen, die sehr viel gelernt haben. Hat doch ein so namhafter Gelehrter

wie Herr Libri vergessen mehrere Tausende der seltensten und werthvollsten Bücher zurückzugeben, die er verschiedenen Bibliotheken entlehnt hatte!

Das Hotel Reichmann ist eine deutsche Insel im italienischen Meere. In dem ganzen Hause sieht man kein italienisches Gesicht, und hört man fast keinen italienischen Laut, mit dem ersten Schritt über seine Schwelle aber ist man mitten in einer fremden Welt, in welcher man durch nichts an Deutschland und an die deutsche Herrschaft erinnert wird als durch die österreichischen Uniformen. Die deutschen Handwerker, welche man sonst in jeder großen Stadt Europas in Masse antrifft, scheinen in Mailand durchaus keinen Boden gefunden zu haben; ich wenigstens habe über den Werkstätten der Sattler, Schreiner, Schuhmacher und Schneider auch nicht einen einzigen deutschen Namen entdecken können. Von deutschen Schildern, Inschriften und Ankündigungen ist vollends keine Rede. An einem oder zwei Wirthshäusern war neben dem italienischen ein deutscher Name zu lesen, aber nur durch eine nachträgliche Ueberpinselung hindurch, die ohne Zweifel aus der Revolutionszeit herrührte, und deren Beseitigung die Eigenthümer nach der Restauration entweder nicht gewagt oder nicht der Mühe werth gehalten. Amtliche Anschläge in deutscher Sprache sieht man nur an den Tabaksläden, nämlich deren auf Löschpapier gedrucktes Patent, mit einer gräulichen Caricatur des österreichischen Wappens verziert. So oft in den Straßen und an den öffentlichen Orten deutsche Worte an unser Ohr schlagen, können wir so gut wie gewiß sein, daß sie aus dem Munde eines Soldaten oder eines Reisenden kommen. Die französischen Anklänge sind übrigens fast ebenso selten, und nichts ist falscher als der oft gehörte Satz, daß Mailand eine halb französirte Stadt sei.

Die frühere herausfordernde Opposition der Mailänder gegen das österreichische Regiment ist gebrochen, die gegen-

wärtige Haltung der mailändischen Bevölkerung ist passiv, und dennoch selbst für den bloßen Beobachter peinlich, fast beängstigend. Diese stummen Lippen haben eine stürmische Beredtsamkeit, hinter diesen kalten Blicken — man fühlt es — glüht das Feuer fort, das seit fast einem Jahrtausend immer wieder von neuem lodernd zwischen Deutschland und Italien aufschlägt.

Die Offiziere und die deutschen Beamten in Mailand sind durch eine unübersteigliche Schranke von der einheimischen Bevölkerung geschieden. Nicht nur daß jeder häusliche Umgang, jeder gesellige Verkehr zwischen den einen und den andern wegfällt, werden auch die blos äußern Berührungen von beiden Seiten gemieden. In den Kaffeehäusern, wo sich die Offiziere versammeln, wird man selten einen bürgerlichen Rock erblicken, und fast ebenso selten geschieht es, daß sich ein Militär in ein bürgerliches Kaffeehaus verirrt. Finden aber hier und da unfreiwillige Begegnungen statt, so ignorirt man einander gewöhnlich gegenseitig so vollständig, daß jede Gelegenheit zur Höflichkeit oder Unhöflichkeit wegfällt. Schwerlich wird jemals der Oesterreicher den Mailänder auch nur um Feuer für seine Cigarre ansprechen, oder der Mailänder den Oesterreicher um ein Zeitungsblatt. Auch ich nahm anfangs Anstand, mich mit Fragen, wie man sie in einer fremden Stadt hundertmal im Laufe des Tages zu stellen veranlaßt ist, an die Mailänder zu wenden; allein theils die Neugier, theils die Nothwendigkeit half mir bald über meine Bedenken hinweg, und obgleich man in mir beim ersten Worte den Deutschen erkennen mußte, so wurde mir doch nicht ein einzigesmal eine Antwort zu Theil, in welcher sich die mindeste Feindseligkeit ausgesprochen hätte. Im Gegentheil kann ich den Mailändern, wie allen Oberitalienern, mit denen ich später in Berührung kam, nur die sorgfältigste Erfüllung der Gesetze des Anstandes und der artigen Sitte nachrühmen — eine Haltung, die bei den nationalen Leidenschaften, auf deren

Kosten sie ohne Zweifel beobachtet wird, sicherlich von einem bedeutenden Grade der Seelenbildung zeugt.

Eine große Zahl der reichsten und angesehensten lombardischen Familien lebt noch immer, und wahrscheinlich für eine Reihe von Jahren, in selbstgewählter Verbannung, und von dem alten Glanze des öffentlichen mailändischen Lebens ist in Folge der Revolution nicht viel übrig geblieben. Die Scala ist geschlossen, der weltberühmte Corso ist verödet, öffentliche und geräuschvolle Lustbarkeiten werden gemieden. Das vorzugsweise sogenannte Volksleben indessen hat von seiner südlichen Regsamkeit und Mannichfaltigkeit weniger verloren. Pulcinella und Ciarlatano sind nicht an Melancholie gestorben, und wo sie auftreten, finden sie immer noch ein dichtgeschartes Publicum, welches mit begierigem Ohre nach den hundertmal gehörten Späßen horcht, und dessen Lachlust durch den Druck des Belagerungszustandes nicht erstickt ist. Wie seit undenklichen Zeiten handhabt Pulcinella unter dem Jubel des Volks seinen classischen Besenstiel gegen Jedermann und alle Welt, gegen seine Frau, gegen den Richter, den Henker und den Gottseibeiuns — nur nicht gegen den österreichischen Gendarmen; wie von jeher macht sich der Ciarlatano über alle Stände und Nationen lustig, über Advocaten und Geistliche, Ehemänner und Hagestolze, Franzosen und Engländer — nur nicht über die Deutschen im allgemeinen oder gar die Oesterreicher insbesondere. In die Witze der Lustigmacher und in das Gelächter des Volks klingt von weitem die Orchestermusik einer riesenhaften Drehorgel hinein, Das Geschrei der Obst- und Eisverkäufer füllt die kurzen Pausen aus, der ganze Marktplatz wimmelt von zappelnder Gewinnsucht und geschäftigem Müßiggang, und mit gelangweilter Majestät schaut die Sonne von ihrem ätherischen Thron drein auf das in tausend wechselnden Formen ewig wiederkehrende Einerlei des possenhaften Menschentreibens.

Was die Unsterblichen von dem mailänder Dom halten, muß ich dahingestellt sein lassen; mit menschlichen Augen angesehen stellt er sich aber als ein Werk dar, welches über die irdische Armseligkeit herausragt, als ein Werk, welches uns beinahe stolz machen könnte auf den menschlichen Namen und auf die menschliche Kraft. Die räumliche Größe verbindet sich in dem Dome mit dem Reichthum und der Schönheit der Formen zu einem überwältigenden Eindruck. Es gibt Kirchen von erhabenerm Charakter, aber keine, welche ein so wunderbares, so unvergeßliches Bild von der mannichfaltigen Herrlichkeit der Kunst gäbe. Die Außenseite des Doms, von den Thürmen herunter bis zu den Portalen, ist vielleicht sogar zu reich ausgestattet mit architektonischen Figuren, Zierrathen und Bildwerk aller Art; sie wirkt anfangs wenigstens verwirrend auf das Auge, und es bleibt immer sehr schwer, einen größern Theil derselben, etwa eine ganze Façade, mit einem Blick zu umfassen und in sich aufzunehmen. Hält man sich dagegen an das Einzelne, so stößt man hier und da auf Theile, welche nicht in die Harmonie des Ganzen passen, auf geschmacklose Neuerungen, mislungene Nachahmungen und noch immer auch auf manche empfindliche Lücken. Trotz alledem und alledem, und ob man sie von rechts oder links, von oben oder von unten auffaßt, ist die Silhouette des mailänder Doms ein unübertroffenes Prachtstück der mittelalterlichen Kunst.

Das Innere des Doms, in weit einfacherm Stile gehalten als die Außenseite, gewährt auch ein harmonischeres und reineres Bild. Die Größe und das Ebenmaß der Verhältnisse und der Schwung der Linien sind die einzigen Mittel, durch welche der innere Raum der Kirche auf uns wirkt. Dieses herrliche Hauptgewölbe, von den riesenhaftesten Säulen getragen, die ich je gesehen, würde sich ohne Zweifel noch großartiger darstellen, wenn man nicht auf den unglück-

lichen Einfall gerathen wäre, es durch ein gemaltes Netz von gothischem Schnörkelwerk zu entstellen, welches für Bildhauerarbeit gelten will. Ueberhaupt sind fast alle die Zierrathen, welche die Decorationskunst im Innern des Doms angebracht hat, Schnitzwerk, Malereien, Bildhauerarbeiten, vielmehr eine Verunstaltung als ein Schmuck des Gotteshauses. Dies gilt insbesondere von dem Chor, dessen Ausschmückung des Bauwerkes selbst in keiner Weise würdig ist.

Von der Höhe des Hauptthurmes herab läßt sich ein vollständiger Ueberblick über den Plan des Domes gewinnen, und es wird sicherlich Niemanden gereuen, die so und so viel hundert Stufen selbst in der Mittagshitze hinaufgeklommen zu sein. Auf dem Kirchendache ein Garten von Marmorbäumen und Marmorblumen; das Treppenhaus, welches vom Dache nach dem Thurme hinaufführt, ein Tabernakel, überladen mit der köstlichsten Bildhauerarbeit. Die bloße Zusammensetzung der bereits fertigen einzelnen Stücke dieses Treppenhauses soll sechs Jahre gedauert haben.

Dort oben wird man übrigens auch vollends inne, wie viel noch bis zur gänzlichen Vollendung des Domes fehlt. Obgleich seit der napoleonischen Zeit ununterbrochen mit beträchtlichen Kräften an dem Ausbau desselben gearbeitet, und unermeßlich viel geleistet ist, so wird das gegenwärtige Jahrhundert doch schwerlich den letzten der noch mangelnden Steine einfügen sehen. Seit zwei Jahren stockt das Werk beinahe gänzlich. Nachdem schon früher der jährliche Zuschuß der Regierung zu dem Dombaufonds von 100,000 Fl. auf die Hälfte herabgesetzt war, haben seit der Revolution alle Zuschüsse aus der Staatskasse aufgehört, so daß eine große Zahl von Arbeitern, die von Vater auf Sohn von dem Dombau gelebt hatten, entlassen werden mußte.

Von dem vorhin über das Schmuckwerk des Chors ausgesprochenen Urtheile muß ich die Glasmalereien desselben

ausdrücklich ausnehmen. Die drei ungeheuern Fenster des Chors bilden eine Galerie von Transparenten, die den kunstsinnigen Beschauer tagelang beschäftigen könnte. Zumal das linke Fenster enthält wahre Meisterstücke der neuen Glasmalerei. Wie es möglich ist, die Werke der alten Glasmalerkunst neben denen der neuen auch nur zu nennen, geschweige denn gar ihnen den Vorrang einzuräumen, ist mir von jeher unbegreiflich gewesen. Daß man die alten gemalten Fenster unserer Kirchen sorgfältig erhält, daß man ihnen als Denkmalen der Anfänge der Kunst einen historischen Werth beilegt, daß der Alterthümler seine Freude daran hat — das Alles finde ich ganz in der Ordnung. Wenn ich aber höre, wie man über die Schönheit und über den Kunstwerth der Glasmalereien in extatische Bewunderung ausbricht, so ist es mir ganz unmöglich, an die Aufrichtigkeit solcher Urtheile und Empfindungen zu glauben. Die alten Glasmaler, es ist wahr, haben einzelne Farben, die durch ihre Lebhaftigkeit und ihren Glanz überraschen — Farben, welche als solche an der Küste von Mozambique oder am Ufer des Senegal wahres Furore machen würden, die aber, losgelöst von der Form, im gebildeten Europa unmöglich ein ästhetisches Entzücken rechtfertigen können. Die Form aber ist es, welche den alten Glasmalereien durchaus und gänzlich fehlt. Die Zeichnung ist monströs, von Composition, von Gruppirung, von Perspective kann bei ihnen gar keine Rede sein. Man trete vor ein Fenster des ulmer Doms oder der Sebalduskirche in Nürnberg, und man wird Viertelstunden nöthig haben, um auch nur die Gegenstände der einzelnen Bilder zu erkennen, und das Verhältniß ihrer verschiedenen Theile zu einander herauszufinden. Aber es ist nun einmal ein angenommener Satz, daß die alten Glasmalereien äußerst bewunderungswürdige Dinge sind, und von je zwanzig Besuchern der Dome machen sich wenigstens neunzehn eine Art Ge-

wissenspflicht daraus, angesichts der gemalten Kirchenfenster ihre Mienen zu verklären, und die halb unterdrückten Ausrufungen nicht zu sparen, welche von Rührung und Bewunderung zeugen sollen. Es ist eben eine von den vielen conventionellen Lügen, welche sich unser Geschlecht aus mannichfaltigen Beweggründen auflegt, bald unter dem Vorwand des Staatswohles, bald zur vermeinten Rechtfertigung des Anspruchs auf Bildung, bald aus bloßer Gewohnheit, bald Anstands halber, bald gar — Gott sei es geklagt — im Namen der Moral und der Religion.

Nachdem ich den Dom gesehen und wieder gesehen, hätte ich, unbekümmert um alle andern „Merkwürdigkeiten" von denen Förster's Handbuch spricht, und vollkommen befriedigt abreisen können; indessen die Gelegenheit vielmehr als mein Wille führte mich noch nach dem Triumphbogen hinaus, welcher in amtlicher Sprache della pace, in der Volkssprache aber del Sempione genannt wird, weil die Italiener immerhin lieber an den Bau der Simplonstraße als an den Pariser Frieden erinnert sein wollen. Die Inschriften des Triumphbogens thun der Veranlassung des Baues ebenso wenig mit einer Silbe Erwähnung als des Gewaltigen, der den Plan entworfen und den Grundstein gelegt hat; dem Vollender des Werkes dagegen, dem Kaiser Franz, wird der lateinische Weihrauch scheffelweise gestreut, ihm, adsertori perpetuae faustitatis, parenti publico u. s. w. Daß die Mailänder diese und ähnliche Inschriften — z. B. die Widmung eines der Stadtthore a Francesco Massimo Augusto — während der Revolution verschont haben, zeugt jedenfalls von einer großen Pietät, wenn nicht gegen den Kaiser Franz, so doch gegen die Kunst und die Geschichte.

Der Triumphbogen della Pace als Ganzes aufgefaßt, ist dem der Barrière de l'Etoile in Paris sehr ähnlich, und wenn bedeutend kleiner, doch wenigstens ebenso reich ausge-

stattet von der Hand des Baumeisters, des Bildhauers und des Erzgießers. Dagegen, so wundervoll die Lage des pariser Triumphbogens ist, so erbärmlich ist die des Arco della Pace. Der Triumphbogen de l'Etoile, auf dem Höhepunkte der Hauptallee der Elyséeischen Felder gelegen, und eine lange von Baummassen eingefaßte Perspective begränzend, beherrscht seine ganze Umgebung mit unwiderstehlicher Majestät. Nach Osten öffnet er die prachtvolle Einfahrt in den schönsten Theil der unermeßlichen Stadt, nach Westen schließt er eine Aussicht wie man sie innerhalb städtischer Mauern schwerlich zum zweitenmal findet. Der Platz für den Triumphbogen in Mailand dagegen könnte kaum unglücklicher gewählt sein. Am Ende einer staubigen Einöde gelegen, die als Exercierplatz dient, gegenüber einer alterschwachen Caserne, die sich den Namen einer Citadelle anmaßt, von zwei geschmacklosen Wachthäusern flankirt, und mit dem Rücken an eine im Sande verkümmerte Allee sich anlehnend, steht der Arco della Pace da wie der von Gold und Juwelen strotzende Sultan eines Volks von zerlumpten Hungerleidern und Bettlern. Dieser Anblick ist geradezu widerwärtig. Um des beleidigenden Contrastes los zu werden, muß man den Triumphbogen von seiner ganzen Umgebung ablösen, ihn behandeln wie die Philosophen „das Ding an sich".

Es ist eine oft gemachte und doch noch lange nicht abgenutzte Bemerkung, daß unsere monumentale Kunst bis auf den heutigen Tag lediglich von den Ideen und Mustern des Alterthums lebt. An diesem Triumphbogen ist nicht ein Stein, der nicht vor wenigstens anderthalb tausend Jahren modellirt worden wäre. So alt wie der Gedanke des Triumphbogens selbst, ebenso alt sind die Allegorien, die Symbole, die Götter und die Helden, welche diesen Gedanken tragen helfen. Hat man doch dem Wagen der Siegesgöttin dort oben sogar ein Gespann von antikem Vollblut geben

zu müssen geglaubt, plumpe, dickhalsige, steifbeinige Thiere, eine Race, welche von der künstlerischen Ohnmacht geboren, von der Manier großgezogen ist, und die man nur mit hippologischem Abscheu betrachten kann. Aber diese Formen, ebenso unschön als unwahr, sind nun einmal antik, und deshalb haben wir uns bei der Nachahmung der Alten daran zu halten. Ein solches Verfahren ist allerdings ein wenig chinesisch; allein wer weiß, ob die Chinesen im Grunde so ganz unrecht haben, wenn sie in ihren Copien europäischer Bilder auch die Fliegenspuren wiedergeben. Ueberdies hat der Pinsel unserer besten Maler und der Meißel so mancher berühmter Bildhauer jene antike Pferderace in der heutigen Kunst bereits naturalisirt, und so bleiben wir denn schon der Gleichförmigkeit wegen bei unsern Darstellungen aus der alten Welt, bei den groben Köpfen, den gefilzten Mähnen, den plumpen Hälsen, den hölzernen Beinen, den unmöglichen Stellungen und dem unbeweglichen Galopp der Pferde auf den alten Fresken und Basreliefs.

V.

Von Mailand nach Venedig.

Der Krieg hat die Vollendung der lombardisch-venetianischen Haupt-Eisenbahn um Jahre verzögert. Noch immer die zwanzig Meilen lange Lücke zwischen Treviglio und Verona, deren Ausfüllung bis jetzt so wenig vorbereitet ist, daß erst in den jüngsten Tagen auch nur die ministerielle Bewilligung zum Bau der Strecke von Brescia nach Verona erfolgte.

Die kaiserlichen sowol als die Privat-Eilwagen benutzen die Eisenbahn von Mailand nach Treviglio, obgleich die Fahrt auf derselben kaum eine Stunde währt; die Briefpost dagegen, der „Courier", wie es in Oesterreich heißt, verschmäht den Gebrauch dieser kurzen Bahnstrecke, oder vielmehr die späte Abfahrtsstunde erlaubt dem „Courier" nicht, sich mit Dampf befördern zu lassen, zum großen Misbehagen des Reisenden, welcher dabei kaum weniger als zwei Stunden verliert. Gleichwol gewinnt der „Courier" immer noch vier oder fünf Stunden über die Eilwagen, so daß er, auch abgesehen von seiner bequemen Einrichtung, zumal in der Jahreszeit der Hitze und des Staubes, trotz seines beträchtlich höhern Preises, den Vorzug verdient.

Im glücklichen Besitz des Cabrioletplatzes neben dem Schaffner fuhr ich um 9 Uhr Abends durch das Menschengewimmel des Corso zur Porta Orientale hinaus. Neben

dem Postillon hatte ein bis an die Zähne bewaffneter Gendarm Platz genommen, welchen ich für eine Art blinden Passagier hielt, und den ich ins Pfefferland wünschte, weil er eine beträchtliche Verfinsterung des prachtvollen Nachthimmels verursachte. In den Hecken und Wiesen zu beiden Seiten der Straße schwärmte es von funkelnden Johanniswürmchen, und vor mir im fernen Osten fuhr ein stummer Wetterstrahl um den andern über den Horizont. Ein bequemer luftiger Sitz, eine Temperatur, in welcher ein einfacher Leinwandrock weder zu leicht noch zu schwer war — eine funken- und flammensprühende Unterhaltung für das Auge; es war die angenehmste nächtliche Fahrt, welche man, auf die Gesellschaft seiner eigenen Gedanken beschränkt, im Postwagen machen kann.

Je weiter die Nacht vorrückte, desto belebter wurde die Straße. Frachtwagen, Ochsenkarren, Reisekutschen folgten einander ohne Zahl. Eine Abtheilung österreichischer Truppen zog langsamen Schrittes und mit den klagenden Tönen einer slawischen Melodie an uns vorüber. Inzwischen hatte sich das Wetter verzogen, der Mond war aufgegangen, und nachdem das Schauspiel der Landschaft in neuer Beleuchtung den ersten Reiz verloren, versagten mir meine Sinne endlich den fernern Dienst, und ich verschlief den Rest der herrlichen Sommernacht.

Der Morgen war angebrochen als ich angesichts von Brescia erwachte. Statt des einen Gendarmen sah ich deren jetzt zwei auf dem Bock, und wenn ich über die Bestimmung derselben noch hätte zweifelhaft sein können, so würde mich das verrostete Schwert ins Klare gebracht haben, welches der Schaffner jetzt zwischen den Knien hielt. Wir mußten, nach diesen ungewöhnlichen Rüstungen zu urtheilen, in der letzten Stunde der Nacht die gefährlichste Stelle des Weges zurückgelegt haben. Der Schaffner versicherte gleichwol, das Alles sei bloße Ceremonie. Da ich indessen wenig Tage später in den Zeitungen las, daß man in Padua vierzehn Straßen-

räuber auf einmal standrechtlich erschossen, so will es mir scheinen, als ob jenes kriegerische Ceremoniell denn doch nicht so ganz überflüssig sei, wie manche andere Förmlichkeiten einer hochlöblichen k. k. Polizei.

Brescia ist eine Stadt von vornehmer Miene. Bei der bloßen Durchfahrt fällt eine Menge von Gebäuden ins Auge, welche durch ihren monumentalen Charakter imponiren, die von altbegründetem Reichthum und von einer bedeutsamen Geschichte zeugen. Ich wäre gar zu gern ein paar Stunden lang in diesen stillen ernsten Gassen umhergewandelt, aber das Posthorn rief, und ich mußte Brescia nach einem flüchtigen Blicke auf die dem Posthause zunächst gelegenen Plätze und Gassen den Rücken wenden.

Bei Desenzano tritt die Straße an den Gardasee heran, welcher auf dieser Seite, bei kahlen und flachen Ufern, durchaus keinen anziehenden Anblick gewährt. Der Charakter der ganzen Landschaft, welche den See im Süden begränzt, ist nichtssagend. Auch Peschiera bildet keinen bedeutenden Zug in diesem unbedeutenden Bilde. Peschiera hat nichts von den malerischen Attributen anderer alten Festungen, es ist ein Stück nüchterner platter Fortification, ohne alles romantische Beiwerk — ein kleines armseliges Nest, in der absoluten Ebene gelegen, von möglichst niedrigen Wällen und möglichst breiten Gräben eingefaßt. Spuren der langen und, wie man sagt, schweren Belagerung waren mir weder außerhalb der Stadt noch innerhalb derselben bemerkbar. Standen doch Bäume und Buschwerk selbst auf dem rechten Ufer des Mincio noch auf Pistolenschußweite von den Wällen. Auf dem linken Ufer, welches der Feind allerdings nicht betreten zu haben scheint, war offenbar überhaupt gar keine Art angelegt worden. Ein solches Versäumniß muß als ein Leichtsinn ohne Gleichen erscheinen, wenn man bedenkt, daß anderer Orten die Bäume im Festungsrayon schon dann gefällt werden,

wenn man noch fest entschlossen ist Friede zu halten, und es um keinen Preis zum Kriege kommen zu lassen. Wer weiß, ob das Jahr 1860 für Erfurt nicht die Vorsicht des Jahres 1850 rechtfertigen wird!

Verona, das wird auch dem Laien auf den ersten Blick unzweifelhaft, ist eine ernstlicher gemeinte Festung als Peschiera, die Unüberwindlichkeit, ja beinahe Unangreifbarkeit Veronas aber muß durch Mittel hergestellt sein, zu deren Würdigung das Auge des Sachkenners gehört. Neben den Festungen am Rhein, neben Minden oder Magdeburg, sollte man meinen, dürfe sich Verona nicht sehen lassen.

Viel lauter als die Festigkeit spricht die große Vergangenheit Veronas zu dem Auge. Auf Tritt und Schritt begegnet man den Spuren und Ueberresten einer Macht und eines Glanzes, deren Zeit lange geschwunden ist, und schwerlich jemals wiederkehren wird. Hier gibt ein die Hauptstraße der Stadt in der Mitte durchschneidendes Thor Zeugniß von dem Prunke der römischen Herrschaft; dort erinnert ein kunstreiches und kostbares Mausoleum an die geschmackvoll drapirte, wenn auch darum nicht weniger blutdürstige Tyrannei der Scaliger; weiterhin zeugt ein riesenhaftes Amphitheater von dem Reichthum und der unermeßlichen Bevölkerung des alten Verona.

Das Amphitheater in Verona gilt, wenn ich nicht irre, für das besterhaltene Bauwerk dieser Art, welches auf unsere Tage gekommen ist. Abgesehen von dem Umstande, daß dies Amphitheater seine gegenwärtige Gestalt der allerdings nach dem ursprünglichen Plane unternommenen Restauration durch die Scaliger verdankt, mag es mit jener Annahme seine Richtigkeit haben. Aber obgleich bei weitem nicht so vollständig wie das Amphitheater in Verona, macht das Amphitheater in Nismes doch einen viel großartigern Eindruck. Nicht nur daß seine Verhältnisse größer sind, verdankt es

den ungeheuern Werkstücken, wahren Felsblöcken, aus denen es erbaut ist, einen wahrhaft cyklopischen Charakter, während das Amphitheater zu Verona, aus ganz gewöhnlichen Quadersteinen aufgeführt, von außen einen ziemlich bescheidenen bürgerlichen Anstrich hat. Dazu in Nismes die herrliche Decoration von Bäumen und Buschwerk, welche, ein Sinnbild der Unschuld und der ewigen Jugend der Natur, aus den Spalten des alternden Denkmals der römischen Kunst, des römischen Luxus und der römischen Barbarei aufgesprossen ist. Durch die Vollständigkeit der dreißig- oder vierzigfachen Stufenreihe ist das Amphitheater zu Verona nicht im Stande dem in Nismes in monumentaler und in malerischer Hinsicht den Rang streitig zu machen. Ein charakteristisches Merkmal des Unterschiedes der Zeiten ist es übrigens, daß, während ehemals ein ganzes Volk freien Zutritt hatte zu den glänzendsten Schauspielen, welche die alte Welt ihren Bürgern zu bieten vermochte, heutzutage der bloße Anblick des leeren verfallenen Raumes erkauft werden muß.

In Verona macht sich die Nähe und der Einfluß Deutschlands in einer Menge von kleinen Merkmalen erkennbar, von denen in Mailand keine Spur vorhanden ist. Nicht nur daß man hier eine große Zahl von deutschen Gesichtern sieht, daß man durch das, was man in den Straßen hört, sieht, liest, unaufhörlich an Deutschland erinnert wird, auch die Eingeborenen von Verona zeigen sich viel weniger als die Mailänder zurückhaltend und unzugänglich gegen die Deutschen, und eine wenigstens oberflächliche Kenntniß unserer Sprache scheint bei ihnen keineswegs selten zu sein.

Der äußern Erscheinung nach ist der Menschenschlag in Verona der nämliche wie in Mailand — schöne stattliche Männer und kleine Frauen, oft hübsch von Gesicht, aber gewöhnlich von plumpem Bau und unbehülflichem Wesen, Frauen, die es überdies durchaus nicht verstehen, ihre natür-

lichen Mängel durch die Kunst des Anzuges zu verstecken. Nur die Kinder weiß man hübsch zu kleiden, und besonders artig steht den kleinen Mädchen der über den Scheitel gespannte Goldreif, durch welchen das nach hinten gekämmte und à la page verschnittene Haar festgehalten wird.

Die Eisenbahn von Verona nach Venedig, welche bekanntlich schon vor der Revolution in vollem Betriebe war, geht an Montebello und Vicenza vorüber bis Padua durch einen paradiesischen Garten. Die Felder tragen gleichzeitig drei Ernten über einander, Getreide, Wein und das Obst der Bäume, zwischen denen die Reben in reichen Gehängen ausgespannt sind. Auch an Wiese und Wasser mangelt es nicht, und wenn kein eigentlicher Wald sich zeigt, so gibt es doch Baumwuchs in Ueberfluß zur Befriedigung des Auges und des Bedürfnisses. Bei Verona haben wir das bei Brescia betretene Hügelland verlassen, die Ebene dehnt sich zur Rechten scheinbar endlos nach Süden aus, zur Linken dagegen wird, sie in dämmernder Ferne durch die tiroler Hochgebirge begrenzt.

Die Bahnhöfe, selbst der bedeutendsten Städte, sind kahl, geschmacklos, oft sogar geradezu kümmerlich, die Einrichtung der Wagen läßt viel zu wünschen übrig, und mit dem Raume wird auf eine wahrhaft schnöde Weise gegeizt — eine Knauserei, welche die Reisenden mit Strömen von Schweiß bezahlen müssen. Von den namhaften Ortschaften am Wege bekommt man, wie gewöhnlich, wenig oder nichts zu sehen. Nur Padua zeigt sich im vollen Profil — rechteckig, geradlinig, von steifen schmucklosen Thürmen überragt, ein sprechendes Bild gelahrter Pedanterei.

Einige Stunden hinter Padua spürt man die Nähe der See. Die Vegetation wird ärmer, einförmiger, die ganze Gegend nimmt, man weiß nicht recht wie, einen öden Anstrich an. Die Brenta, an deren Brücke sich die letzte Station

befindet, macht innerhalb dieser Landschaft keine ganz so dichterische Figur wie in Heine's Liedern. Endlich hört aller Pflanzenwuchs auf, und zuletzt weiß man nicht mehr, ob das, was man zu beiden Seiten des Bahndammes sieht, Land oder Wasser genannt werden muß. Der weiße Streifen, welcher quer vor dem Damm auf dem Wasser schwimmt, ist Venedig.

Die Lagunenbrücke, während der Belagerung von den Venezianern an mehrern Stellen gesprengt, war so weit wiederhergestellt, daß sie am folgenden Tage feierlich von neuem eingeweiht werden sollte. Unser Bahnzug war der letzte, welcher am Eingange der Brücke Halt machen und die Weiterbeförderung seiner Passagiere den wartenden Omnibus-Gondeln überlassen mußte. Unter hundertstimmigem Geläute der Abendglocken setzte sich die Gondelflotte in Bewegung, immer die Brücke entlang, deren Bogenreihe nicht enden zu wollen schien. Drei oder vier junge Venezianer in meiner Gondel sprachen unaufhörlich von den Schicksalen, welche die Brücke während der Belagerung erlitten, indem sie einander auf jede merkwürdige Stelle derselben aufmerksam machten, an jedes namhafte Ereigniß, deren Schauplatz sie gewesen, erinnerten, aber mit sorgfältiger Vermeidung jeder, auch der leisesten politischen Anspielung. Wäre Venedig eine Stadt des Himmlischen Reichs, ihre scheinbare Theilnahmlosigkeit hätte nicht größer sein können; ihrem ganzen Tone nach schien ihnen der Aufstand und die Belagerung ihrer Vaterstadt blos ein Curiosum zu sein. Endlich stieß der Ruder-Omnibus ans Land, Polizei und Mauth hielten meine Ungeduld nur wenige Augenblicke auf, und raschen Sprunges warf ich mich in die nächstliegende Gondel, die mich nach dem Gasthofe bringen sollte.

VI.

Venedig.

Es war Spätabend als ich am Ufer des Bahnhofs in die Gondel stieg. Sternenschein und vereinzelte Gasflammen zeigten mir in dämmerndem Licht einen breiten Wasserstrom, auf beiden Seiten von hohen finstern Häusermassen eingefaßt. Das ist der Canal Grande? fragte ich mit der innern Gewißheit einer bejahenden Antwort den Gondelführer. Der Anfangspunkt des Canal Grande, war die Antwort, und an dem Endpunkte liegt der Europäische Hof. Also gleich am ersten Abend die Fahrt, die du lange geträumt hast, sagte ich mir halb freudig erregt und halb unzufrieden mit dem Gedanken, bei Dämmerschein in die venezianische Herrlichkeit eingeweiht zu werden.

Diesmal indessen hatte ich mich geirrt. Statt dem Canal Grande zu folgen, kreuzte ihn die Gondel, um jenseits in eine engere Wasserstraße einzubiegen, aus welcher es in einen noch schmalern dritten, vierten und fünften Canal ging. Bald fehlte es an Raum für das regelmäßige Spiel der Ruder, schwarze Mauern, in denen sich mit Mühe die Façaden mächtiger Gebäude erkennen ließen, stiegen aus dem Wasser fast unabsehbar in die Höhe, nur hier und da flimmerte ein einsames Lämpchen durch das Dunkel der Nacht, auf der das Schweigen des Grabes zu ruhen schien, durch keinen andern

Laut unterbrochen als durch ein leises Plätschern des Wassers und durch den kurzen unheimlich seltsamen Warnungsruf, welchen der Gondelier an jeder Canalecke ausstieß um den etwaigen Zusammenstoß mit einer andern Gondel zu verhüten. Ich hätte der Einbildungskraft nur die Zügel schießen lassen dürfen, um mich selber in einen Gefangenen der Staatsinquisition zu verwandeln, der sich auf seinem letzten Gange weiß.

Plötzlich aber öffnete sich das Labyrinth, Lichter, Masten tauchten aus dem Dunkel hervor, die ganze Breite einer langen Häuserreihe lag vor mir, und ohne den Schiffer zu befragen, wußte ich, daß ich wieder in dem Canal Grande sei. Allein auch diesmal nur für wenige Augenblicke, die Gondel verlor sich abermals in ein Netz kleiner Canäle, und es währte noch eine Viertelstunde ehe sie das obere Ende des S erreichte, welches der Hauptcanal bildet. Dort legte sie sich an die von der Lagune bespülten Marmorstufen des großartigen hell erleuchteten Palastes Giustiniani, unter dessen weit offen stehender Doppelthüre mir mit gastfreundlicher Begrüßung ein Nobile — ich will sagen ein Kellner — entgegentrat.

Nachdem ich von meinem Zimmer Besitz genommen, eilte ich sogleich die Treppe wieder hinunter, und von einem richtigen Ortssinn geleitet zur Hinterthür des Hauses hinaus. „Gerade aus und dann rechts“, rief mir ungefragt der Pförtner nach, welcher vollkommen wußte, daß es nur Eins gibt, was der eben angekommene Reisende um 10 Uhr Abends mit solcher Eile in Venedig suchen kann. Wenige hundert Schritte, und ich stand auf dem Marcusplatz.

Wie jeder Fremde, welcher zum erstenmal nach Venedig kommt, war ich auf Außerordentliches, auf Großes vorbereitet, und wie jeder für außerordentliche und große Eindrücke wirklich Empfängliche war ich aller Vorbereitung ungeachtet überrascht, im Innersten ergriffen, überwältigt. Was dem Marcusplatz seinen mächtigen Zauber gibt — ich weiß es nicht.

Wie jeder Zauber, wie der Zauber menschlicher Anmuth oder Schönheit, bietet auch dieser hier jeder Zergliederung Trotz; genug, er wirkt wie kein anderer seiner Art. Das pariser Palais Royal, in welchem man auf den ersten Blick eine Nachahmung des Marcusplatzes erkennt, ist größer, regelmäßiger gebaut, besser erhalten — und gleichwol, wie unbedeutend, wie farb- und charakterlos neben seinem Vorbilde! Eine bloße Vergleichung beider ist eine Beleidigung für den Marcusplatz. Die wunderbare Marcuskirche und ihr Glockenthurm, welche die eine Breitseite des Platzes schließen, und das monumentale Pflaster von Marmorplatten, das seinen Boden bedeckt, sind die hervorragenden Züge, welche der Marcusplatz vor dem Palais Royal voraus hat, allein sie reichen nicht aus zur Erklärung seiner ganzen Ueberlegenheit, und ich will, wie gesagt, nicht versuchen, das Geheimniß zu lösen, dessen mystischer Schlüssel unserm nüchternen Geschlecht vielleicht für immer verloren gegangen ist.

Und doch gibt es noch etwas Herrlicheres in Venedig als den Marcusplatz, die an denselben anstoßende Piazzetta. Auf drei Seiten von dem Dogenpalast, der Marcuskirche und andern Prachtgebäuden eingefaßt, öffnet sich die Piazzetta im Süden auf die große Lagune, deren leises Wellenspiel sich zu den Füßen der beiden Riesensäulen von Tyrus bricht, welche, die eine den geflügelten Löwen, die andere die Statue des heiligen Theodor tragend, gleichsam als Marksteine auf die Gränze von Stadt und Meer gepflanzt sind. Ungeachtet der späten Stunde wimmelt es am Ufer der Piazzetta und auf dem anstoßenden Kai der Slavonier von Lustwandelnden, die sich in der erfrischenden Seeluft baden. Die Bewegung stört nicht den Eindruck der Ruhe, das Geräusch unterbricht kaum die hörbare Stille der Nacht. Da tritt im durchsichtigen Winkel des Säulenganges, welcher den obern Stock des Dogenpalastes trägt, der Mond hervor, und gießt eine unaus-

sprechliche Verklärung über die wundervolle Scene. Wer dieses Bild gesehen, der trägt in der Erinnerung einen unverwüstlichen Schatz. Ein seit Jahren in Venedig lebender deutscher Maler hat die Piazzetta in derselben Mondbeleuchtung gemalt, in welcher ich sie am Abend meiner Ankunft sah. Von dem Mann, der seinen Namen Nehrlich in Nerly verwälscht hat, vielleicht weil er ihm zu ehrlich klang, halte ich gar nichts, seinem Gemälde aber muß ich zugestehen, daß wenigstens ein schwacher Abglanz der unerreichbaren Poesie der Wirklichkeit auf dasselbe übergegangen ist.

Ein pöbelhaftes Bedürfniß erinnerte mich daran, daß der Mensch nicht von Mondschein und Abendluft allein lebe, und so mußte ich mich denn wol entschließen aus der Zauberwelt, die mich seit einer Stunde gefesselt hielt, in den gemeinen Bereich einer Garküche herabzusteigen. Die eleganteste dieser Anstalten in Venedig ist immer noch eine Spelunke, deren Schwelle man nicht ohne einen herzhaften Entschluß zum erstenmal überschreitet *). Ungeachtet des verdächtigen Aussehens des Ortes, und obgleich Mitternacht nahe war, fand ich in dem Speisehause zahlreiche und feine Gesellschaft, und einen Tisch, welchen ich in meiner Verfassung gut gefunden haben würde, selbst wenn er schlechter gewesen wäre.

Als ich gegen 1 Uhr den Rückweg nach meinem Gasthofe suchte, war der Marcusplatz ziemlich leer geworden, in den Straßen jedoch fand ich bei heller Beleuchtung noch ein geschäftiges Treiben, die offenen Werkstätten der Schneider und Schuhmacher zumal in voller Bewegung. Nicht minder lebhaft ging es auf dem Canal Grande her, von welchem ich den Klang der Ruderschläge, den Ruf der Gondeliere abwechselnd mit Gesang und Saitenspiel so lange nach meinem

---

*) Die französische Restauration, auf welche diese Bezeichnung allerdings nicht paßt, war im Sommer 1850 geschlossen.

Fenster heraufschallen hörte, bis die Aufregung meiner Sinne endlich der Ermüdung wich.

Der folgende Tag war ein Festtag. Vom frühen Morgen an ein fast ununterbrochenes Geläute, alle Läden geschlossen, alle Gewerbsthätigkeit eingestellt. Die ersten Straßen, welche ich durchwanderte, waren menschenleer, und man hätte glauben können, daß die Mehrzahl ihrer Häuser ausgestorben sei. Je mehr ich mich indessen dem Mittelpunkte der Stadt näherte, desto lebendiger wurde sie. Halb Venedig schien sich in einen unermeßlichen Markt verwandelt zu haben. Früchte, Blumen, Gemüse, Geflügel und die vielgestaltigen seltsamen Erzeugnisse des Meeres bedeckten in großen Haufen das Quaderpflaster unzähliger Straßen, zumal in der Nähe des Rialto; Tausende von Käufern waren beschäftigt, ihre Vorräthe für die Festtagsküche zu erhandeln, und manchen wohlgekleideten Herrn konnte man sehen, welcher die gekauften Fische und Vögel auf einer Art Teller von Weidengeflecht eigenhändig nach Hause trug. Es war das bunteste und originellste Marktgewimmel, das ich je gesehen. Aber vergebens schaute ich aus nach dem Hauptschmuck solcher Scenen, nach schönen Gestalten und schönen Gesichtern, nach den Familienzügen des venezianischen Geschlechts, die auf den Bildern Tintoretto's und Tizian's und ihrer Schüler und Landsleute immer wiederkehren. Wenn die venezianische Race jemals die körperlichen Reize gehabt hat, welche die alten Maler und Dichter ihr beilegen, und die unsere eigene Einbildungskraft ihr so gern zugesteht, so ist sie unendlich heruntergekommen. Vielleicht gerade in Folge davon, daß sie rein geblieben, daß die geographische Lage und wol auch die Verfassung Venedigs die Auffrischung des Blutes seiner Bevölkerung ungewöhnlich erschwerte.

Das jetzige venezianische Geschlecht hat weder einen stattlichen Wuchs noch regelmäßige oder einnehmende Gesichtszüge,

und noch weniger als Beides Anmuth der Haltung und der Bewegungen. Die Männer sind im allgemeinen ebenso unschön als die Weiber, die Armen ebenso kümmerlich gebaut wie die Gebildeten, Wohlhabenden. Ich muß hinzufügen, daß ich der letztern, so weit sich aus dem Rock auf den Menschen und seine Habe schließen läßt, nicht gar viele gesehen habe, und daß es deren in Venedig überhaupt seit der Revolution unglaublich wenige zu geben scheint. Die elegante Welt in Venedig ist so wenig elegant, daß man zur richtigen Bezeichnung derselben einen eigenen Ausdruck erfinden müßte. Sorgenvolle Gesichter, abgetragene Kleider, falsche Spitzen und Steine — man bekommt, abgesehen von der Menge der stets anwesenden Fremden, fast nichts Anderes zu sehen auf dem Marcusplatz, und man sollte ihn deshalb eigentlich nur Abends besuchen. Solche Erscheinungen, aus denen man eine Existenz herausfühlt, welche selbst rechtmäßigen Ansprüchen und bescheidenen Bedürfnissen nicht genügt, sie pressen die Brust noch peinlicher zusammen als selbst der Anblick der nackten Armuth. Die letztere ist trotz alles Elends, welches die Belagerung über die Stadt gebracht hat, ziemlich selten in Venedig, den erstern dagegen begegnet man auf Schritt und Tritt, so daß sie uns allen monumentalen Glanz der Vorzeit wahrhaft verdunkeln, bis wir uns an ihre Gegenwart gewöhnt haben. Und das geschieht bald genug, denn keine Empfindung stumpft sich so leicht ab — es ist nicht zur Ehre der menschlichen Natur gesagt — als das Mitgefühl für fremdes Unglück. Wie wäre es sonst möglich, daß Einer unter uns hungert, solange noch ein Anderer für zwei Tage zu essen hat!

Von den drei Masten neben der Marcuskiche, welche einst die Flaggen von Candia, Cypern und Morea trugen, wehten zur Feier des Festes ungeheure Fahnen mit den österreichischen Farben herab, und eine zahlreiche Militärmusikbande faßte Posto in der Mitte des von Menschen wogenden Platzes. Alsbald sammelte sich im dichten und immer dichter

werdenden Kranz eine begierige Zuhörerschaft um die weißröckigen Hornisten, deren vortreffliches Spiel allerdings die lebhafte Theilnahme eines musiklustigen und musikkundigen Publicums verdiente. In Mailand aber würde man sicherlich bei ähnlicher Gelegenheit den gebotenen Genuß zurückweisen, der österreichischen Musik mit beleidigender Absichtlichkeit aus dem Wege gehen.

So nahe Nachbarn die Venezianer und die Mailänder sind, so sehr weichen ihre Charaktere von einander ab. Nichts scheint der Natur des Venezianers fremder als ein zäher Groll, und sein harmloser Sinn scheint über die leidenschaftlichen Erinnerungen an den Aufstand, die Belagerung und die endliche Niederlage längst hinaus zu sein. Wie sie den Sieg über die österreichische Besatzung, welchen sie der Unfähigkeit des Gouverneurs und der Kopflosigkeit seiner Untergebenen verdankten, durch keine Handlung der Grausamkeit befleckt haben, so hat auch die österreichische Regierung Mäßigung und Billigkeit und richtigen Takt genug gehabt, um nach der endlichen Wiederunterwerfung Venedigs auf jede persönliche Verfolgung zu verzichten. Die Häupter des Aufstandes haben die Stadt freiwillig verlassen, und von den Zurückgebliebenen oder Zurückgekehrten ist kein einziger irgendwie beunruhigt worden. Nicht minder hat man die Venezianer, trotz des Belagerungszustandes, im vollen Besitz einer überall seltenen und in Oesterreich beispiellosen Polizeifreiheit gelassen. Ich habe in Venedig nichts bemerkt, was einem Gendarm auch nur entfernt ähnlich sähe, und obgleich ich daraus keineswegs folgere, daß es deren hier überhaupt nicht gibt, so darf ich doch sicherlich schon in der Vermeidung einer gehässigen Schaustellung einen Vorzug der venezianischen Verwaltung sehen. Von den Kaffeehäusern am Marcusplatz sind mehrere nach altem Herkommen die ganze Nacht hindurch offen, zum Beweis, daß die belagerungszuständlichen Behörden, welche sonst nichts Dringenderes zu thun haben als die Wirthshäuser um

10 oder 9 oder auch 8 Uhr zu schließen, hier nicht die mindeste Staatsgefahr in der ungemessenen Freiheit des Kaffeetrinkens erblicken. Das Verbot des Beisammenstehens von mehr als drei, fünf oder neun Personen fällt in Venedig schon der Natur der Sache nach weg, da die Leute, sobald sie nur aus ihren Thüren treten, durch die Enge des Raumes genöthigt sind Gruppen zu bilden, welche anderer Orten mit dem Bayonnet oder allerwenigstens mit dem Kolben auseinandergetrieben werden würden.

Am späten Abend des oben erwähnten Festtages war ich, den Kai der Slavonier verfolgend, in den entferntesten Stadttheil gelangt, welcher an den öffentlichen Garten stößt. Hier fand ich eine neue Welt der Freude und des Genusses, den ganzen Jubel einer südlichen Kirchweih, die so recht aus Herzensgrunde gefeiert wird. Die ganze Hauptstraße des Quartiers entlang prasselnde Feuer, über welchen ungeheure Kessel und Pfannen brodelten, taghell erleuchtete Buden, in denen Backwerk und andere Leckereien auf ungeheuern Schüsseln feilstanden, lange Tische mit zechenden und schmausenden Gästen, Burschen und Mädchen in bunter Reihe, und Sang und Klang von einem Ende der Gasse zum andern. Es war 12 Uhr Nachts, aber nirgends die leiseste Spur eines andern Rausches als des der Fröhlichkeit, kein Wortwechsel, kein plumper Spaß, keine Ungezogenheit. Eine Patrouille, die erste und letzte, die ich in Venedig gesehen habe, zog bescheidenen Ganges die Straße entlang, ohne vom Volke auch nur beachtet zu werden, geschweige denn eine Störung zu veranlassen oder Aeußerungen des Hohnes und der Bitterkeit hervorzurufen. Kurz die österreichische Regierung weiß, wie sie die Venezianer zu behandeln hat. In der That sind die Venezianer ohne Frage das gutmüthigste Volk in Italien, und Gewaltthätigkeiten oder gar Blutvergießen gehören in Venedig zu den fast unerhörten Dingen.

VII.

Nochmals Venedig.

Schwer ist es, sehr schwer, sich loszureißen von dem gefeiten Boden der Lagunenstadt. Eine unsichtbare Schlinge hält dich fest — die Ahnung, daß du eine unüberwindliche, aber vergebliche Sehnsucht des Wiedersehens mit dir davonnehmen wirst. Unter allen den schönen Städten dieser Erde, welche ich kenne, sind nur sehr wenige, die ich ein großes Verlangen hätte zum zweitenmal zu sehen, und unter diesen wenigen behauptet Venedig zwar nicht den ersten, aber doch den zweiten Platz. Je reizender die Erinnerungen sind, welche irgendein Genuß in uns zurückgelassen, desto weniger ist es überhaupt rathsam, dieselben auf die Probe eines zweiten Eindrucks zu stellen, die nur allzu häufig übel ausfällt. Indessen, es gibt Dinge wie Zustände, deren Reiz nimmer schwindet, von denen uns eine untrügliche innere Stimme sagt, daß sie uns entzücken werden, solange wir überhaupt des Seelenglücks fähig sind.

Zu diesen Dingen gehört Venedig mit der unerschöpflichen Mannichfaltigkeit herrlicher Eindrücke, welche es darbietet. Wo auf der ganzen Erde sprechen die Steine so beredt wie in Venedig, wo in der Welt gibt es eine Schöpfung der Menschenhand, die sich dieser marmornen Wunderblume, auf dem Meere schwimmend, vergleichen ließe? Die Prachtstraßen

unserer Kaiser- und Königsstädte, wenn man sie nach Venedig versetzte, wie würden sie neben dem Canal Grande beschämt dastehen in armseliger Nacktheit! Venedigs Ruhm und Macht und historischer Glanz ist das Werk einer Aristokratie, welche diesen Namen verdiente, die ein Recht hatte auf die Herrschaft, welche sie mit starker Faust ausübte, einer Aristokratie, welche zwar nicht aus dem Raubschlosse, sondern aus dem Kaufmannsladen hervorgegangen war, aber darum nicht weniger durch rechtmäßigen Stolz und ächt adelige Sitte den Glanz ihres Namens überall und gegen Jedermann geltend zu machen verstand.

Der venezianische Adel war ächt, weil er im Staate wurzelte, und die Ehre, die Macht, das Interesse des Staats auf starken Schultern trug. Einer Aristokratie, die von jenem Geiste beseelt ist, wird kein Mensch die hervorragende Stelle in der Gesellschaft und im bürgerlichen Leben streitig machen, wie denn in England Niemand daran denkt, den Adel aus der Verfassung zu drängen. Von den armen Schelmen, die sich anderer Orten Aristokraten schelten lassen, wollen wir aus Barmherzigkeit nicht reden.

Hätte Venedig zur rechten Zeit begriffen, daß die Aristokratie allein den Staat nicht mehr zu halten vermöge, daß der Augenblick der politischen Emancipation des Volks gekommen sei, die Signoria möchte vielleicht untergegangen sein, aber die Republik würde ohne Zweifel heute noch bestehen. Der zehnte Theil der Thatkraft, welche Venedig während der beiden letzten Jahre den Oesterreichern entgegengesetzt hat, wäre mehr als hinreichend gewesen jeden Angriff der Franzosen zu vereiteln, denen der Doge, weinend wie ein Weib, die Schlüssel der Stadt in demselben Augenblicke übersandte, wo Bonaparte selbst Venedig für uneinnehmbar erklärt hatte — uneinnehmbar mit den damaligen Mitteln der Artillerie und in Ermangelung einer Flotte. Der Name des letzten

Dogen ist übrigens im Jahre 1848 wieder zu Ehren gebracht worden — er heißt Manini.

Wenn das venezianische Volk im Augenblicke des schmachvollen Falles der Republik mit zerstörender Wuth über die Symbole des alten Regiments herfiel, so galt seine Rache vielleicht weniger der Tyrannei als der Feigheit der gestürzten Machthaber. Nichts erzeugt im Volke eine heftigere Erbitterung gegen eine schlechte Regierung als die Erkenntniß ihrer Schwäche gegenüber den Fremden, und wie verhaßt eine Herrschaft auch sei, jede Beleidigung oder Demüthigung derselben durch das Ausland wird von den Bürgern nicht nur, sondern sogar von den Unterthanen als eine eigene Beleidigung und Demüthigung mitempfunden, mögen sie es sich und Andern gestehen, oder nicht. Noch mehr: je verhaßter das Regiment, desto heftiger empört sich das Gefühl des Volks über die fremde Mishandlung, denn desto tiefer ist die Beschämung ob der eigenen Ohnmacht, welche solche verächtliche Schwäche über sich duldet. Wenn diese Beschämung zuweilen in eine leidenschaftliche Parteinahme für die ebenso wenig geliebte als geachtete Staatsgewalt umschlägt, so darf man sich dadurch nicht irreführen lassen. Richtig angesehen ist eine solche Erscheinung vielmehr die gültigste Bestätigung des aufgestellten Satzes — ein Versuch sich selber zu belügen, dessen psychologische Beweggründe zu nahe liegen, als daß es der Hinweisung auf dieselben bedürfte.

Der Thürhüter des Dogenpalastes, welcher die berüchtigten unterirdischen Gefängnisse der Staatsinquisition zeigt, ein starrköpfiger Altvenezianer, wollte den Grund des Unterganges der Republik in der übertriebenen Milde und Nachsicht finden, die, ihm zufolge, nach und nach gegenüber den innern Feinden des Staats an die Stelle der alten heilsamen Strenge getreten sei. Mit Hülfe jener Strenge, sagte er, hat Venedig vierzehnhundert Jahre bestanden; als man eben anfing Nach-

sicht zu üben und insbesondere diese verschrienen und verleumdeten Gefängnisse außer Gebrauch zu setzen, ging die Republik zu Grunde. Der Mann irrte sich in den Thatsachen, sein Raisonnement aber hatte einen ganz richtigen Faden. Alle Staaten, welche eine nachhaltige Lebenskraft in sich tragen und sich einer Zukunft bewußt sind, waren von jeher ohne Erbarmen gegen ihre einheimischen Feinde, und Aufruhr oder Verschwörung gegen die Verfassung galt ihnen unter allen Umständen, und ich füge hinzu mit Recht, für ein unbedingt todeswürdiges Verbrechen. Die Nachsicht gegen politische Vergehen und die Straflosigkeit ihrer Urheber ist das sicherste Zeichen von der Schwäche des Princips, auf welchem der Staat ruht, der untrügliche Vorläufer des Verfalls, des faul und morsch gewordenen Gebäudes. Aber man hüte sich, den Satz umzukehren, denn ein schwacher Staat hat bei dem Versuche sich durch Härte gegen seine Feinde stark zu zeigen, nichts Anderes zu gewinnen als die Beschleunigung seines Unterganges.

Der Schließer der zu seinem Bedauern leerstehenden Gefängnisse des Dogenpalastes ist übrigens nicht blos ein politischer, sondern auch ein historischer Kopf. Wie er vor keiner Consequenz zurückschreckt, so scheut er sich auch nicht, jeder Wahrheit ins Angesicht zu sehen, und sehr verschieden von dem Troß der Ciceronen, Schloßvögte und Burgverwalter macht er sich eine wahre Gewissenssache daraus, den dichterischen Schleier von den Gegenständen der Neugier, die seiner Obhut anvertraut sind, herunterzureißen. „Also über diese Brücke gingen die Verurtheilten der Staatsinquisition ihren letzten Gang", sagte mit sichtbarem Schauder eine Byron bewanderte junge Dame beim Anblick des Ponte dei sospiri. „Das ist eine Lüge so groß wie der Marcusplatz", erwiderte der nüchterne Schließer, „eine von den vielen, die man über alle diese Dinge verbreitet hat. Die Brücke wurde gebaut,

um die Untersuchungsgefangenen aus dem Criminalgefängnisse jenseits des Canals auf dem kürzesten Weg in die im Dogenpalaste gelegenen Verhörzimmer zu führen, und da Leute, die sich in Criminaluntersuchung befinden, gewöhnlich nicht sehr fröhlichen Gemüths zu sein pflegen, so nannte das Volk sie die Seufzerbrücke." Die weichherzige Dame, an welche die prosaische Erklärung des Schließers gerichtet war, schien sehr unzufrieden, daß nicht alle Personen, welche die Brücke betreten, geköpft worden seien.

Wol ein Jeder von uns, der irgend ein Bild des Dogenpalastes gesehen, ist befremdet worden durch die dabei beobachtete Umkehr des natürlichen Gesetzes der Architektur, kraft dessen der obere Theil eines jeden Bauwerkes der leichtere sein soll. Am Dogenpalaste haben die schlanken Säulen und die wundervollen Spitzbogen des ersten Stockes die schwere volle Masse des zweiten zu tragen, welche mit einer beängstigenden Wucht auf ihre zierliche Unterlage zu drücken scheint. Es ist wahr, daß dieses Misverhältniß in der Natur weniger auffällt als im Bilde, allein wenn man wol gar eine besondere Schönheit daraus machen will, so kann es sicherlich nur dadurch geschehen, daß man seinem eigenen Urtheile Gewalt anthut. Der ursprüngliche Plan des Palastes kann unmöglich diese kahlen massiven Wände oberhalb des reichsten Säulenganges, den die Baukunst vielleicht jemals geschaffen, angebracht haben, und, ohne die Geschichte des Dogenpalastes zu kennen, darf man mit größter Zuversicht behaupten, daß der Oberbau desselben nichts ist als ein Nothbehelf, zu dem man in der Bedrängniß eines geldarmen Augenblicks gegriffen. Ebenso verhält es sich vielleicht mit den plumpen Kuppeln der Thürme der Frauenkirche in München, deren durch zufälliges Misgeschick verkümmerte Gestalt dann nachträglich weit und breit in Baiern und Schwabenland zum Muster genommen worden zu sein scheint.

Unter den zahllosen Kirchen von Venedig sind nur wenige großartig oder schön, aber sehr viele derselben besitzen eine seltene Fülle von Gegenständen der anregendsten und anziehendsten Studien. Wirf den Blick auf die bald einfach ernsten, bald prunkhaften Grabmäler der Kirchenwände entlang, und von dem vielhundertjährigen Marmor leuchten dir die Namen Dandolo, Giustiniani, Morosini entgegen. Hier einer der alten Seeherzoge mit strengem Antlitz, über dessen unerbittliche Züge selbst der Tod nichts vermocht hat, auf den Sarkophag ausgestreckt; dort ein anderer hoch zu Roß wie ein Triumphator noch über dem eigenen Grabe. Jener Sarg dort oben, von rohen Brettern gezimmert, er enthält den enthaupteten Leichnam des Feldherrn der Republik, Grafen Carmagnola, den weder sein edles Geschlecht noch seine Kriegsthaten vom Beil des Henkers retten konnten, nachdem er über seine Vollmachten hinaus eine Unterhandlung mit dem feindlichen Heerführer begonnen. Wie wir doch so viel humaner sind als die weiland Venezianer und nach Umständen heutigen Engländer und Franzosen, davon wissen die Kleist, die Zichy, die Jachmann und hundert Andere zu rühmen, die in einem Staate, dem es mit sich selbst recht voller Ernst ist, den hundertsten Theil ihrer Feigheit mit dem Leben bezahlt haben würden, denn in einem solchen Staate ist die Feigheit, ja zuweilen sogar das bloße militärische Unglück, ein ebenso großes Verbrechen wie der Verrath.

Zwischen jenen finstern Bildern des Todes und des eisernen Heldenthums prangen in jugendfrischem Farbenglanze die Werke der lebensfreudigen venezianischen Malerei. Wie keine andere hat die venezianische Schule der biblischen Geschichte und der Legende die menschliche, die schöne, die heitere und geschmackvolle Seite abzugewinnen gewußt. Die Venezianer sind in Anmuth, Lieblichkeit und weltlichem Sinn die Haiden der christlichen Kunst. Sie verabscheuen das Un=

schöne, und weisen es zurück, selbst wenn es sich durch himmlischen Geburtsschein zu legitimiren versucht, und die Poesie des Gräßlichen, oder gar die Idealisirung des Schmutzes, in der so mancher fromme Pinsel der alten und der neuen Zeit seinen Ruhm sucht und seinen Genuß findet, diesen traurigen Abirrungen des Geistes und des Geschmacks ist die gesunde Natur der Venezianer vollkommen unzugänglich. Das Wesen der venezianischen Kunst besteht in der Verklärung des Sinnlichen durch die Schönheit, der obersten aller Gottheiten, denen ihr Cultus gewidmet ist. Tizian's, Tintoretto's, Sassoferrato's hohe edle Weibergestalten, sie stammen nicht aus dem Empyräum, sondern sie sind die herrlichsten unter den Töchtern dieser Erde, adelig vom Scheitel, den das üppige goldbraune Haar wie mit einem natürlichen Diademe krönt, bis zu der Spitze des feinen Fußes, der unter dem weiten fließenden Gewande hervorblickt, adelig bis in jeden Blutstropfen, welcher durch die zarte weiße Haut hervorschimmert, bis in die leiseste Seelenregung, die aus den leuchtenden Augen und aus den Zügen des spiegelklaren Gesichts wiederscheint.

Das stolze schöne Geschlecht dieser Weiber scheint ausgestorben zu sein in Venedig. In Rom soll ein ähnliches noch heute in voller Blüte stehen. Ich glaube es nicht. Das heutige Rom kann keine Menschen zeugen, wie sie das meerbeherrschende Venedig hervorgebracht hat. Man rühmt den Stolz der Römerinnen. Stolz! Nächst dem Bewußtsein des persönlichen Werths berechtigt zum Stolz nur der Besitz der Freiheit und der Macht. Wie arm ist an solchem Besitz das heutige fürstliche wie das bürgerliche Rom. Die Venezianer aber waren, wenn nicht ein freies, so doch ein herrschendes Volk, ein Volk, dessen Gesetzen ebenso viele Millionen gehorchten als es selbst Hunderttausende zählte, und in diesem Verhältniß, gleichviel ob und inwiefern es vor der heutigen

Staatsmoral bestehen kann, lag der Ursprung und die Berechtigung ihres hochfliegenden Sinnes, ihrer aristokratischen Natur. Wenn Cäsar zu wählen gehabt hätte, er würde lieber der Letzte in der venezianischen Signoria gewesen sein als er Erste unter den Principi Romani.

Viele der großen historischen Namen Venedigs sind heute noch vorhanden, aber mit der politischen Macht ist auch der äußere Glanz jener Familien erloschen, und nur wenige von ihnen haben wenigstens ihren Reichthum bis auf den jetzigen Tag vererbt. Auf einer Fahrt durch den Großen Canal nennt uns der Führer fast jedes Haus mit einem berühmten Namen, fragen wir nach dem gegenwärtigen Eigenthümer, so wird uns gewöhnlich eine heruntergekommene Größe des Auslandes oder ein fremder Emporkömmling genannt. Vertriebene Fürsten mit den kleinen Ersparnissen, die sie vorsorglich auf die Seite gebracht, Theaterdamen mit den ertanzten oder ersungenen Reichthümern, Börsenspeculanten mit den erschwindelten Millionen haben das Erbe der Dogenfamilien um Spottpreise an sich gebracht, und dadurch wenigstens eine Reihe der herrlichsten Bauwerke vor dem frühzeitigen Verfall bewahrt. Wenn man die venezianischen Paläste nach ihrem heutigen Besitzer umtaufte, viele der größten und schönsten unter ihnen würden Moses, Levi und Abraham heißen. Die Enkel Shylock's haben die Rache geübt, die ihrem Ahnherrn durch die Cabinetsjustiz des Dogen entrissen wurde. Sie haben die Giudecca verlassen, haben sich im Mittelpunkt der Stadt des heiligen Marcus festgesetzt, sie haben die Nachkommen ihrer Verfolger aus ihren Palästen vertrieben, und ich wette, daß unter dem Schwarm der zerlumpten Kinder, die uns auf der ehemaligen Judeninsel anbetteln, auch die letzten Sprößlinge Antonio's, „des königlichen Kaufmanns von Venedig", und seiner überschlauen Advocatin Porzia verborgen sind.

An öffentlichen Denkmälern zum Gedächtniß großer Männer und großer Thaten ist Venedig weniger reich, als man bei seiner großen Geschichte und bei der systematischen Sorgfalt erwarten sollte, welche die Republik Jahrhunderte lang auf die Ausbildung des bürgerlichen Geistes und die Pflege der patriotischen Tugend verwandte. Freilich die Kriegsbeute aus Griechenland und Asien zeugt durch eine Menge kostbarer und großartiger Werke der Kunst, welche dem Bau der Marcuskirche einverleibt und auf der Piazzetta aufgestellt sind, von den alten Siegen und von dem Ruhme Republik, aber den einzelnen Trägern dieser Siege und dieses Ruhmes hat Venedig nur selten einen monumentalen Dank gezollt. In dieser Unterlassung offenbart sich, bewußt oder unbewußt, der Ernst und die Würde des ächt republikanischen Geistes. Wer seine Schuldigkeit thut, der hat keinen Anspruch auf Dank, und es ist unmöglich, daß der Bürger gegen das Vaterland mehr thue als seine Schuldigkeit. Der höchste Lohn, der einzige, der ihm zu Theil werden soll, ist die Anerkennung, daß er seine Pflicht erfüllt; bene meritum esse de republica, war der höchste Ausdruck des Lobes, den die Sprache des römischen Senats kannte. In unsern Tagen versteht man die Sache anders. Der Staat hat eine Unzahl von Mitteln zur Beförderung — wir wollen sagen des bürgerlichen Verdienstes — erfunden, Ordensbänder, goldene Dosen, Pensionen, Geheimrathstitel u. s. w., und er handhabt dieselben mit so großer Freigebigkeit, daß man meinen sollte, es müsse unter uns wimmeln von politischen Tugenden wie in einem ägyptischen Brutofen von Küchlein. Und in der That, wenn man nur den Worten, welche die Wirkung bezeichnen, die der Natur der Mittel entsprechende Bedeutung gibt, so findet man wirklich, daß es unter uns noch immer nicht an einer Fülle aller der Verdienste und Tugenden fehlt, die auf diesem Wege erzeugt und großge-

zogen werden können. Ja wir haben sogar Beweise, daß eine angemessene Pflege jene Tugenden bis zum wahren Heldenthum steigern kann, wie es denn z. B. Herr Hassenpflug in seiner Art jedem Spartiaten gleichthut. Gleichwol macht sich im allgemeinen eine bedenkliche Abnahme der Wirkungen bemerklich, welche man ehemals durch die Ausübung des Systems zweckmäßiger Ermunterungen und Belohnungen zu erzielen verstand. Gibt es doch schon Geheim- und Legationsräthe in der Opposition. Wo will das hinaus! Am Ende wird dem Staate nichts Anderes übrig bleiben als die „guten Gesinnungen" der Bürger zu verdienen.

Nur ein einziges öffentliches Standbild ist mir in Venedig ins Auge gefallen, die Reiterstatue des Feldherrn der Republik, Bartolomeo Coleono, vor der Johanns- und Paulskirche. Bewunderungswürdig ist der Ausdruck der Energie des Rosses bei der einfachsten schreitenden Stellung. Jedes Mitglied des Jockeyclubs wird wetten, daß dieser Gaul die Meile binnen weniger als einer Stunde im Schritte macht. Des Gegensatzes wegen könnte ich ein anderes ehernes Pferd nennen, von welchem sich manche Leute einbilden, daß es schreite, während es doch die Beine nur im Schlafe aufhebt.

Die bereits genannte Kirche San Giovanni e Paolo ist reich an Bildhauerarbeiten, welche gesehen zu werden verdienen. Ein Relief von Bonazza zumal, die Anbetung der Hirten darstellend, ist von einer rührenden Naivetät des Ausdrucks. Im grellen Gegensatz dazu erscheint auf einem andern Relief, ohne Zweifel von französischer Hand, die Jungfrau Maria als Marquisin aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. — die ärgste Profanation, die ich je gesehen, von der ich je gehört habe, wiewol sie sicherlich ganz arglos gemeint ist. Allem Anschein nach ist die Mehrzahl der venezianischen Kirchen ehemals sehr reich gewesen, und mit der Stadt verarmt. Daher mag es denn auch wol kommen,

daß man in Venedig sehr wenige Geistliche und fast gar keine Mönche sieht, während es in dem reichen Mailand von beiden wimmelt. Seit der Aufhebung des Freihafens geht Venedig vollends mit Riesenschritten seinem Untergange entgegen, und wer weiß, ob heute über hundert Jahre von all seiner Herrlichkeit etwas Anderes übrig geblieben sein wird als ein Haufen formloser Trümmer.

VIII.

Von Venedig nach Triest.

Auf den Schlag der Mitternachtsglocke lichtete das an der Einfahrt in den Großen Canal liegende Dampfschiff die Anker zur Fahrt nach Triest. Langsamen Räderschlags fuhren wir, die von Menschen wogenden Kaien der Piazzetta und der Slawonier entlang durch die von Lichtern, Stimmen und plätschernden Rudern belebte Lagune. Erst nachdem die schmale Durchfahrt zwischen der nördlichen Spitze des Lido und dem Festlande hinter uns lag, athmete der Dampfer frei auf, und mit schnaubenden Nüstern trug er uns vollen Laufs in das Adriatische Meer. Die Glocken von San Marco schienen dem Schiffe die langsam verhallenden Abschiedsgrüße Venedigs nachzusenden, und bald war mit der letzten Gasflamme die letzte Spur der venezianischen Zauberwelt in Nacht und Meer ertränkt.

Die Luft war still und warm, die Schiffsgesellschaft gerade so zahlreich, daß man sich weder beengt noch vereinsamt fühlte, die völlige Ruhe des Meeres gab Jedermann die Gewißheit einer durch keine Unannehmlichkeit gestörten Ueberfahrt, kurz die Umstände und die Stimmung auf dem Dampfboote waren so günstig, wie man sie auf einer Seereise nur wünschen kann, wenn anders die sechs- oder achtstündige Fahrt von Venedig nach Triest den Namen einer Reise ver-

dient. Wir mochten kaum einige Meilen weit in See sein, als ich vom Vordertheil des Schiffes aus einen leuchtenden Körper mitten im Wasser schwimmend bemerkte. Während ich mich verwundert fragte, was das sein könne, kamen mehrere andere Reisende herbei, nicht weniger erstaunt und ebenso rathlos wie ich selbst. Ein Leuchtfeuer oder ein Schiffsfeuer konnte es nicht sein, denn man sah deutlich, daß es, wie gesagt, unmittelbar auf dem Wasser schwamm. Und, was das Sonderbarste war, wir kamen dem räthselhaften Körper aller Eile des Schiffes ungeachtet durchaus nicht näher. Eine alte Dame, deren Neugier wo möglich noch größer war als die der Andern, schickte ihre Kammerjungfer an den Capitän, um sich Belehrung zu verschaffen; allein die von uns Allen mit der größten Spannung erwartete Gesandtin kam kichernd mit einer Antwort zurück, welche sie nur ihrer Herrin anvertrauen wollte, und von der diese wenig belehrt und noch weniger erbaut zu sein schien. Die allgemeine Ungewißheit dauerte fort, als der leuchtende Gegenstand plötzlich die Gestalt der Mondsichel annahm, die bis dahin Niemand erkannt hatte. Kein Zweifel, wir hatten es mit dem Monde zu thun; aber wie um aller Heiligen willen kam sein Spiegelbild ins Meer, ehe von ihm selber auch nur eine Spur an dem wolkenlosen klaren Himmel zu entdecken war? Es währte noch geraume Zeit, bis die Sichel, die wir nach wie vor deutlich auf den Wellen schwimmen sahen, sich an den Horizont zurückzog, um von dort als wirklicher und wahrhafter Mond emporzusteigen. Da ich mich meinerseits einer witzigen Antwort des Capitäns nicht aussetzen wollte, so verschob ich die Befriedigung meines Verlangens nach einer Erklärung dieser seltsamen Erscheinung, die möglicherweise eine sehr gewöhnliche ist, auf eine spätere Gelegenheit, welche sich indessen bis auf den heutigen Tag nicht hat finden lassen.

Der beste, um nicht zu sagen der einzige Gasthof von

Triest, ehemals Zum Fürsten Metternich geheißen, hat seit der Märzrevolution den Namen Hotel National angenommen, eine Bezeichnung, welche in Triest für ein Meisterstück der Titulirungskunst gelten kann. Der ehemalige Name war offenbar auch in vormärzlicher Zeit ein Misgriff, denn die Gunst, deren sich Triest von Seite des allmächtigen Ministers zu erfreuen hatte, ging die Reisenden nichts an, auf welche der Gasthof berechnet war, und von denen wol nur sehr wenige ihre Sympathien durch den Namen des Fürsten Metternich angesprochen fühlen mochten. Jener Fehler nun ist durch den überaus glücklichen Griff, durch welchen man den jetzigen Namen des Gasthofs herausgefunden, völlig wieder gut gemacht. Hotel National — das ist eine auf den herrschenden Geist der Völker berechnete Einladung an alle Welt und Jedermann. Vor allen Andern kann der Italiener dieselbe als an ihn gerichtet betrachten, denn Triest gehört nun einmal zu dem Gebiete der italienischen Zunge, und die Italiener sehen darin mehr oder weniger ein Stück ihres Eigenthums. Indessen der Deutsche kann sich gleichfalls immerhin einbilden, daß mit der Nation, von der hier die Rede ist, die seinige gemeint sei, denn Triest ist ja ein Theil des Deutschen Bundesgebiets, und daß man französisch mit ihm spricht, daran ist der Deutsche zu sehr gewöhnt, als daß er sich dadurch in seinen patriotischen Phantasien irre machen lassen sollte. Aber auch der Kroat, der Slawonier, der gutgesinnte Ungar, sie Alle dürfen sich, wenn sie Lust haben, als „Nationalösterreicher“ in der Bezeichnung jenes Wirthshausschildes einbegriffen glauben. Und warum sollte der Franzose nicht vermöge seiner Eigenliebe zu der Annahme wenn nicht berechtigt sein, so doch verleitet werden können, daß die französische Ansprache sich jedenfalls vorzugsweise an ihn richte? Kurz der triester Wirth hat das Mittel gefunden den Spruch des Dichters: „Seid umschlungen, Millionen“,

und dessen Folgesätze in die zwei verführerischen Worte zusammenzufassen, die er auf sein Schild gesetzt. Das Hotel National ist übrigens einer der großartigsten und prächtigsten Gasthöfe, die man in irgend einem europäischen Lande antreffen kann, und seine Lage unmittelbar am Kai, mit der vollen Aussicht auf den Hafen, die Rhede und einen Theil des Gebirges, ist jedenfalls die glücklichste, welche in Triest ausfindig zu machen war. In jeder andern Beziehung verdient der Gasthof nicht minder den massenhaften Zuspruch, dessen er sich erfreut, und vermöge dessen das ungeheure Gebäude in der guten Jahreszeit fast immer bis auf das letzte Kämmerchen ausgefüllt ist. Um überhaupt ein Unterkommen darin zu finden, mußte ich mich — im höchst uneigentlichen Sinne des Worts — „bequemen", in den vierten Stock hinaufzusteigen, wohlgezählt hundertundsechsundzwanzig Stufen hoch, welche, trotz der schönen breiten Granitreppen, in den Juliustagen zuweilen kein Ende nehmen wollten. Seitdem ich jenes Zimmer bewohnt, begreife ich die Schwierigkeiten der Ersteigung des Montblanc.

Triest und Venedig liegen einander gegenüber, wie Aufgang und Niedergang. Hier eine große Vergangenheit, dort eine unermeßliche Zukunft. Triest ist eine Stadt von gestern, und seine gegenwärtige Bedeutung verschwindet vor dem Gedanken der Bedeutung, welcher es entgegen geht. Jene amerikanischen Städte, welche über Nacht aus dem Boden wachsen, sie müssen viel Aehnlichkeit haben mit Triest. Gradlinige Straßen, einförmige, schmucklose Häuser, rastloses Geschäftsleben und unermüdliche Gewerbsthätigkeit aller Arten — das sind die hervorstehenden Züge in dem Bilde der jungen Handelsstädte diesseits des Oceans wie jenseits. Triest hat noch zu viel zu thun, um reich zu werden, als daß es jetzt schon an Unternehmungen des öffentlichen Luxus denken sollte, denjenigen ähnlich, durch welche so manche ältere Handelsstädte

ihrer Kunst- und Prachtliebe unvergängliche Denkmale gesetzt haben. So in Deutschland zumal Augsburg, Nürnberg, Danzig. Von den Hansestädten läßt sich nicht viel Aehnliches rühmen, und besonders in der ersten derselben, in Hamburg, scheint, ungeachtet des altbegründeten Reichthums und der Jahrhunderte lang ausgeübten politischen Macht, der Sinn für monumentale Schönheit und die Vorliebe für öffentliche Werke der Kunst nie recht zum Durchbruch gekommen zu sein. Die Hamburger sammt ihren Herren Vettern zur Rechten und zur Linken haben sich bei allem Glück und Erfolg in dieser Hinsicht nicht von den Banden eines beschränkten Krämergeistes loszumachen gewußt, ihre Wirthschaft war und blieb eine spießbürgerliche, sie begriffen niemals die sittliche und bürgerliche Bedeutung eines wohlangebrachten öffentlichen Luxus, und von hochsinnigen Unternehmungen ihrer Millionäre, die nicht auf unmittelbaren Vortheil berechnet gewesen wären, weiß die Geschichte wenig zu erzählen. Unter all den reichen Handelsherren Hamburgs, von denen wir haben reden hören, war nur ein einziger, der eine Ader vom „königlichen Kaufmann" in sich hatte, aber dieser Mann war nicht börsenfähig und hieß Salomon Heine.

Das neue Triest mit seinen breiten Straßen, mit seinen großen regelmäßigen Gebäuden und seinem saubern Pflaster von Sandsteinplatten, ist immerhin eine schöne Stadt zu nennen. Auf Treu' und Glauben der Reisebeschreiber erwartete ich in Triest ein zweites Cartagena oder gar Alicante zu finden, eine eintönig graue oder weiße Häusermasse am Fuß des absolut nackten Felsens haftend, und weit und breit von einer Einöde umgeben, in welcher kein Blatt und kein Grashalm sproßt. Wie angenehm war ich also überrascht bei dem Anblick des lebendigen Farbenspiels und der frischen Vegetation, mit denen wenigstens die nächste Umgebung Triests geschmückt ist. Zahlreiche Landhäuser, oft großartig

und fast immer geschmackvoll, von laubfrischen Gärten eingerahmt, bedecken die untern Abhänge des Gebirges, dem sogar der Waldwuchs nicht gänzlich fehlt, und das bis zu seinem Kamm hinauf stellenweise einen grünen Anflug zeigt, der dem Auge und der Einbildungskraft wohl thut. Schöner würde der Anblick freilich sein, wenn der Karst seine Krone von dunklem Eichenwald nicht verloren hätte, die er einst auf dem nunmehr kahlen Scheitel trug, von welchem die Jahrhunderte das furchtbare Erdreich so gründlich hinweggewaschen haben, daß bis zum Tage des Weltgerichts kein Forstbaum wieder auf demselben Wurzel schlagen wird.

Große Landstriche, zumal des südlichen Europa, sind durch eine solche Entwaldung ihrer Berge nicht blos ihres schönsten Schmuckes, sondern auch eines beträchtlichen Theiles ihres ehemaligen Reichthums und ihrer ehemaligen Fruchtbarkeit beraubt. So Griechenland, Sicilien, Dalmatien, das südliche Frankreich und fast ganz Spanien. Dank ihrem günstigen Himmel und ihrer glücklichen Lage, konnten diese Länder solche Verluste ertragen, ohne völlig unterzugehen, wiewol manche derselben ein ökonomisches Dasein haben, welches bei fortwährender Zunahme des Elends und gleichmäßiger Abnahme der Bevölkerung nichts Anderes ist als ein jahrhundertelanges Hungerssterben. Für die nördlichen Länder müssen die Folgen einer ähnlichen Waldverwüstung noch weit verderblicher sein, und doch sind wir in manchen Gegenden Deutschlands schon dahin gekommen, daß nicht blos der frühere Forstbestand unserer Gebirge gänzlich vernichtet, sondern auch dessen Wiederherstellung für alle Zeiten unmöglich geworden ist. Solche Gegenden sind die Brutstätten des fürchterlichsten Pauperismus, der ganze Völkerschaften zu Krüppeln macht, zum Blödsinn verdammt, und der seinen Opfern keine bessere Aussicht auf Erlösung läßt als den Tod in Masse durch die Hungerpest. Nach den Gesetzen des

südlichen Lebens würde sich der Hirt mit seinen Ziegenheerden der abgeschälten Gebirge und der durch das Austrocknen der Flüsse unbebaubar gewordenen Thäler bemächtigt haben, und die Bevölkerung hätte gleichzeitig abgenommen mit den Mitteln der Existenz; die nordische Civilisation dagegen verpflanzt den armseligen Weber und Spinner in die Gebirgswüste, und sie macht es möglich, die Menschenzahl zu vergrößern, während die Mittel des Erwerbes und des Unterhalts sich fortwährend verringern. Die Treibhausindustrie in einem armen Landstriche mag dem einzelnen Unternehmer großen Gewinn bringen, für die Gesellschaft aber läuft sie gewöhnlich auf unermeßlichen Verlust, wenn nicht auf den Bankrott hinaus. Dagegen sehen wir, und das ist die Gegenprobe unsers Satzes, daß das Gewerbswesen in denjenigen Ländern am fröhlichsten gedeiht und die gesundesten Ergebnisse liefert, deren Bevölkerung, wie die der Schweiz, den unter allen Umständen unsichern Ertrag der Fabrikarbeit im Nothfall entbehren kann.

Wenn in der Physiognomie von Triest der italienische Zug entschieden vorherrscht, so sind doch auch die Merkmale deutscher, slawischer und selbst orientalischer Verwandtschaft in derselben unverkennbar. Abgesehen von Besatzung und Beamtenstand, ist ein großer Theil der kaufmännischen Bevölkerung deutschen Namens, und zumal von den größten und angesehensten Handelshäusern stehen viele unter der Leitung von Männern aus den verschiedensten deutschen Landen. Mit dem Deutschthum hat sich auch der Protestantismus in Triest eingebürgert, wo er bereits eine Gemeinde von mehr als tausend Seelen zählt. Das Jahr 1848 brachte eine ziemlich starke Spannung zwischen den deutschen und den italienischen Elementen der triester Bevölkerung hervor, deren Nachwirkungen indessen jetzt so ziemlich verschwunden zu sein scheinen, indem jede Partei von dem eine Zeit lang eingenommenen

Standpunkte der Nationalität auf das Gebiet des gemeinschaftlichen Interesse zurückgekehrt ist.

Das gemeinschaftliche Interesse der Deutschen sowol als der Italiener in Triest bringt aber namentlich die Aufgabe mit sich, auf dem ihnen beiden im Grunde genommen fremden, d. h. slawischen, Boden die durch überlegene Bildung. und überlegene Mittel aller Art erworbenen Vortheile nicht durch Zwiespalt dem eingeborenen Volkselemente gegenüber preiszugeben. Die Slawen sind freilich der Zahl und dem Einfluß nach innerhalb der Mauern von Triest ziemlich schwach, bei fortdauerndem Zerwürfniß zwischen Deutschen und Italienern könnten sie aber immerhin eine Bedeutung gewinnen, bei welcher die Einen wie die Andern, und vorzugsweise allerdings die Deutschen, sehr viel zu verlieren hätten. Unmittelbar an der Gränze des Weichbildes von Triest fängt das Gebiet der slawischen Zunge an, und man begreift leicht, daß in politisch bewegter Zeit die Masse draußen der kleinen Zahl drinnen einen gewaltigen Rückhalt geben könnte, wenn diese unter richtiger Leitung und mit nachhaltiger Kraft die Uneinigkeit der die Macht besitzenden Fremden zu benützen wüßte.

Einen nicht unbeträchtlichen Bestandtheil der triester Bevökerung bilden ferner die Griechen, denen indessen, trotz ihrer ansehnlichen Zahl, jede bürgerliche Bedeutung abzugehen scheint. Das wesentlichste Stück der griechischen Nationalität, die Kirche, wird von ihren Angehörigen hier wie überall mit der eifrigsten Beharrlichkeit festgehalten. Man könnte sich darüber wundern, wenn es nicht ein durch viele geschichtliche Beispiele bestätigter Satz wäre: daß der Ritus ein viel zäheres Band der Kirchengemeinschaften bildet als der Geist und das Dogma. Die geistig seit Jahrhunderten todte griechische Kirche wird, ähnlich dem Judenthum, lediglich durch ihre fest ausgeprägten und mannichfaltigen Formen noch aufrecht erhalten,

deren Herrschaft auf der stärksten aller Gewalten beruht, auf der Macht der Gewohnheit. Die Religion, welcher es einmal gelungen ist, sich mit einem möglichst künstlichen Ceremoniell zu verkörpern, eine solche Religion ist sicher, sich selbst um Jahrhunderte zu überleben. Ob es aber ein wünschenswerthes Loos für eine geistige Herrschermacht ist, nachdem ihr Reich in den Seelen der Menschen zerstört und sie selber zu Grabe getragen worden, als ihr eigenes Gespenst auf Erden umzugehen, das ist freilich eine andere Frage.

Das Stück des griechischen Ritus, welches ich an irgend einem Festtage Gelegenheit hatte aus eigener Anschauung kennen zu lernen, macht keinen unangenehmen Eindruck. Die näselnde Psalmodie des Priesters, welcher, von Chorknaben mit spießlangen Kerzen umgeben, die heiligen Ceremonien verrichtete, hatte zwar wenig Erbauliches, der sanfte klagende Gesang dagegen, mit welchem ein unsichtbarer Chor von Männern und Frauen in die jüdelnde Weise des Priesters einfiel, brachte eine lieblich wehmüthige Wirkung hervor. Die zahlreich versammelte Gemeinde folgte dem Gange der kirchlichen Handlung mit einer gespannten Aufmerksamkeit, die man, wenn man wollte, für Andacht nehmen konnte.

Für den Nachmittag des Sonntags hatte der Oesterreichische Lloyd eine Lustfahrt nach Duino angekündigt, und eine vortreffliche Blechmusik wiederholte die lockende Einladung des Anschlagzettels vom Schiffe aus in so fröhlich schmetternder Weise, daß die sonntäglichen Spaziergänger wie durch magnetische Kraft scharenweise nach dem Kai und auf das Dampfboot gezogen wurden. Bald war das Verdeck überfüllt von einer bunten Menge Männer und Frauen, Alte und Junge, die froh des blauen Himmels, der stillen Luft und des dem Alltagsleben abgewonnenen Feiertages in allen Zungen lustig durcheinander schwatzten, wie ein Schwalbenschwarm, der sich zur Reise anschickt.

Nach einer heitern anderthalbstündigen Fahrt ließ das Dampfboot im Angesicht unsers Reiseziels den Anker fallen, und eine ganze Flotte von Booten stieß eilends vom Ufer ab, um die Schiffsgesellschaft ans Land zu bringen, wo die Mauthbeamten zwar mit spähenden Blicken unser warteten, ohne indessen unter der ganzen fröhlichen Schar eine des Schmuggels verdächtige Persönlichkeit zu entdecken. Duino ist ein unbedeutender Ort mit einem sogenannten Hafen, in welchem drei oder vier Fahrzeuge Platz haben, wenn sie recht bescheiden sind, und dessen Existenz man im Binnenlande kaum kennen würde, wenn er nicht, zur Zeit der Versuche, den Durchgang der ostindischen Post für Deutschland zu gewinnen, mehrfach genannt worden wäre. Man hatte ausgerechnet, daß der Weg über Duino um einige Meilen kürzer sei, als der Weg über Triest, da er indessen, aller Berechnungen und eines oder zweier günstigen Experimente ungeachtet, jedenfalls länger ist als der Weg über Marseille, so ist von der Ueberlandpost seit geraumer Zeit nicht mehr die Rede. Das Verdienst jener Versuche soll übrigens ungeschmälert bleiben, und es wird dem großartigen Unternehmungsgeiste des Oesterreichischen Lloyd immer zur Ehre gereichen, daß es sich durch die offenliegenden Schwierigkeiten und die bedeutenden Kosten der Sache nicht abhalten ließ, Jahre lang mit beharrlichem Eifer die Concurrenz Deutschlands mit Frankreich zu behaupten. Wer über große Kräfte zu gebieten hat, dem geziemen große Anstrengungen, und die Opfer, welche der Lloyd bei jener Gelegenheit gebracht hat, sind sicherlich ein sehr ehrenvolles Zeugniß von dem hohen Schwunge des triester Handelsgeistes.

Die Zierde Duinos ist, und das eigentliche Ziel der sonntäglichen Fahrt war das mit dem Ort gleichnamige Schloß, auf jähem Felsabhange gelegen, dessen Fuß vom Meere bespült wird, altersgrau, verwittert, durch halbverfallene Mauern und Basteien geschützt, und inmitten seines Verfalls

noch finster, drohend wie die Burg eines der Uskoken, die einst an diesen Küsten das blut- und beutegierige Corsarenhandwerk mit verzweifelter Tapferkeit ausübten. Ich weiß nicht, ob die Geschichte des Schlosses von Duino seinem Aussehen entspricht, wenn sie aber eine idyllische wäre, so müßte jeder Stein desselben eine Lügner sein. Eine empfängliche Phantasie muß durch den Anblick dieses Felsennestes mit ganzen Dramen befruchtet werden. Auf dem weiten öden Hofe, welcher durch leerstehende Wirthschaftsgebäude eingefaßt wird, ein paar vereinzelte Bildsäulen, welche vom Zufall dort aufgestellt oder von der Zeit vergessen worden zu sein scheinen; über dem Schloßthore ein verwittertes Wappenschild und zwei Löwen als überflüssig gewordene Wächter an der offenen Pforte; drinnen lange Zimmerreihen nothdürftig mit altväterischem Hausrath ausgestattet, und mit geschwärzten Bildern in verschossenen Goldrahmen an den Kalkwänden; nach der See hinaus eine einsame Terrasse, ein verwilderter Garten an welchem seit Menschengedenken keine Hand gelegt worden zu sein scheint. Von dem schweren steinernen Balcon, der hoch oben an altersgrauer Mauer über dem Meere hängt, hat man eine unermeßliche Fernsicht über Land und Wasser. Vor uns die Unendlichkeit des Meeres, rechts und links die gebirgige Küste, welche die nördliche Bucht desselben einfaßt, mit Triest, Aquileja, Capo d'Istria, der Städte weniger hochklingenden Namens zu geschweigen, und tief unter unsern Füßen das sanfte flüsternde Wellenspiel, in welchem die trägen Medusen ihre unförmliche Masse wiegen. Nochmals, einem romantischen Dichter oder einem Romanschreiber, welche „Eindrücke" oder einen „Schauplatz" sucht, kann ich nichts Dringenderes rathen als einen Besuch im Schlosse von Duino.

Die Sonne stand noch ziemlich hoch am Himmel, als die Schiffsglocke von den auf offener Straße vor den Dorfschenken improvisirten Tafeln an Bord rief. Auf die scher-

zenden Klagen und Vorwürfe der im Schmause gestörten Gäste antwortete der Capitän in einer Weise, welche errathen ließ, daß irgend etwas nicht recht geheuer sei. In der That waren wir kaum eine halbe Stunde unterwegs als ein mächtiger Sirocco mit einem im Nu gesammelten Gefolge schwarzer Gewitterwolken angeschnoben kam. Der Sturm spielte auf und das Schiff begann zu tanzen. Die Gesellschaft hielt sich indessen über alle meine Erwartung tapfer, und es waren nur zwei oder drei Damen, unfähig das Verdeck länger zu behaupten, in die Cajüte geführt worden, als ein furchtbarer Regenguß uns Alle zwang, ihnen eilenden Fußes zu folgen. Drunten bei verschlossenen Luken — Hunderte von Menschen aneinandergepreßt — es war bei der angenehmsten Nachbarschaft kein erfreulicher Aufenthalt. Darum klang es uns denn wie die Posaune der Auferstehung, als sich die Blechmusik auf dem Verdeck wieder vernehmen ließ. Wir stürzten noch eiliger ins Freie als wir zuvor Schutz gesucht hatten. Siehe da, der Himmel war wieder heiter geworden, die Luft still, und nur am äußersten Horizonte zeigten sich noch die letzten Nachzügler vom schwarzen Heere des Sirocco, dem unsere Musik eine Siegesfanfare hinterdrein schickte. Einige Minuten später, und wir stiegen sehr zufrieden mit dem verlebten Tage ans Land.

Sirocco und Bora heißen die beiden Plagegeister von Triest. Der Sirocco, wenn er anhaltend weht, und zumal in hoher Sommerzeit, fällt auf den Menschen wie ein unsichtbares Bleigewicht, welches Muskeln und Athem, Willen und Gedanken lähmt. Was die Bora ist, sollte ich bei einem spätern Winteraufenthalte in Triest erfahren. Bei heiterm Himmel und hellem Sonnenschein tobte sie mit einem unheimlichen Geheul acht Tage lang durch die Gassen der Stadt wie eine Barbarenhorde, die aus nordischer Steppe siegreich in ein Land des warmen blühenden Südens eingefallen ist.

Wie mit Ruthen gepeitscht wurden die Menschen flüchtigen Fußes vor ihr hergetrieben, und durch Mantel und Pelz hindurch erkältete ihr eisiger Hauch das Mark der Knochen. Die Eingeborenen aber meinten, es sei doch noch nicht die echte Bora, sie wollten ihr vielmehr nur einen Diminutivnamen zugestehen, dessen schmeichelnder Laut des sanften Zephyrs würdig wäre — sie nannten dieses Ungeheuer Borina.

Triest hat vier oder fünf Theater, unter denen jedoch kein einziges deutsches, obgleich acht bis zehntausend großentheils wohlhabende Nationaldeutsche in der Stadt leben, während deren übrige Bevölkerung, soweit sie auf einige Bildung Anspruch machen kann, der deutschen Sprache wenigstens einigermaßen kundig ist. Es ist wahr, daß das italienische Theater im Allgemeinen vor dem deutschen in der Darstellung große Vortheile voraushat; seine ausschließliche Herrschaft in Triest verdankt es aber doch vielleicht weniger seiner Ueberlegenheit als der Farblosigkeit des Geistes seiner deutschen Einwohnerschaft. Darin wiederholt sich freilich nur eine Erscheinung, die uns überall entgegentritt, wo wir Deutsche als Ansiedler unter Fremden finden.

Oder vielmehr, die Schwäche des Nationalsinnes, welche uns vor allen andern Völkern kläglich genug auszeichnet, sie macht sich bei unsern in fremder Umgebung lebenden Landsleuten durch den Contrast noch deutlicher und in niederschlagenderer Weise bemerklich als daheim. Schlimm genug, aber natürlich. Deutschland vermag und gilt und ist nichts, wir tragen allenthalben das demüthigende Bewußtsein mit uns umher, daß die Nation, welcher wir angehören, mit ihren fünfundvierzig Millionen unter den Völkern der Erde nicht mehr zählt als eine Null, die wenn auch stillschweigende und noch so schonende Geringschätzung der Andern drückt und peinigt uns unablässig, und deshalb suchen denn so Viele von uns geflissentlich oder unwillkürlich eine Erleichterung darin,

daß sie so weit als möglich vergessen, daß sie Deutsche sind. Freilich waren im Jahr 1848 einige Keime des Selbstvertrauens, ja sogar einige Schößlinge von Muth und Stolz in uns aufgegangen, aber die väterliche Politik, unter deren beglückende Allgewalt wir uns wiederum gestellt sehen, hat keine dringendere Aufgabe als solches gefährliche Unkraut möglichst rasch und gründlich wieder auszureuten. Eine vorzügliche Handhabe zu diesem Restaurationswerke bot die schleswig-holsteinische Sache, und die Welt hat mit Staunen gesehen, wie herzhaft man dieselbe anzugreifen gewußt hat. Die Herzogthümer sind der Rache des Erbfeindes ausgeliefert, die Vertheidiger ihrer und der Rechte Deutschlands sind entweder in die dänische Soldatenjacke gesteckt oder nach Brasilien und Algerien in den Söldlingsdienst des Auslandes getrieben, oder brotlos über den deutschen Boden zerstreut, zum warnenden Beispiele für alle warmblütigen Schwärmer, die etwa noch an Deutschland glauben oder von Deutschland träumen. O es ist ein Meisterstück der wirksamen Demüthigung und der wohlberechneten Strafe, das die Weisheit der Cabinette da fertig gebracht hat!

Doch ich wollte von den triester Theatern reden. Das bedeutendste derselben, Teatro Grande geheißen, geräumig, einfach und geschmackvoll decorirt, ist vorzugsweise der Oper gewidmet. Ich sah, oder wenn man will hörte dort den „Poliuto“ ich weiß nicht welches allerneuesten Componisten, der aus einem vorzugsweise langweiligen Trauerspiele Racine's eine Oper von wahrhaft großartiger Langweiligkeit herausgearbeitet hat. Dazu mittelmäßige Sänger und schlechte Acteurs. Der Oper folgte das Ballet „Esmeralda“, welches als Composition im Punkte der Langweiligkeit gleichfalls Bedeutendes leistet. Die Ausführung des Ballets war indessen beiweitem besser als die der Oper; zumal der mimische Theil desselben wurde mit einer Beredtsamkeit vorgetragen,

die man auf deutschen Bühnen selten antrifft, deren allerschwächster Theil das Geberdespiel zu sein pflegt. Die Esmeralda, ein zwerghaftes Wesen, eine Art dickköpfiger Kobold, machte ihre Sache gleichwol ganz gut, und schien sich einer großen Gunst des Publicums zu erfreuen.

Ein solches fünfactiges Ballet ist übrigens unter allen Umständen eine der größten Ungeheuerlichkeiten, welche auf der Bühne zu Markt gebracht werden können, noch ungeheuerlicher, und das will viel sagen, als eine fünfactige Oper. Was der Bühnentanz künstlerischerweise sein kann, und wie er geltend zu machen ist, das versteht man einzig und allein in Spanien. Leider hat man dort allerdings das Ballet nach französischen Zuschnitt gleichfalls zugelassen, zugleich aber die gute einheimische Art beibehalten, der gemäß dem Schauspiele ein einfacher Bolero oder Fandango folgt, ein echter Charaktanz mit Feuer und unnachahmlicher Grazie ausgeführt, eine wahre Augenlust, welche, wie es mit jedem feinen Genusse sein soll, immer zu früh endet, während das dramatische Ballet regelmäßig weit über die Sättigung hinaus dauert. Was aber die Leute betrifft, welche im Stande sind sich ohne Uebermüdung ein ganzes Drama vortragen zu lassen, welche keinen Anstoß daran nehmen, daß man ihnen in dieses getanzte Drama, nach unverbrüchlichem Bühnenherkommen, noch besondere Tanzdivertissements einschiebt, was die Leute betrifft, die an den Entrechats, Gliederverrenkungen und Seiltänzerstückchen eines Ballets drei, vier Glockenstunden lang Gefallen finden können, so will ich ihnen nicht vorenthalten, daß sie an einer böotischen Stumpfheit oder einer gründlichen Verdorbenheit des Geschmacks leiden.

Wenn Triest sich gar gern die „Allergetreueste Stadt" nennt und nennen läßt, so geschieht es zumal, weil in diesem Beiworte eine Verwahrung gegen die Zumuthungen liegt, welche von der andern Seite des Adriatischen Meeres

an die italienischen Gesinnungen der Triestiner gemacht werden. Daß bei einem großen Theile der Bevölkerung national-italienische Sympathien vorhanden sind, ist unverkennbar, und erklärt sich zur Genüge aus dem fortwährenden Zuzuge lombardisch-venetianischer Einwanderer. Aber die amtliche und vorherrschende Gesinnung der Stadt wird durch diese Sympathien nicht bestimmt. Sie ist gut österreichisch, weil sie keinen Grund, ja kaum eine Möglichkeit hat etwas Anderes zu sein.

In der That war Triest von jeher und ist es noch heute, obgleich ihm manche seiner alten Privilegien in neuester Zeit beträchtlich beschnitten sind, die in allen ihren Interessen am meisten begünstigte Stadt des Kaiserreichs. Triest fühlt keinen einzigen der Uebelstände des österreichischen Systems. Es ist im Besitze einer Selbstverwaltung, wie man sie im übrigen Oesterreich nicht kennt, es hat kein herrschsüchtiges und unbequemes Beamtenthum, keine quälerische Polizei (selbst der Fremde wird von ihr so wenig belästigt, daß man als Fremder Wochen lang in Triest leben kann, ohne mit ihr auch nur in Berührung zu kommen), Triest genießt ungeachtet seines Wohlstandes großer Steuerbegünstigungen, es ist von der Conscription ausgenommen, seiner Presse wird ein verhältnißmäßig großer Spielraum zugestanden, und endlich hat es die ausgedehnteste Handelsfreiheit, welche für eine Seestadt so ziemlich gleichbedeutend ist mit der Freiheit selbst im absoluten Sinne des Worts. Was kann eine Stadt mehr verlangen, welche durch ihre Lage, durch die Zusammensetzung ihrer Bevölkerung und durch die Natur ihres Geschäftsbetriebes dem Bereiche der großen politischen Leidenschaften dieses Jahrhunderts so ziemlich entrückt ist? Triest hat im Wesentlichen Alles, dessen es bedarf, und wenn es innerhalb seiner Mauern einen vorherrschenden öffentlichen Wunsch gibt, so ist es kein anderer und kann es kein anderer

sein als der Wunsch, daß Alles im bisherigen Zustande verbleiben, daß zumal Ruhe und Ordnung und Friede, und damit die wesentlichen Bedingungen des ökonomischen Gedeihens erhalten werden.

Die gute österreichische Gesinnung der Triestiner ist, genau besehen, nichts Anderes als ein wohlberechnender Conservativismus. Sie schwärmen weder für den österreichischen Staat, der ihnen vermöge ihrer selbständigen Verfassung beinahe völlig fremd ist, noch für die österreichische Dynastie, welche sie mit dem Auge nüchterner Menschenkenner und mit aller Unbefangenheit einer Colonialbevölkerung beurtheilen, die mit der Geschichte und dem Boden des Landes nur locker zusammenhängt. Die österreichische Regierung hat Triest allerdings, wie gesagt, von jeher ungemein begünstigt, allein die politische Dankbarkeit pflegt bekanntlich ebenso wenig tiefe Wurzeln in der kaufmännischen Welt zu haben wie der patriarchalische Sinn. Triest hat keinerlei Ursache zur Unzufriedenheit, es fühlt sich wohl in seiner Haut, es macht vortreffliche Geschäfte, und die Summe der Vortheile, welche es seiner Ausnahmestellung in der österreichischen Monarchie verdankt, erzeugt jenes Gleichgewicht der öffentlichen Stimmung, welchem Triest den Namen der „Allergetreuesten Stadt" verdankt. Ihrem Ursprunge und ihrer Natur nach aber ist die „Treue" der Triestiner vorzugsweise passiver Art. Sie werden der Regierung niemals Verlegenheiten bereiten, sie werden derselben nicht leicht durch politische Forderungen lästig werden, sie werden am allerwenigsten jemals bei Empörung, Aufstand und Revolution eine thätige Rolle spielen, da sie ja bei einer jeden Veränderung des öffentlichen Zustandes der Dinge viel zu verlieren und wenig oder nichts zu gewinnen haben.

Auf der andern Seite ist es sehr zu bezweifeln, daß Triest für die Fälle der Noth und der Gefahr starke Einsätze

für Oesterreich wagen und große Opfer bringen werde. Die Beweggründe der Hingabe und der Selbstverleugnung, welche vor Zeiten die Ungarn und die Tiroler vermochten, Gut und Blut für Oesterreich und das Kaiserhaus einzusetzen, diese Beweggründe sind in Triest schwerlich vorhanden. Keine Staatsveränderung, welche Triest im Besitze seiner bisherigen Privilegien läßt, wird bei seiner Bevölkerung eine besonders lebhafte oder gar leidenschaftliche Opposition finden. Wie heute zu Oesterreich, so wird Triest morgen zu Deutschland halten, wenn Deutschland an die Stelle Oesterreichs tritt. Triest kann sich von dem Hinterlande, in welchem seine ökonomische Existenz wurzelt, selbst nicht einmal in Gedanken, geschweige denn in seinen Wünschen loslösen, so wenig, daß es ihm schließlich ziemlich gleichgültig sein muß und sein wird wer dort regiert und von welchem Mittelpunkte aus, und nach welcher Verfassung. Ebenso kann aber auch Deutschland Triest nicht entbehren, den einzigen Punkt, durch welchen es mit den südlichen Meeren in Verbindung steht, und dessen Behauptung unter allen Umständen nicht blos eine nationale Macht, sondern sogar eine politische Lebensfrage für uns sein wird.

Die triester Freihafensgerechtigkeit ist in neuester Zeit vielfach und heftig angegriffen worden, namentlich von Seiten der österreichischen Fabrikanten, welche behaupten, daß das einheimische Gewerbswesen durch einen von Triest aus in großartigem Maße betriebenen Schmuggel schwer beeinträchtigt werde. Daß von Triest aus beträchtlich geschmuggelt wird, ist trotz der das Gegentheil beweisen sollenden Ergebnisse einer zu diesem Behufe angestellten Untersuchung sehr wahrscheinlich, sehr unwahrscheinlich dagegen ist es, daß die Aufhebung des Freihafens dem Schmuggel ein Ende machen, oder auch nur ihn wesentlich vermindern würde. Ohne eine gründliche Reform des österreichischen Zolltarifs, und, was

freilich schwieriger zu erreichen ist, ohne wesentliche Besserung der Zollverwaltung an Haupt und Gliedern, wird man jenem Uebelstande, der sich an allen österreichischen Gränzen fühlbar macht, nimmermehr abhelfen. Das sichere Ergebniß der Aufhebung des Freihafens aber würde sein, daß ein großer Theil des von Triest aus betriebenen Zwischenhandels mit Italien und der Levante sich nach Ancona und Korfu und andern Hafenplätzen zöge, für deren Eröffnung die fremde Concurrenz unfehlbar Sorge tragen würde. Alles, was die Klugheit verlangt und die Billigkeit gebietet, ist, daß Triest in Form einer anderweitigen Steuer eine Summe an den Staat zahle, welche nach dem vermuthlichen Betrage seines Verbrauchs zollfreier Waaren bemessen ist.

IX.

Venedig im Winter.

Ich habe es immer gesagt, und ich bleibe dabei: je schönere Erinerungen man von einem fremden Orte mitgenommen, desto weniger hat man bei einem zweiten Besuche desselben zu gewinnen. Die traurige Bestätigung meines Satzes, ich habe sie leider jetzt wieder einmal an mir selber erfahren — Venedig, die Wunderstadt, ist mir zur Hälfte entzaubert, und zwar ohne Wunder, sondern auf natürliche Weise. Unter diesem grauen Januarhimmel erbleicht die brennende Farbenpracht von San Marco, im feinen Regenschauer schaut das Dogenschloß verdrießlich über die Lagune hinaus nach besserm Wetter, und die Paläste des Canal Grande hängen im erkältenden Ostwinde den Kopf und drängen sich fröstelnd aneinander. Und was ist aus den tausend bunten Blüten des venezianischen Volkslebens geworden? Der rauhe Luftzug hat sie abgestreift, die Singvögel sind entflohen und die nackten Zweige des Baumes klappern hölzern aneinander.

Wie ganz anders war das Alles, als die Juniussonne ihre glühenden Lichter über die Marmorpracht des alten Venedig und über die heitere Armuth seiner heutigen Bewohner ausgoß! Der Marcusplatz ein übervölkerter Festsaal, der Große Canal die Straße durch ein versteinertes Feenland,

jeder Tag ein Festtag, der mit Sang und Klang erst lange nach Mitternacht endet. Doch ich will ja nicht von damals sprechen, sondern von heute.

Unter bösen Vorzeichen stieß die Gondel vom Dampfschiff ab. Zwei ungeschliffene Holländer, mit denen mich mein Unstern in denselben Nachen geworfen, erhoben ein rohes Gezänk darüber, daß der Gondolier einen Umweg von fünfzig Schritten machte, um einige andere Reisende an der Piazzetta auszusetzen, statt sie sogleich nach ihrem Gasthofe zu fahren. Glücklicherweise hatte der Gondelführer mehr Schicklichkeitsgefühl als die Junker vom Kaffeesack, sonst wäre es vielleicht nicht bei bloßen Worten geblieben. Um mit diesen groben Gesellen nicht unter einem Dache zu wohnen, entschloß ich mich gleichfalls an der Piazzetta auszusteigen, und es mit dem derselben zunächst gelegenen Albergo Danieli zu versuchen, dessen große goldene Inschrift von der stattlichen Façade herunter einladend winkte. Schrecklicher Betrug! Außen ein Palast, innen eine finstere, verödete, echt italienische Herberge, mit halsbrecherischen Stiegen, verstaubten Zimmern, und mit Möbeln ausgerüstet, die vor siebzig bis achtzig Jahren neu gewesen, und die seitdem weder den Schreiner noch den Tapezirer gesehen zu haben schienen. Dem alttestamentarischen Propheten kann es in der Löwengrube nicht schlimmer zu Muthe gewesen sein als mir in dem seinen Namen führenden Gasthofe; es war meines Bleibens nicht in dieser Höhle, und ich athmete auf, als ich mit meinem Reisegeräthe den Kai wieder gewonnen. Draußen hatte es inzwischen begonnen vom Himmel zu träufen, die ersten Wassertropfen, welche seit Wochen auf das venezianische Marmorpflaster fielen, gerade im nämlichen Augenblick, als ich dasselbe betrat. Ich holte den Regenschirm aus der Scheide hervor in welcher er vierzehn Tage lang ruhig gesteckt hatte, und nahm den wohlbekannten Weg nach dem Europäischen Hof; denn obgleich ich

wußte, daß dort Holland meiner wartete, wollte ich keinen zweiten Fehlgang wagen.

Auf der Flur des Hauses standen fünf oder sechs Reisewagen. Wie sie dorthin gekommen, ist mir noch heute ein Räthsel, denn der Europäische Hof ist an der Landseite nur durch eine Straße zugänglich, welche kaum für einen Schubkarren Raum bietet, während nach dem Großen Canal hinunter eine Treppe von fünf oder sechs Stufen führt. Und wie zum Kuckuck können sechs Reisende zu gleicher Zeit die Narrheit haben, ihre Wagen nach Venedig mitzunehmen! Aber genug, die Wagen waren da, ihre Inhaber also vermuthlich auch nicht fern, und ich konnte demnach leicht errathen, was mir bei dem beschränkten Raum des Hauses bevorstand, zumal mir die verwünschten Holländer zuvorgekommen. Mit einem Worte, ich mußte ein kleines Hinterzimmer mit der erfreulichen Aussicht auf Dachrinnen und Schornsteine beziehen.

In allen Sprachen der Welt gibt es wenige Worte die einen so zauberischen Klang haben wie das Wort: der Carneval in Venedig. Der römische Faschingslärm, selbst wenn ein Goethe ihn in die Musik seiner Sprache umsetzt, was will er bedeuten neben der leidenschaftlichen Glut und der geheimnißreichen Herrlichkeit des venezianischen Saturnusfestes! Eine mit Feuer geschwängerte Atmosphäre liegt über der ganzen Stadt, jeder Athemzug ist wie ein Trunk aus dem kastalischen Quell, bei jeder Berührung stiebt es von elektrischen Funken. Hier gehen sie breit und mächtig die Wogen der festlichen Lust, dort kräuseln sie sich perlensprühend wie Champagnerschaum. Wie es rauscht von seidenen Gewändern, wie es von Rubinen leuchtet auf den weißen Stirnen, wie es von Diamanten blitzt aus der üppigen Fülle des goldbraunen Haares! Sicher unter der Maske flüstern stolze Lippen das Wort, welches trunken macht — die Gondel wartet, ein Wink, und mit lautlosen Ruderschlägen fliegt sie in die mondbeglänzte

Lagune hinaus. Im kerzenhellen Marmorsaal aber sind die Gäste nicht gezählt. Aus vollen Händen rollen die Zechinen hin und wieder über den grünen Tisch, in bunten Kelchgläsern perlt der Cyprier und der Samoswein, ein goldener Regen lohnt die griechische Tänzerin und das Lied des andalusischen Zitherschlägers, und die nächtlichen Lichter des Himmels erlöschen früher als die Fackeln des Freudenfestes der Seekönigin Venezia.

Der heurige Carneval nun — meine Wahrheitsliebe zwingt mich zu diesem leidigen Geständniß — sieht meiner Beschreibung nicht im mindesten ähnlich, die überhaupt, wie ich vermuthe, seit mehr als Menschengedenken veraltet ist. Die nüchternste Stadt des protestantischen Nordens kann es in der Faschingszeit an Alltagsmiene und Werktagsstimmung dem heutigen Venedig unmöglich zuvorthun. Wäre nicht das Theater della Fenice — wie immer von Weihnachten bis zum Aschermittwoch — geöffnet, man würde durch gar nichts an den Carneval erinnert. Und als die alleinige Trägerin des Faschings thut die Fenice diesen Winter nicht einmal ihre Schuldigkeit, beiweitem nicht das, was man von einem Theater fordern darf, welches nur zwei bis drei Monate des Jahres in Thätigkeit ist, und dafür einen Zuschuß von 60,000 Fl. bezieht. Mit einer sehr mittelmäßigen Truppe hat die Fenice eine äußerst mattherzige Oper, „Allan Cameron" betitelt, und von irgend einem namenlosen Componisten verfaßt, auf die Bühne gebracht, und von dieser unbedeutenden Musik und diesen schwächlichen Stimmen soll nun der feine Tonsinn der Venezianer seine raffinirten und durch lange Entbehrung gesteigerten Bedürfnisse zehn Wochen lang bestreiten! Das ist mehr als man einem Geschmack zumuthen darf, welcher zwar an die Einförmigkeit des musikalischen Genusses, dagegen aber auch an ausgezeichnete Leistungen gewöhnt ist. Das venezianische Publicum rächt sich durch eine in Italien unerhörte

Lässigkeit im Besuch des Theaters. Während sonst jedes Possenspiel, jedes Puppentheater auf eine dicht gedrängte Zuhörerschaft mit Sicherheit zählen kann, hat die weltberühmte Fenice ein kaum halb gefülltes Haus. Und auch dieses halbe Publicum verdankt sie wahrscheinlich vielmehr ihrem Ballet als dem „Allan Cameron", der sich nur im dritten Act mit einigen kühnen Flügelschlägen vom Boden aufrafft, auf dem er sonst langsam dahinkriecht. Das Ballet dagegen kann man unübertrefflich nennen; ich wenigstens habe kein besseres gesehen, und die Italiener stellen ihm nur das in Mailand voran. Die erste Tänzerin — sie führt einen englischen Namen, Maywood — mag es vielleicht einer Taglioni oder Fanny Elsner noch nicht gleich thun, aber sie hat Zeit vor sich, und hinter ihr steht ein Chor von Tänzerinnen, um welches Paris und Wien und Berlin Venedig zu beneiden haben. Wäre ich nicht ein abgesagter Feind des französischen Bühnentanzes überhaupt, der in meinen Augen vielmehr in das Gebiet der Seiltänzerei als in das der Kunst gehört, ich würde den Enthusiasmus der Venezianer bei der Aufführung der Giselle vollkommen gerechtfertigt finden, zumal dieselbe mit großer Pracht und Kunstfertigkeit in Scene gesetzt war. Die kleine Maywood entfaltete dabei nächst der äußersten Grazie und Gewandtheit ein bedeutendes dramatisches Talent, nur daß sie dasselbe bis zum Misbrauch geltend machte. Sie gab den Wahnsinn mit einer so gräßlichen Wahrheit wieder, daß ich die Augen wegwenden mußte, während ein Theil des Publicums bei diesem widerwärtigen Bilde in leidenschaftlichen Beifall ausbrach. Zur Ehre des Geschmacks der Venezianer sei es gesagt, daß es der kleinere Theil war.

Der Saal der Fenice ist weder groß noch prächtig, von der einfachsten Architektur, aus einem Parterre und fünf oder sechs vollkommen gleichförmigen Logenreihen bestehend. Und gerade diese Einfachheit und Gleichförmigkeit, verbunden mit

einer äußerst geschmackvollen Decoration in lebhaften, aber sehr glücklich gewählten Farben, gibt dem Hause den Anstrich einer gewissen vornehmen Eleganz, welcher allen Prunk so mancher Hoftheater weit überbietet. Die Fenice und das große Theater in Triest, welches ganz nach demselben Plan gebaut und eingerichtet ist, können bei der Herstellung jedes neuen Theaters zum Muster dienen, bei welchem es nicht etwa darauf ankommt, möglichst viel Geld mit möglichst geringer Wirkung aufzuwenden.

Wer nur das Gerücht aufgebracht haben mag, daß Venedig ein angenehmer Winteraufenthalt sei! Gewiß ist es, daß noch immer viele Leute an diese Fabel glauben, wie denn Venedig zur Zeit namentlich eine ganze Anzahl entkrönter und auch einige gekrönte Häupter zu seinen Wintergästen zählt. Don Carlos und der Herzog von Bordeaux, der Herzog von Modena und die Herzogin von Berry, und nach den reichen Livreen vieler Gondeliere zu urtheilen noch manche andere Personen verwandten Namens und Titels, bewohnen die kalten Mauern der Paläste am Canal Grande. Nun ich will in ihrem Namen hoffen, daß es dort nicht so sehr an Feuerungsanstalten fehlen möge, wie in dem plebejischen Venedig, auf welches ein Reisender meines Schlages angewiesen ist.

Da ist z. B. die französische Restauration am Marcusplatz, in welcher, beiläufig gesagt, nichts Französisches gefunden wird als ein Gericht aus der Küche des berühmten Doctor Véron — der „Constitutionnel", das mich schon wegen des schmutzigen Küchenjungen Granier aus Cassagnac anekelt. Die französische Restauration hat vier oder fünf große Säle, und in einem derselben — ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen — wird zuweilen ein Kaminfeuer gemacht. Kommt man nun während der fünf Minuten, wo sich der Rauch bereits verzogen hat, und die drei Holzspäne noch nicht

ganz in Asche verwandelt sind, so hindert Einen nichts, sich die Hände über dem Kohlenhäufchen zu wärmen, vorausgesetzt, daß sich nicht bereits zwei oder drei durchfrorene Offiziere vor den Kamin gepflanzt haben. In den Kaffeehäusern ist von Feuerung irgend einer Art keine Rede; der Speisesaal des Gasthofs ist außer der Stunde des Mittagsessens kalt, öde und leer. Glücklicherweise hält sich das Thermometer bis jetzt fortwährend zwei bis drei Grad über Null, aber diese Temperatur hier steht einer Kälte von ebenso viel Graden in Deutschland der Wirkung nach ziemlich gleich. Was machen? Unter den Hallen des Marcusplatzes spazieren gehen wie die Andern. Gehen wir also spazieren. Ein dicker Menschenstrom drängt sich langsam den Säulengang der Procurazie nuove entlang, während auf der entgegengesetzten Seite des Platzes der Gang unter den Procurazie vecchie — Gott weiß warum — vollkommen leer bleibt. Ich schwimme mit dem Strome, herauf, hinunter, dreimal, viermal, zehnmal, zwanzigmal. Aber das langsame Gehen ermüdet, der Abend ist lang, und das Theater beginnt erst halb 9 Uhr. Eine kleine Schenke, von vier Gasflammen erleuchtet und hoffentlich auch ein wenig erwärmt, verspricht mir eine Zufluchtstätte, wo ich ohne Gefahr von Frostbeulen die Zeitung lesen kann; ich trete ein, und finde in der That ein Klima, in welchem sich's menschlich existiren läßt. Kaum aber habe ich das Zeitungsblatt zur Hand genommen, so fühle ich mich von einem breiten eisigen Luftstrom eingehüllt. Der Herr des Hauses fürchtet, daß seinen Gästen der Gashitze zu viel werde, und hat vorsorglich die Hinterthür geöffnet um uns zu erfrischen. Hol' Euch der — sage ich, indem ich mit einem Entschluß der Verzweiflung durch die geöffnete Thür die Flucht nehme. Ich hatte in einem Winkel meines Zimmers eine sonderbare Maschine von Backsteinen bemerkt, und neben derselben einen Korb mit Zahnstochern,

und ich wollte versuchen ob diese Maschine nicht als Ofen, und die Zahnstocher als Brennholz zu benutzen seien. Gesagt, gethan. Die Zahnstocher ließen sich wirklich brennen, aber die Maschine wurde nicht warm, und das Zimmer blieb so kalt wie vorher. Man bot mir mehr Holz an, allein überzeugt von der Fruchtlosigkeit jeder Fortsetzung des Experiments — lehnte ich ab. Nachträglich fand ich, daß ich sehr weise daran gethan, denn auf meiner Rechnung stand unter der ohne Zweifel ironisch gemeinten Rubrik Heizung ein kleiner Posten von 1 Fl. 24 Kr., dergestalt, daß ich im Lauf eines Tages in fruchtlosen Versuchen, mir ein warmes Zimmer zu verschaffen leichtlich zehn Gulden hätte verfeuerwerken mögen. Wenn man weiß, daß die Venezianer ihr Holz von Istrien holen müssen, welches selbst kein Holz mehr hat, und das, wenn es Holz hätte, einen nähern und bessern Markt in Triest finden würde, so wird man die Unerschwinglichkeit der Feuerung in Venedig begreifen. Den Besitzern den Steinkohlengruben in Steiermark und Krain verspricht die bevorstehende Vollendung der Eisenbahn nach Triest eine goldene Zukunft, und den Venezianern — was auch nicht zu verachten ist — einen warmen Ofen.

Das Theater San Benedetto hatte für jenen Abend ein Stück angekündigt, welches mich durch seinen Titel anzog: „La notte di San Silvestro", vom Marchese so und so. Einen italienischen Sylvesterabend mitzumachen, wenn auch nur im Parterre eines Schauspielhauses, durfte ich nicht versäumen. Durch eine lange Folge enger Gäßchen, die zuletzt in eine Reihe fabelhafter Durchgänge und düsterer einsamer Höfe ausliefen, fand ich nicht ohne Schwierigkeit den Weg nach dem Theater, von welchem ich mir nach einer solchen Einleitung nicht viel Gutes versprach. Um so angenehmer war die Ueberraschung, als ich in den geräumigen, heitern Saal trat, der bei glänzender Beleuchtung eine zahlreichere

Versammlung der schönen Welt zur Schau stellte, als ich sie im heutigen Venedig für möglich gehalten hatte. Die sechsfache Reihe der Logen war, nach italienischer Sitte, fast ausschließlich mit Damen besetzt, beinahe ohne eine einzige Lücke — eine reiche Galerie von geschmückten Brustbildern, unter denen es an einzelnen Meisterwerken nicht fehlte. Der Vorhang der Bühne zeigt das Bild eines altvenezianischen Schauspiels, ein Turnier auf dem Marcusplatz, gut erfunden und vortrefflich ausgeführt. Ich empfand eine Regung der wahren Dankbarkeit gegen den Maler dafür, daß er mir den Anblick der ewigen Mythologie und Allegorie erspart, welche Einem bei uns zu Lande an ähnlicher Stätte unweigerlich aufgedrungen wird — Apollo mit den Musen, Tragödie und Komödie, Huldigung der Künste, und was der abgeschmackten Gegenstände dieser Art mehr sind. Ein Turnier in Venedig kommt mir übrigens, beiläufig gesagt, ungefähr so vor wie ein Fischerstechen in Stuttgart, und ich fürchte, daß die venezianischen Nobili im Sattel keine allzu vortheilhafte Figur gespielt haben. Die historische Gewissenhaftigkeit zwingt mich indessen zu bemerken daß, nach dem Wortlaut eines amtlichen Documents, das Pferd in Venedig doch nicht zu den Fabelthieren zu gehören scheint. Auf einem Anschlag im Volksgarten ist nämlich zu lesen, daß das Reiten dort auf einigen der Wege verboten sei — ein Verbot, welches mich lebhaft an ein Forst-Edict erinnert, welches am Eingange eines Wäldchens in der Nähe meiner Vaterstadt den Spaziergängern bei schweren Strafen untersagte, Fasanen und Auerhähne da zu schießen, wo es kaum Finken und Sperlinge gab.

Auch ein Stück Belagerungszustand sollte ich im Theater San Benedetto zu sehen bekommen, und zwar in der Gestalt zweier Musketiere, die mit aufgepflanztem Bayonnet in das Parterre gestellt wurden. Zu welchem Zweck? Eine polizeiliche Bestimmung konnten sie schon deshalb nicht haben

weil sie nicht italienisch verstanden, als militärische Macht waren sie entweder überflüssig oder zu schwach, und daß sie als eine Drohung in die Theaterfreude hineingeschoben worden, läßt sich mit einiger christlichen Liebe nicht wol annehmen.

Meine Erwartung, in der Sylvesternacht ein italienisches Lebensbild kennen zu lernen, wurde betrogen. Das Stück spielt nicht nur in Deutschland, sondern ist auch nach einem bekannten deutschen Original, dessen Verfasser mir nicht einfällt, bearbeitet. Ein junger Nachwächter in Dresden tauscht mit einem Prinzen, der den Maskenball verlassen hat, die Kleider und die Rolle, und während der letzte als Nachtwächter eine Menge von Tollheiten begeht, entwirrt der erste als Prinz die schwierigsten Intriguen, und das Ganze endet natürlich zum allgemeinen Wohlgefallen mit der Aussicht auf ein fröhliches Hochzeitsfest. Das Stück war sehr mittelmäßig, wurde aber mit solchem Feuer gespielt, daß alle Welt sich vortrefflich dabei unterhielt. Die Naivetät, mit welcher die Zuhörerschaft die ganze Handlung auffaßte, hatte für mich, der ich meinen Antheil an der blasirten Stimmung eines Residenzpublicums noch ziemlich unverringert mit mir schleppte, etwas ungemein Erfrischendes. Kein Zweifel, die Dankbarkeit ist eine sehr dankbare Sache; nur schade, daß wir sie ebenso wenig in unserer Gewalt haben wie irgend eine andere Empfindung. Das Beispiel kann indessen auch auf ein verhärtetes Gemüth von der besten Wirkung sein, wie ich heute Abend an mir selbst erfuhr. Wo tausend Menschen so recht aus voller Seele lachen, da ist es schwer, eine herbe Miene zu ziehen.

Einige leise politische Anspielungen wurden sehr lebhaft, aber mit vieler Gutmüthigkeit aufgegriffen. So das Wort des verkleideten Nachtwächters: ich bin freilich nur ein provisorischer Prinz, aber heutzutage ist Alles provisorisch. Noch größere Heiterkeit erregte die Klage des Nachtwächters darüber, daß die 15,000 Gulden, die er im Handumwenden auf der

Redoute gewonnen, nur Papiergeld seien; vielleicht würden die Venezianer indessen weniger über das Papiergeld lachen, wenn sie es nicht blos vom Hörensagen kennten.

Ein Scribe'sches Lustspiel, welches der „Sylvesternacht" folgte, bewegte sich gleichfalls auf deutschem Boden. Es versteht sich von selbst, daß darum nicht weniger Charaktere, Situationen, Verwickelung und Entwickelung einen durchaus französischen, oder vielmehr den specifischen pariser Zuschnitt hatten, den alle die tausend und aber tausend Vaudevilles tragen, welche seit zwanzig oder dreißig Jahren von hundert und aber hundert französischen Komödienschreibern in die Welt geschickt worden sind. In dieser französischen Theaterpoesie — man verzeihe mir den Misbrauch des Wortes Poesie — herrscht eine verzweifelte, eine tödtliche Eintönigkeit, in welche nur durch das Talent der französischen Schauspieler so viele Modulation gebracht werden kann, als erforderlich ist, um sie einigermaßen erträglich zu machen. Wie die altitalienische Komödie ihre stehenden Masken hat, ihren Arlecchino, ihren Stenterello, ihre Colombine u. s. w., so hat das französische Lustspiel ein oder anderthalb Dutzend unveränderliche Figuren, mit denen es seinen ganzen Aufwand bestreitet, und denen zur völligen Identität nichts fehlt als der gemeinschaftliche Name und das unveränderliche Costume. Nun, dahin wird es vielleicht auch noch kommen, und das Personenverzeichniß des gesammten komischen Drama wird dann etwa aus folgenden Namen bestehen: 1) die Grisette (als Hauptperson geht sie voran), und zwar a) die leichtsinnige und b) die sentimentale; 2) der Grognard de l'empire, der französische miles gloriosus; 3) der pariser Gamin; 4) der pinselhafte Würzkrämer; 5) der flotte Soldat; 6) der tugendhafte Lumpensammler; 7) die zänkische Portiere; 8) ihr Esel von Ehemann. Noch acht oder zehn Figuren mehr, und das dramatische Schachbrett ist vollständig besetzt. Das Spiel beginnt, jede

Figur macht die ihr durch eine unabänderliche Regel vorgeschriebenen Züge, und nach den ersten Zügen weiß der Zuschauer den ganzen Verlauf des Spiels voraus.

Wenn dieser Mechanismus nicht durch den Witz, das Feuer, die Gewandtheit des Schauspielers belebt würde, so wäre das französische Theaterpublicum längst an Langeweile ausgestorben bis auf den letzten Mann. Aber die Franzosen haben glücklicherweise gute Schauspieler, und dadurch wird die Forteristenz ihres Theaters möglich. Wie es aber unsere deutschen Intendanturen und Directionen über ihr Gewissen bringen können, die Mittelmäßigkeit unserer Schauspieler mit dem ewigen Einerlei des französischen Drama zu einem Brei zusammenzurühren und dem Publicum als Festgericht vorzusetzen, darüber suche ich seit Jahren vergeblich mit mir ins Klare zu kommen. Die Strafe folgt übrigens der Sünde auf dem Fuße, denn es gibt wenige deutsche Theater, die nicht während drei Viertheilen des Jahres zu vier Fünftheilen leer ständen. Das Publicum verlangt mit vollem Recht Neues, und ihr bringt ewig das Alte. Möglich, daß nur der kleinste Theil der Zuschauer sich deutlich bewußt wird, daß sie das neue Stück, welches ihr heute angekündigt, bereits seit zwanzig Jahren unter zwanzig verschiedenen Namen gesehen haben; aber die Spannung bleibt aus, der Reiz fehlt, man gähnt, kurz man langweilt sich, und das nächstemal bleibt man zu Hause.

Es gibt indessen noch noch etwas Widerwärtigeres und dem Theater Gefährlicheres auf der deutschen Bühne als die französischen Stücke, nämlich die deutschen Schauspiele, die nach der französischen Schablone zugeschnitten sind, Schauspiele, in welchen den französischen Masken deutsche Namen gegeben werden, die uns mit stehenden pariser Redensarten deutsche Lebensbilder vorlügen wollen. Und leider ist nichts alltäglicher als diese schimpfliche Servilität.

Aber, höre ich sagen, wie die französischen Schauspieler, so sind auch die französischen Bühnenschriftsteller den unserigen überlegen, und wir haben also von ihnen zu lernen. Ohne Zweifel, wir haben von ihnen zu lernen, denn abgesehen von dem Conventionellen und Handwerksmäßigen in ihrer Manier, sind sie uns an Leichtigkeit, Eleganz und Sicherheit weit voraus. Nachahmen aber heißt nicht lernen. Solange unsere Dramatiker nach Mustern arbeiten, solange sie das flüssige Leben um uns her nicht mit voller Faust zu packen, festzuhalten und zu kneten wissen, so lange wird es nichts werden mit dem vielbesprochenen Drama der Zukunft. Auch die zweihundert wiener Ducaten werden dasselbe, wie ich fürchte, nicht sonderlich fördern. Es fehlt dazu noch an dieser und jener Vorbedingung, die sich durch keine Preisausschreibung beschaffen läßt; es fehlt in den öffentlichen Zuständen, aber noch viel mehr in den Herzen; es fehlt an Liebe, an Begeisterung, an treuem nationalem Sinn. Und der letzte ist die Hauptsache. Hättet ihr ihn, ihr würdet nicht in allen vier Welttheilen nach dramatischen Stoffen suchen, es würde euch nicht einfallen, die deutsche Geschichte für unfähig der dramatischen Behandlung zu erklären, ihr würdet, ohne es zu wissen und zu wollen, instinctartig wieder und immer wieder auf die Dramatisirung des deutschen Lebens zurückgeführt werden, ebenso wie der Franzose seine Gegenstände, mit den seltensten Ausnahmen, der französischen Geschichte und der französischen Gegenwart entnimmt. Daß sich das Alles bei unsern dramatischen Dichtern nicht von selbst versteht, ist ein sicheres Zeichen von einer wesentlichen Lücke im innern Berufe. Was würden wir von einem lyrischen Dichter sagen, welcher sein Talent und seinen Fleiß darauf verwendete, Theokritische Idyllen, chinesische Liebeslieder und provenzalische Oden zu schreiben? Als Spielerei läßt man sich solche Versuche allenfalls noch gefallen, als ernstlich gemeinte Arbeit aber wird sie heutiges Tages Niemand ansehen. Nun denn,

unsere dramatische Poesie treibt eine ähnliche Spielerei, wenn sie dem deutschen Volke nicht geradewegs auf den Leib geht, und es bei allen Handhaben anfaßt, welche Gemüth und Charakter, Sitte und Art, Gewohnheit und Vorurtheil ihr darbieten. Heran, wer eine kräftige Hand hat. Schüttelt uns, regt uns auf, macht uns warm — wir sind ganz bereit euch gewähren zu lassen. Ihr wollt nicht? Ihr könnt nicht? Nun, so beklagt euch wenigstens nicht darüber, wenn wir uns nicht dadurch aus der Ruhe bringen lassen, daß ihr den Franzosen an der Schleppe zerrt. . .

Handel und Gewerbsthätigkeit von Venedig sind tief heruntergekommen. Drei Industriezweige aber gibt es, welche hier noch immer in einer Blüte stehen von der man anderer Orten keine Ahnung hat — das Geschäft der Perrückenmacher, der Geldwechsler und der Stifelputzer. Was die ehrsame Zunft der Haarkräusler betrifft, so gehe ich eine Wette dahin ein, daß sie in Venedig verhältnißmäßig doppelt so zahlreich ist als in Paris und fünfmal zahlreicher als in London, und ich wage daraus zu schließen, daß das venezianische Klima der Kahlköpfigkeit über die Maßen förderlich sei. Die kaum minder große Anzahl der Wechsler erklärt sich ohne Zweifel zum Theil aus dem Umstande, daß Venedig auf der Gränze zwischen dem Reiche des Papiers und der klingenden Münze liegt — zum Theil, aber beiweitem nicht vollständig. Triest liegt auf derselben Gränze, und ist überdies vermöge seines vielseitigen Handelsverkehrs der Punkt, wo sich eine Menge der verschiedensten Münzsysteme begegnet, und gleichwol zweifle ich, daß in ganz Triest so viele Wechsler zu finden seien, wie in Venedig allein um den Marcusplatz herum ihre Buden aufgeschlagen haben.

Am unerklärlichsten aber ist mir der unglaubliche Zudrang zu der freien Kunst der Stiefelputzer, die in vielen großen Städten, welche alle Ursache hätten, dieselbe nöthigen-

falls auf Gemeindekosten einzuführen, nicht einmal dem Namen nach existirt. Venedig ist wahrscheinlich die reinlichste Stadt der Welt — alle Plätze und Straßen mit Marmorplatten gepflastert, keine Wagen, kein Staub, kein Koth der von außen hereingebracht wird, kein Kehricht, welcher fast überall den Weg aus den Fenstern unmittelbar in die Canäle nimmt — kurz es ist selbst im garstigsten Wetter beim besten Willen kaum möglich, sich die Füße zu beschmutzen, und gleichwol laufen die Stiefelputzer scharenweise umher; und obendrein betrieben sie ihr Gewerbe mit einer Art Fanatismus, mit einer wahren Leidenschaft der Kunst. Wie frisch und spiegelblank meine Stiefel auch gewichst seien, es gelingt mir niemals, den Dienstanerbietungen dieser Leute zu entgehen — Dienstanerbietungen, welche um so beschämender für meinen Lohnbedienten sind, als sie immer erst nach einem vorgängigen prüfenden Blick auf mein Piedestal erfolgen. Eines Tages war ich so unvorsichtig, mit einer Fußbekleidung von wirklich etwas zweideutigem Lustre auf dem Marcusplatze zu erscheinen. Ich hätte die Folgen voraussehen können. Diesmal war es um mich geschehen. Man bot mir keine Dienste mehr an, man fragte mich nicht, sondern der erste Schwarzkünstler, der meiner ansichtig wurde, nahm mich ohne ein Wort zu verlieren in Beschlag; ich mußte wohl oder übel stillhalten, und erst als die Operation nach allen Regeln vollendet war, erhielt ich die Freiheit wieder und die Erlaubniß meinen Weg fortzusetzen.

Unter den vielfachen Räthseln des venezianischen Lebens sind zwei, mit deren Lösung ich mich oft, aber immer vergeblich beschäftigt habe. Wie löscht man in Venedig eine Feuersbrunst, und wie baut man ein Haus? An Wasser zum Löschen fehlt es freilich nicht, und das Material zu Neubauten läßt sich von außen herbeischaffen; aber ich sehe mich vergebens nach dem Raum um, wo die Spritzen- und die Bauleute Fuß fassen könnten. Um auch nur die gewöhn-

lichsten Ausbesserungen an den drei bis vier Stock hohen Häusern in fünf bis sechs Schuh breiten Straßen vorzunehmen, muß nothwendigerweise irgend ein Verfahren angewendet werden, von welchem ich keinen Begriff habe. Zwei oder drei Balken, ein halbes Hundert Mauersteine, ein Trog mit Kalk würden die ganze Straße sperren, den Verkehr eines halben Quartiers unterbrechen. Zum Glück für ihre Nachkommen haben die alten Venezianer so gut gebaut, daß es an ihren Häusern noch in hundert Jahren wenig zu flicken und zu bessern geben wird. Um sich die unübertreffliche Meisterschaft der venezianischen Bautechnik recht anschaulich und handgreiflich zu machen, kann man nichts Besseres thun als die Rialtobrücke in Augenschein zu nehmen. Ein Modell, welches gestern aus der Werkstatt eines Mechanikers hervorgegangen ist, kann nicht vollendeter, tadelloser, ebenmäßiger sein als diese Brücke, die vermuthlich seit drei oder vierhundert Jahren steht. Sogar an den Stiegen, über welche eine ganze Reihenfolge von Geschlechtern hinweggeschritten ist, kein Stein, der um ein Haarbreit aus den Fugen gewichen wäre, nicht die mindeste Verschiebung der langen schlanken Linien, nicht der feinste Spalt zwischen den massiven Granitblöcken, welche den Körper der Stufen bilden, und den dünnen weißen Marmorplatten, mit denen dieselben seitlings fournirt sind. Wie wir heute die Trümmer der Römerbauten, so und vielleicht mit noch größerm Rechte wird man nach tausend Jahren in dem Dünensande, wo einst Venedig stand, die Rialtobrücke bewundern. Denn im Sande wird Venedig untergehen. Die Canäle werden mit jedem Jahre seichter, der Hafen versumpft, die Lagune wird durch das Geschiebe, welches ihr die Brenta unaufhörlich zuführt, allmälig ausgefüllt; Neptun, könnte ein „schöner Geist" der noch lange nicht ausgestorbenen Lohenstein'schen Schule sagen, Neptun senkt den Dreizack vor der siegreichen Tellus.

Für jetzt ist der Rialto noch immer, wie von jeher, der Mittelpunkt des eigentlichen Volkslebens in Venedig. Schon die lange, vielfach gewundene Straße, welche vom Marcusplatze nach dem Rialto führt, die Merceria, bietet das Bild eines so lebendigen und mannichfaltigen Verkehrs, wie man ihn in dem halb verödeten Venedig kaum für möglich halten sollte. Ein reicher Laden neben dem andern, Gold und Seide, Perlen und Stickereien, Kupferstiche und Schnitzwerk, und zwischen der doppelten Ladenreihe ein unaufhörliches Gehen und Kommen von geschäftigen Leuten und von müßigen Gaffern. Die Merceria muß, wie ich mir denke, einem orientalischen Bazar ziemlich ähnlich sehen. Auch die Enge, die Ueberfüllung und die Dunkelheit der Buden hat sie mit einem Bazar gemein; an trüben Tagen wird in manchen dieser Buden um die Mittagsstunde Gas gebrannt.

Am jenseitigen Ende mündet die Merceria in das bunte, lärmende Gewimmel des venezianischen Marktes, der sich auf beiden Seiten des Großen Canals und auf dem Rücken des Rialto selbst ausbreitet. Wie sich das hastet, wie das durcheinanderschreit, feilscht und lacht und Witze macht! Der Fischmarkt, welche Sammlung von großen und kleinen Meerungeheuern der wunderlichsten Art! Wenn es in Venedig keine Tagschauspiele gibt wie in so manchen andern italienischen Städten, so wundere ich mich darüber nicht; der Rialto ist den ganzen Tag lang das unterhaltendste Theater, und ich bin gewiß, daß die Gozzi und Goldoni hier die fruchtbarsten Studien gemacht haben.

Noch ein Gang nach dem Marcusdom, und dann: Lebewohl Venedig! In asiatischer Sultanspracht steht er da, prunkend mit dem Tribut ferner Zeitalter, reicher Länder, glücklicher Inseln, wunderbarer Talente. Auf rüstigen Schultern trägt er eine lange Reihe von Jahrhunderten, in jugendlicher Schönheit glänzt die goldene Mosaik seiner Kuppeln und

sein Erz- und Marmorschmuck, und noch hat keine seiner tausend Säulen gewankt. Und dennoch liegt ein unaussprechlicher Ausdruck von Schwermuth auf seiner Stirn wie die Ahnung eines nahen Unterganges. Oder trauert San Marco darüber, daß seinem Löwen die Flügel gebrochen sind, und daß er, vor welchem einst die stolzesten Wappenthiere der Welt erbebten, jetzt mit den Lämmern auf die Weide geht? Oder trägt er noch heute Leid um den besten seiner Söhne der seit sechshundert Jahren in seinem Schoose ruht, um den eisernen Dandolo, der eine Kaiserkrone mit dem Fuße von sich stieß? Traure immerhin, San Marco, und trage Leid, denn kein Bezwinger von Byzanz wird mehr in deine Pforten einziehen, die Kraft ist von dem Geschlechte deiner Helden gewichen, und einst wird dein Dom sein wie ein einsamer Leichenstein auf ödem Kirchhof.

X.

Padua.

Obgleich seit fünf oder sechs Jahren im Dienste, ist der Bahnhof von Venedig noch immer in einem äußerst provisorischen Zustande. Nackte ärmliche Räumlichkeiten, mit dem Nothdürftigsten versehen oder auch nicht, weniger neu und unfertig aussehend, als verödet. Der Wartesaal der ersten Classe ist schlechter ausgestattet als bei uns die Wartesäle der letzten; Kalkwände, hölzerne Bänke, Steinpflaster, und wo möglich Fensterlücken, welche der Hand des Schreiners und des Glasers noch immer warten. Es fröstelt Einen an, wenn man den Bahnhof betritt.

Es versteht sich von selbst, daß der Dampfwagen nicht ohne vorgängige sorgfältige Prüfung der Reisepapiere bestiegen werden kann. Dabei ist nun die fiscalisch äußerst zweckmäßige Einrichtung getroffen, daß man, um in das Paßbureau zu gelangen, das an der Kasse gelöste Billet vorweisen muß, welches hier, wie überall, nur für die Fahrt gilt, auf welche es lautet. Findet sich nun an dem Passe oder an der Person ein Makel, so bleibt man zurück, hat aber zur Entschädigung für die Verzögerung das tröstende Bewußtsein, wenigstens seinen Platz bezahlt zu haben.

In anderthalbstündiger Fahrt wird Padua erreicht. Eng gebaut, alt und doch nicht malerisch, arm an Menschen und

an Verkehr, macht Padua durchaus keinen freundlichen Eindruck. Neben fast allen Straßen laufen bedeckte Gänge hin, welche man, wenn man just will, mit dem pompösen Namen Säulenhallen belegen kann, die indessen meistentheils so niedrig und finster sind, wie die sogenannten Gewerbslauben in manchen unserer alten Städte, in denen der Trödel sein Hauptquartier aufgeschlagen hat. Die mit Recht und mit Unrecht sogenannten Paläste des weiland paduaner Patriciats sind massenhaft schwere Gebäude, schmucklosen und finstern Aussehens. Die innern Säulenhöfe, welche sich zuweilen jenseits einer mit Wappenschildern, Rüstungen und Statuen decorirten Vorhalle zeigen, üben allerdings einen gewissen Reiz auf das Auge des Vorübergehenden aus, allein dieser Reiz verschwindet gewöhnlich, wenn man hinzutritt und nun wahrnimmt, wie eng diese Höfe und wie sie zwischen vier himmelhohen Mauern begraben sind.

Unter den vielen Kirchen von Padua sind nur wenige, deren man sich, wenn man sie gesehen, später mit Wohlgefallen wieder erinnern wird. Am meisten genannt wird die Kirche des heiligen Antonius, vorzüglich wegen der großen Anzahl von Grabmälern, welche sie enthält. Als Bauwerk ist sie sehr unbedeutend, aber auch von den Monumenten, welche sie einschließt, weiß ich wenig zu rühmen. Sie stammen größtentheils aus dem siebenzehnten Jahrhundert, also aus einer Zeit des bereits verdorbenen Geschmacks, und man merkt ihnen die Periode ihrer Entstehung gar deutlich an. Auch die Basreliefs in der Capelle des Heiligen, von welchem die Kirche benannt ist, und von denen hier und da viel Aufhebens gemacht wird, verdanken ihren Ruf wol hauptsächlich der noch entschiedenern Mittelmäßigkeit ihrer Umgebung. Dagegen sind die Basreliefs der Pilaster, welche die Façade der Capelle stützen, allerdings von sinniger Erfindung und äußerst zart und sauber ausgeführt. Demnächst darf ich die vier

allegorischen Figuren auf dem Geländer, welches den Chor von der Kirche trennt, nicht mit Stillschweigen übergehen. Obgleich nach kleinem Maßstabe gearbeitet, zeugen sie von einem seltenen Schwunge und von wahrer Größe der künstlerischen Schöpfungskraft ihres Meisters Aspetti, wiewol die Einzelheiten der Ausführung (z. B. die Hände und Finger) nicht durchweg gelungen sind.

Von weit schönerer Architektur als Sant' Antonio ist San Francesco, ein Kuppelbau, groß, luftig und leer zwar von wirklichen Kunstwerken, aber doch auch von geschmacklosen Grabsteinen. Am Universitätsgebäude ist nur der Säulenhof sehenswerth, und das Merkwürdigste an diesem Säulenhofe sind die unter dessen Hallen in Stein gehauenen Namen und Wappen vieler Hunderte an der Universität Padua creirter Doctoren, unter denen sich auch eine Doctorin befindet. In unsern Tagen ist viel von der Emancipation der Frauen die Rede, wenn sich aber heute eine Bewerberin um den Doctorhut meldete, sei es in Padua oder in Heidelberg, in Paris oder in Cambridge, die akademische Galanterie würde schwerlich auch nur zur Unterdrückung des lauten Lachens ausreichen. Ich schlage zum Wahlspruch dieses Jahrhunderts vor: Viel Geschrei und wenig Wolle.

Die Paduaner haben einen Spaziergang, auf den sie sehr stolz sind, il Prato della Valle geheißen. Es ist ein innerhalb der Stadt gelegener eirunder Rasenplatz, mit Bäumen bepflanzt und mit einem ausgemauerten Wassergraben eingefaßt, an dessen Rande die Bildsäulen von nicht weniger als einigen und siebenzig berühmten Paduanern aufgestellt sind. Unter ihnen eine ganze Schar von Päpsten. Glückliche Stadt, die so viele große Männer zählt! Freilich sind auch einige darunter, von denen ich nicht recht weiß, welche Mutterrechte Padua an sie haben kann, z. B. ein Herzog von Glocester; allein als ein Mann, der seine Neugier wie

seine Zweifel zu beherrschen weiß, will ich dem britischen Peer seinen Platz neben Livius und der Arria nicht streitig machen. Nicht minder unterdrücke ich die historischen und kritischen Scrupel, welche der Wortlaut so mancher verherrlichenden Inschriften in mir aufregt, wie wenn es von Pätus heißt: In quo Nero virtutem ipsam interfecit — man weiß, wie der virtus des Pätus durch seine Frau auf die Füße geholfen werden mußte. Eins aber kann ich nicht zurückhalten, nämlich einen guten Rath. Die Paduaner sollten ernstlich daran denken, ihre großen Männer ein wenig zu restauriren. Da ist z. B. der venezianische Feldherr Pisani, von dessen Schwerte Wind und Wetter die letzte Spur von Gyps heruntergewaschen haben, sodaß er jetzt mit nackter hölzerner Klinge dasteht. Welche Schmach für einen Soldaten, geschweige denn für einen Feldherrn! Aehnliche Unbill hat die Noth der Zeit auch vielen andern zugefügt, und hätte ich die Ehre, Mitglied des Gemeinderaths von Padua zu sein, ich würde unverweilt darauf antragen, meine berühmten Landsleute im Prato della Valle in Masse, behufs der Ausbesserung, zum Tüncher zu schicken. Und sollte ihnen auf dem Wege dahin ein Misgeschick begegnen, das sie verhinderte, jemals wieder von ihren Postamenten Besitz zu nehmen, als Philosoph würde ich mich darüber zu trösten wissen.

Wenn von den Denkwürdigkeiten Paduas die Rede ist, so wird unfehlbar auch das Café Pedrocchi genannt, und ich will diesem Herkommen nicht untreu werden. Das Kaffeehaus Pedrocchi ist allerdings eine der geräumigsten Anstalten dieser Art, die man sehen kann; das ist aber auch so ziemlich Alles, was sich davon sagen läßt. Von Eleganz, Bequemlichkeit oder unterhaltender Umgebung ist keine Rede. Ich dachte hier ein Stück italienisches Studentenleben zu finden, aber es war nichts damit. Große kalte Säle, spärlich beleuchtet, auf deren harten Bänken sich in langen Zwischenräumen eine und die

andere leise redende Gruppe niedergelassen hat — das ist das Café Pedrocchi.

Um Padua doch wo möglich eine unterhaltende Seite abzugewinnen, versuchte ich es mit dem Theater, obgleich man mir vorausgesagt hatte, daß es schlecht sei. Allein es war leider nicht so schlecht, wie ich gehofft. Nur das Orchester war im Stande, in dem fraglichen Punkte das überhaupt Mögliche zu leisten; über falsche Töne auf der Geige aber lacht sich's schwer. Ohne alle Uebertreibung: die Musik im venezianischen Marionettentheater war besser als die in der paduanischen Oper.

Noch einen Gang nach der Piazza della Ragione, und ich bin mit Padua ein für allemal fertig. Dieser Platz hat allerdings einen malerischen Anstrich. Dank namentlich dem alten Rathhause, welches eine ganze Längenseite desselben ausfüllt. Dieses Rathhaus besteht aus einem gewölbten Unterbau, der als Markthalle dient, und über demselben aus einem einzigen Zimmer, il salone, genannt, das, wie es heißt, nicht seines gleichen hat an Länge und Breite und Höhe. In der That, dieser große Saal ist sehr groß, das hölzerne Pferd, welches einsam darin steht, ist sehr hölzern, und die Wandgemälde, die ihn tapeziren, sind wol dreimal zwölf Dutzend an der Zahl.

XI.

Von Padua nach Bologna.

Zwischen Padua und Ferrara geht von Zeit zu Zeit ein Eilwagen, dagegen aber täglich ein Omnibus, für welchen ich mich, bei einem großen Vorurtheil gegen den Namen, das von einer Reise von Karlsruhe nach Stuttgart herrührt, nur sehr ungern einschreiben ließ. Der Weg zwischen den beiden genannten Städten wird in acht bis neun Stunden zurückgelegt, die jedoch auf zwei Tage vertheilt sind. Der Omnibus fährt nämlich erst Nachmittags um 2 Uhr aus Padua ab, so daß er mit einbrechender Dunkelheit in Rovigo ankommt, wo dann natürlich Nachtquartier gemacht wird. Auf meine Frage nach dem Grunde dieser seltenen Einrichtung wußte man mir nicht einmal einen Vorwand zu nennen; vermuthlich ist der Wirth in Rovigo ein Vetter des Omnibusunternehmers in Padua.

Im Uebrigen ging die Omnibusreise über alle Erwartung gut von statten. Auf vortrefflicher Straße mit vollkommen genügender Bespannung und häufigem Wechsel der Pferde kamen wir so rasch vorwärts, daß jeder Passagier in einem Thurn- und Taxis'schen Eilwagen uns bitterlich beneidet haben würde.

Kaum hat man das Thor von Padua hinter sich, so wird man der Euganeischen Berge ansichtig, die mit einer

überraschenden Unmittelbarkeit aus dem Flachlande emporsteigen. Keine Vorbereitung, keine Vermittelung des Uebergangs aus der Niederung ins Gebirge. Die absolute Ebene reicht bis an den Fuß der steilen vulkanischen Höhen, deren Kegelform wol selten so rein vorkommt wie hier. Der Pic von Teneriffa kann nicht regelmäßiger geschnitten sein als zumal einer der Euganeischen Berge, welchem sich die Straße leider nur auf eine Entfernung von ein paar Stunden nähert. Erst am südlichen Ende des Gebirges, bei Monselice, biegt die Straße in dasselbe ein, aber nur auf so viele Minuten als nöthig sind um die Stadt zu durchkreuzen. Monselice liegt nämlich in einem kleinen aber tiefen Thale, welches den Hauptstock des Gebirges von dessen äußerstem nach Süden vorgeschobenem Posten trennt, einem isolirten steilen Berge, der mit den höchst malerischen Trümmern einer Burg gekrönt ist. In dieser Burg muß es nicht geheuer sein, da sie von unzähligen giftigen Schlangen bewohnt sein soll.

Es fing an dunkel zu werden, als der Wagen am Ufer der Etsch hielt. Der Fluß ist kaum einen Steinwurf breit, und gleichwol hat er keine Brücke, sondern nur eine Fähre, die mit allen Zeichen der Gebrechlichkeit des Alters behaftet ist. Einmal diesseits des Flusses, setzten sich die den Stall witternden Pferde in so raschen Trabe, daß der Wagen an der Thür des Gasthofes hielt, ehe wir uns dessen vermutheten. Neben einem großen Zudrang von neugierigen Pflastertretern, mit der üblichen Verwirrung und dreimal mehr Lärm und Geschrei als nöthig, wurde abgepackt und jeder der Reisenden in den Besitz seiner Habseligkeiten gesetzt, während der Wirth in geschäftiger Hast hin- und wiederlief, und vor lauter zweckloser Eilfertigkeit keine Zeit hatte, von irgend einer Frage oder Bitte Notiz zu nehmen. Der Lauf der Ereignisse oder die Fügung des Himmels, wenn man will, brachte mich indessen doch zuletzt in den Besitz eines

Zimmers, welches zwar mit einem stattlichen Bett ausgerüstet, aber nichtsdestoweniger so unwohnlich war, daß ich mich eifrig nach einem anderweitigen Aufenthaltsort für die noch bevorstehenden langen Stunden des Abends umsah. „Führen Sie den Herrn in den Saal", rief der Wirth seinem Kellner zu. Der Kellner öffnete mir dienstfertig eine Art Kellerraum, niedrig, kalt, mit verdorbener Luft angefüllt, und sagte mir den Speisezettel vor. Glücklicherweise fanden sich noch einige andere Personen von der Reisegesellschaft ein, und mit Hülfe eines leidlichen Weins ließ sich das mangelnde Feuer einigermaßen ersetzen. Ein Versuch der Luftverbesserung mittels ärarialischer Cigarren wollte dagegen nicht gelingen.

Nach dem Souper die Oper. Die eine war des andern ungefähr werth, aber jedenfalls beiweitem besser als diejenige, welche ich am Abend vorher in Padua, einer vier- oder fünfmal größern Stadt, gehört hatte. Man gab „Columella" von Ricci; artige Musik und, wie herkömmlich, alberner Text. Ein ganzer Act des Stücks spielt im Narrenhause, in welches der Liebhaber hat gebracht werden müssen, nachdem er über die wirkliche oder vermeinte Untreue der Dame den Verstand verloren. Das Theater zeigt den Corridor, auf welchen die numerirten Zellen ausgehen, und der Narr aus Eifersucht, mit wildem Blick und verworrenem Haar hat sich in eine seinem Aufenthaltsort entsprechende Verfassung gesetzt. Und das nennt man noch dazu eine Opera buffa! Ob auch ein Chor der Verrückten darin vorkommt, weiß ich nicht zu sagen, denn ich konnte das Unwesen nicht bis zu Ende ansehen. Sollte Herr Ricci die Gelegenheit einer so glücklichen Neuerung versäumt haben, so empfehle ich Herrn M. sich derselben so rasch als möglich zu bemächtigen. Chor der Verrückten — diese einzige Idee genügt, um das Glück einer ganzen Oper zu machen. Mit einer geschickten Hand, wie Herr M. sie hat, läßt sich ein Concert daraus entwickeln, bei

welchem die eine Hälfte des Publicums die Gänsehaut bekommt, während der andern Hälfte wenigstens die Ohren gellen. Eine Oper aber, aus der die Damen Nervenzucken und die Herren Kopfschmerzen mit nach Hause nehmen, eine solche Oper ist des Zulaufs gewiß. Also rasch, Herr M. zugegriffen, ehe Ihnen ein Dritter zuvorkommt.

Am folgenden Morgen sollte schon um 5 Uhr aufgebrochen werden; es kam mir vor wie eine Art Reue über die zuvor verschwendete Zeit. Und der unschuldige Reisende, nachdem er gestern das Opfer fremder Sünde gewesen, heute mußte er die Buße mitmachen. Indessen mit Hülfe eines herzhaften Entschlusses läßt sich's auch in kalter Nacht und ungebührlicher Stunde aus dem Bett und in die Kleider gelangen, und ich war zu meiner eigenen Verwunderung der Erste am Platze. Schon fing ich an meinerseits einige Reue über zu große Eilfertigkeit zu empfinden, bei dem Gedanken zumal, daß hier sehr möglicherweise früh gesattelt und spät geritten werden könne, allein die Mitreisenden fanden sich bald nach mir in großer Hast ein, und auf den Schlag 5 Uhr setzte sich der Wagen in Bewegung.

Die Sonne war mit winterlicher Pracht aufgegangen als wir am Ufer des Po hielten, welcher bekanntlich das Venetianische vom Kirchenstaat scheidet. Obgleich der Fluß von sehr mäßiger Breite ist, so kostete uns das Uebersetzen auf der Fähre, die erforderlichen Vorbereitungen und die Paßförmlichkeiten einbegriffen, doch nicht viel weniger als eine Stunde. Drüben wartete die päpstliche Douane und wiederum die löbliche Polizei. Die eine wie die andere machte indessen die Sache äußerst glimpflich ab, nach einigen Minuten saßen wir wieder im Wagen, und eine halbe Stunde später waren wir in Ferrara.

Es war meine Absicht, einen oder zwei Tage in Ferrara zuzubringen; allein ich hörte, daß der Eilwagen heute, und

dann erst in vier Tagen wieder nach Bologna gehe, und so entschloß ich mich, lieber Ferrara zu opfern als so viel Zeit; denn jene Fahrt mit einem Vetturin zu machen, war mir bei der großen Unsicherheit und der schlechten Beschaffenheit der Straße von Ferrara nach Bologna zwiefach bedenklich. Aber ich müsse eilen, sagte man mir im Bureau des Omnibus, denn in einer halben Stunde gehe der Eilwagen ab. Ich wählte einen von den Facchini, die mir ihre Dienste anboten, und hieß ihn mich nach der Post und nach der Polizei führen wo ich meinen Paß abzuholen hatte. Gehen wir also, sagte er, und um desto rascher zu sein, lassen wir das Gepäck einstweilen hier. Im Gegentheil, versetzte ich, nehmen wir das Gepäck sogleich mit, um den doppelten Weg zu ersparen. So einleuchtend es war, daß auf diese Weise die wenigste Zeit verloren werde, so hatte der Facchino doch tausend Gegenreden, und um nur endlich vom Fleck zu kommen, that ich ihm den Willen.

Auf der Post angekommen, sah ich wie bereits die Pferde vor dem Wagen standen; der Beamte gab mir indessen noch eine Viertelstunde. Ich laufe den Paß und das Gepäck zu holen, sagte der Facchino. Nach einer Weile des peinlichen Wartens — denn die Post verzögerte meinetwegen die Abfahrt — stürzte er zur Thüre herein und rief: Ecco il bagaglio! Unmittelbar hinter ihm drein ein Kamerad mit dem Ruf: Ecco il passaporto! Wo denn? fragte ich, da ich ihre Hände leer sah. Ecco! ecco! antworteten sie. In der That erschien bald darauf ein Dritter Facchino mit dem Gepäck. Und der Paß? Ecco! ecco! Ein schwarz gekleideter artiger Herr überreichte ihn mir. Jetzt begriff ich die Zeiteintheilung meines Facchino. Nachdem schließlich der Wagenmeister einen kleinen Anspruch von wegen des Wartens geltend gemacht, ging es zum Posthofe und zur Straße hinaus, von deren Merkwürdigkeiten ich wenigstens

die stattliche, im reichen Säulenschmuck prangende Façade der Kathedrale im Vorüberfahren zu sehen bekam. Die Mönche und die vermummten Mitglieder frommer Brüderschaften, die mir während meines halbstündigen Aufenthaltes in Ferrara in Scharen zu Gesicht kamen, rechne ich nämlich nicht gerade zu den Sehenswürdigkeiten. Es schien mir hier in der That Alles einen so entschieden geistlichen Anstrich zu haben, daß ich mich einigermaßen wunderte, daß der Schaffner des Eilwagens kein Abbate, und der Postillon kein Kapuziner war.

Meine Reisegesellschaft bestand aus einem alten Apotheker von ungeheurer Geschwätzigkeit, und zwei jungen Advocaten, die anfangs etwas einsilbig waren, in denen ich aber im Laufe der Stunden, und besonders während unsers gemeinschaftlichen Aufenthalts in Bologna, ein paar sehr liebenswürdige Leute von feiner Bildung und Sitte kennen lernte. Die jungen Männer waren äußerst begierig, dies und jenes über die öffentlichen Zustände Deutschlands zu erfahren, und es versteht sich von selbst, daß ich nicht versäumte, sie zu unterrichten, daß wir dort leben wie in Abraham's Schooß, die Regierungen ein Herz und eine Seele, die Völkerschaften glücklich und zufrieden, die Nation freudig und stolz, dergestalt, daß uns kaum wohler sein könnte, wenn wir unter dem Krummstab Sanct Peter's wohnten.

Auf halbem Wege stießen drei päpstliche Carabinieri zu uns, um uns auf der gefährlichsten Strecke des Weges das Geleit zu geben. Das Land hier sei ein wahres Mordnest, sagte der Apotheker, und man arbeite mit der blutigsten Strenge vergebens daran den räuberischen Sinn dieses Volkes zu ersticken; in jeder Woche werden standrechtliche Executionen in Ferrara und Bologna vorgenommen, aber die Zahl der Ueberfälle und Räubereien nehme darum nicht ab. Gleichwol hat die Landschaft durchaus kein gefährliches Aussehen. Sie ist vollkommen eben, vortrefflich angebaut, mit

zahllosen Häusern besäet, welche in der Feldmark zerstreut liegen, wie es die Hofwirthschaft mit sich bringt. Die langen Linien der Maulbeerbäume, welche mit Rebstöcken gepaart die Aecker durchkreuzen, geben der Gegend vollends einen Anstrich des Wohlstandes, des Fleißes und des Friedens.

Indessen dieser Anstrich ist jedenfalls trügerisch. Der bologneser Bauer hat wildes Blut, mangelhafte Begriffe von Mein und Dein, und große Vorliebe für gefährliche Abenteuer. Von Zeit zu Zeit, auf getroffene Verabredung oder gegebenes Zeichen, läßt er den Pflug und das Rebmesser, um das Gewehr hervorzuholen, das er unter einem Holzstoß oder in einem Heuschober verborgen hält, und der friedliche Landmann von gestern ist heute ein ebenso entschlossener als grausamer Raubgesell.

Die ganze Provinz ist voll von den Worten und den Thaten Belloni's, il passatore geheißen, welcher seit einiger Zeit die Rolle des Räuberhauptmanns im größten Stil und nach allen Gesetzen der Romantik spielt. Der Delegat der Provinz hat 1000 Scudi für die Einbringung Belloni's ausgeschrieben; Belloni hat 2000 Scudi auf den Kopf des Delegaten gesetzt, und Jedermann ist überzeugt, daß er den Preis zahlen kann, und daß er ihn eintretenden Falls zahlen würde, ohne zu dingen. Einen Hauptstreich hatte er drei Tage vor meiner Durchreise in Forlimpopoli ausgeführt. Diese Stadt, welche 5—6000 Einwohner zählt, wurde von ihm mit einer zahlreichen Bande in abendlicher Stunde überfallen, während ein großer Theil der Einwohner im Theater versammelt war, ohne Ahnung dessen was draußen vorging. Nach einem Zwischenact rollte der Vorhang in die Höhe und zeigte dem Publicum zehn oder zwölf auf das Parterre gerichtete Gewehrläufe an den Schultern von eben so viel Männern mit geschwärztem Gesicht. Diese Scene, welche nicht im Stücke war, erhielt sofort durch den Mund

des Passatore ihre Erklärung. „Ich hoffe, meine Herren", sagte der Räuberhauptmann, „daß Sie mich nicht durch nutzlosen Widerstand in die unangenehme Nothwendigkeit setzen werden Maßregeln anzuwenden, welche mir leid thun und welche die Damen erschrecken würden. Die Gendarmerie ist überwältigt, sehen Sie hier die Schlüssel der beiden Stadtthore in meiner Hand, die Ausgänge des Theaters sind wohl besetzt — kurz Sie sind in meiner Gewalt. Fürchten Sie indessen nicht, daß ich diese Gewalt misbrauche, sofern meinen billigen Forderungen Genüge geschieht, wird Niemandem ein Haar gekrümmt werden." Hierauf zog er ein Papier aus der Tasche und las die Namen der wohlhabendsten Einwohner ab, indem er einem Jeden derselben eine mit seinen vermuthlichen Mitteln ins Verhältniß gesetzte Zahlung auflegte. Jeder der zu dieser Zwangssteuer Herbeigezogenen wurde in Begleitung eines der Räuber nach Hause geschickt, und Jeder von ihnen brachte die ihm abverlangte Summe zurück. Von den im Parterre Zurückgebliebenen bat man sich unterdessen Uhren, Ringe und Börsen aus; die Damen in den Logen dagegen wurden nicht belästigt. Gegen Mitternacht zog der Passatore mit einer Beute von 10—12,000 Scudi davon. Die Verwegenheit dieses Unternehmens zeigt sich aber in ihrer ganzen Größe erst, wenn man weiß, daß kaum eine Stunde von Forlimpopoli die Stadt Forli mit einer beträchtlichen österreichischen Besatzung liegt, welche zweimal Zeit gehabt hätte, dem überfallenen Orte zu Hülfe zu eilen, wenn sie Nachricht von dem erhalten hätte, was dort vorging.

Da man der Person des Passatore nicht habhaft werden kann, so hat man sich einstweilen seiner Familie bemächtigt, seine Aeltern — und zwar wohlverstanden ohne jeden Verdacht und ohne alle Anklage der Mitschuld — ins Gefängniß geworfen und seine Schwester ins Kloster gesteckt. Das

nennt man Pfaffenjustiz, sagte einer der Advocaten. Der Apotheker seinerseits fand die ergriffene Maßregel ganz sachgemäß; Belloni, meinte er, brauche ja nur auf sein verbrecherisches Handwerk zu verzichten, so werde man seine Angehörigen schon wieder freigeben. Ich hatte große Lust, den Mann als einen Vetter des Passatore zu denunciren; bis zur Entdeckung seiner Unschuld würde er wahrscheinlich immerhin Zeit gehabt haben, seine Rechtsbegriffe zu berichtigen, und sich Gesinnungen anzueignen, wie sie einem christlichen Apotheker geziemen.

XII.

Bologna.

Es begann zu dämmern, als wir auf dem Posthofe von Bologna anlangten. Nach einem vergeblichen Versuche meine Bequemlichkeits- und Sauberkeitsansprüche auf das Maß desjenigen herabzustimmen, was mir in dem italienischen Gasthofe Zum schwarzen Adler geboten wurde, ließ ich mich in das Hotel Suisse führen. Ein wahrer Palast, der nicht gebaut ist, um als Herberge zu dienen; eine Treppe im großen Stil, ein geräumiger hoher Vorsaal, mit Gemälden und Büsten ausgeschmückt, große helle und wohleingerichtete Zimmer. Ein österreichischer General mit seinem Stabe hatte einen Theil des Hauses inne, Ordonnanzen kamen und gingen, und die Wirthstafel war fast ausschließlich mit Offizieren besetzt, bei denen der Unterschied des Ranges der lauten Heiterkeit der Stimmung und der freien Bewegung des Scherzes keinen Eintrag that.

Mein Nachbar zur Linken war ein Franzose, welcher in stummer Entrüstung über die Küche und über die Reihenfolge der Speisen dasaß. Die gelbe Erbsensuppe nahm er mit einem mistrauischen Blick an, und ließ sie nach einem ersten Versuch unberührt stehen; eine Suppe dieser Art stand ja nicht auf den Speisezetteln der Restaurateurs des Palais Royal. Die Mortadella, welche ihm demnächst geboten wurde,

ließ er mit Verachtung vorbeigehen; die Maccaroni gleichfalls, denn sie kamen ja außer der ihnen durch die französische Tafelordnung angewiesene Reihe. Da das hartnäckig erwartete Rindfleisch durchaus nicht erscheinen wollte und Hunger bekanntlich beten lehrt, so verstand sich mein gallischer Nachbar endlich zu einem Stück Hammelfleisch; aber die dasselbe begleitenden Kartoffeln wurden mit Unwillen zurückgewiesen, sintemal Hammelfleisch menschlicherweise mit keinem andern Gemüse gegessen werden kann als mit weißen Bohnen. Es that mir leid um den armen Franzosen, ihn nicht an einer Wirthstafel in Deutschland sitzen zn sehen. Dort würde er den Küchenzettel gemacht und die Speiseordnung bestimmt haben, und — ich habe das erlebt — der Wirth und die übrigen Gäste hätten sich dem französischen Gesetze gefügt.

Bologna ist besser gebaut als Padua, seine Straßen sind nicht ganz so enge, die Laubengänge, welche neben den meisten derselben herlaufen, werden hier und da von hohen luftigen Bögen auf schlanken und zierlichen Säulen gebildet, und der großen weitläufigen Gebäude gibt es eine ansehnliche Zahl. Gleichwol kann man Bologna keine schöne Stadt nennen. Unter den vielen Häusern, welche den Namen von Palästen führen, sind wenige, welche durch harmonische Verhältnisse, eine freie Lage und überhaupt durch ein geschmücktes oder auch nur freundliches Aeußere dem Auge zusagen. Gewöhnlich sind es schwere Steinmassen, ohne gefällige Miene und ohne wohnliche Einrichtung; Denkmale des Reichthums und der Kraft, aber nicht des Geschmacks und des verfeinerten Lebensbedürfnisses. Kurz es ist etwas Halbbarbarisches in diesen Bauten des mittelalterlichen Patriciats der oberitalienischen Städte.

In einem der größten, ansehnlichsten und bestgelegenen Paläste Bolognas, von Napoleon's Schwager Baciocchi benannt, hat das österreichische Platzcommando seinen Sitz auf-

geschlagen, dem ich in Paßangelegenheiten einen Besuch zu machen hatte. In so einer deutschen Militärkanzlei fühlt man sich doch immerhin mehr zu Hause als in einer italienischen Polizeistube; man gehört ja ein wenig mit zur Familie. Freilich, freilich diese Mitangehörigkeit hat zwei Seiten, allein es wollte mir für diesmal und für heute nicht recht gelingen mir die Kehrseite anschaulich zu machen. Begegnet es uns doch so selten im Auslande, uns als Glied eines Körpers zu fühlen, der etwas ist!

In der Nähe des Palastes Baciocchi liegt die Kirche San Domenico mit dem vielgepriesenen Grabmal des Vaters der Inquisition, oder doch des Vaters ihrer eifrigsten Diener. Es war indessen nicht der heilige Dominik, welcher mich in die Kirche zog, sondern der König Enzio, der in derselben gleichfalls ein Denkmal haben soll. Trotz langen und eifrigen Suchens habe ich es nicht gefunden; es muß also wol sehr unbedeutend sein, was mich wundert, da es ganz im Geiste der Zeit und im Charakter des Volks gewesen sein würde, dem besiegten und in harter Gefangenschaft gestorbenen Feinde ein prächtiges Mausoleum mit pomphafter Inschrift zu setzen. In dem alten Rathhause, auf welchem Enzio gefangen saß, werden jetzt nur nur noch Thaler und Groschen eingekerkert, und niemals auf Lebenszeit; man hat dasselbe zum Dienst der Sparkasse eingerichtet. Ich bin ein großer Freund des Geschlechts der Hohenstaufen, ich bin kein persönlicher Feind des Enzio; daß ihm aber von den Bolognesern Unrecht widerfahren, das kann ich auf Pflicht und Gewissen nicht behaupten. Ein Anderer jedoch hat sich schwer an dem König Enzio versündigt, in einer Weise, welche er an jenem Tage nicht wird verantworten können. Und leider ist es Enzio nicht allein, den er auf der Seele hat! Eine Periode der deutschen Geschichte, die glänzendste, die an Heldengestalten und großen Thaten reichste von allen, hat er mit seinen Dintenflecken be=

schmutzt, daß sie nicht wieder zu erkennen ist. Doch ruhig; überlassen wir den Unglücksdichter den Furien seines Gewissens.

Die Kirche des Schutzpatrons von Bologna, des heiligen Petronius, ist, wie mich dünkt, die größte der Welt — dem Plane nach. Dieser Plan ist zum Glück für den regensburger und den kölner Dom nicht zur Hälfte ausgeführt worden, die Kirche ist nur bis zum Querschiff fertig geworden, und gleichwol gibt ihr Inneres ein großes Bild. Von der Außenseite läßt sich nicht dasselbe sagen. Der Bau ist dreißig bis vierzig Fuß hoch von mächtigen Werkstöcken aufgeführt, die mit reichem Bildwerk bedeckt sind, dann aber mit rohen Ziegeln fortgesetzt — ein Denkmal von dem Unbestande auch des frömmsten und feurigsten Eifers. Denn die Bologneser hatten damit angefangen nicht weniger als acht Kirchen niederzureißen, blos um Platz zu gewinnen für den Tempel ihres Schutzheiligen. Freilich wenn jene acht Kirchen ähnlicher Art waren wie die sieben andern, welche in einem düstern Winkel der Stadt noch heute Mauer an Mauer beisammenstehen, so war das Opfer in der That nicht allzu groß.

Die schönste der Kirchen in Bologna ist San Francesco. Ihre Außenseite ist freilich unansehnlich wie die aller andern, winkelig und verbaut, ihre innere Architektur hingegen verbindet Einfachheit mit Hoheit und Würde. Leider wird der Eindruck dieser Eigenschaften empfindlich beeinträchtigt durch die neuesten „Decorationen", welche die Kirche erlitten. Nach längerer Benutzung zu profanen Zwecken wird sie nämlich in diesem Augenblicke wieder zum gottesdienstlichen Gebrauch hergerichtet, und man hat damit angefangen, sie so bunt wie möglich auszumalen, und noch dazu mit lauter falschen Farben — man könnte meinen, einen nürnberger Bilderbogen vor sich zu haben. Die Wuth des Anpinselns und Uebertünchens richtet überhaupt hier Landes die kläglichsten Verwüstungen an. Die Arbeit des Baumeisters gilt durchweg für unvollkommen und

roh, bis der Weißputzer das Seinige dazu gethan. Und doch hat man gerade hier in Bologna die sprechendsten Beweise von der Fähigkeit sogar des Backsteins, den edelsten architektonischen Zwecken zu genügen. Man sehe z. B. die Casa della mercanzia mit den stolzen Spitzbogen, den schlanken Säulen, den reichen Ornamenten ihrer Façade. Das alles ist in Backstein ausgeführt, so sauber und zierlich, daß die Tüncher denn doch Anstand genommen haben, sich an diesem Werke zu vergreifen. Die Mauern eurer Kirchen aber, wie einfach und schmucklos sie auch immer seien, sie werden sich in ihrer natürlichen Gestalt immer unendlich würdiger ausnehmen, als wenn ihr sie in geleckte Kalkwände verwandelt. Verlorene Worte diesseits wie jenseits der Berge! Das Gefühl des Erhabenen ist den Leuten abhanden gekommen, und wieder einraisonniren läßt sich's ihnen nicht. Wer weiß, wie lange es währt, bis wir sehen, daß auch die Papiertapeten in den Kirchen zu Anwendung kommen. Eine tapezirte Wand nimmt sich ja viel schicklicher aus als eine weiße, und überdies wäre eine solche Erweiterung des Gebrauchs des bunten Papiers ein wichtiges Förderungsmittel der Industrie.

Bei einem Spaziergange um die Wälle der Stadt gewinnt man den vollen Blick auf die Hügelreihe, an welche Bologna sich nach Westen hin anlehnt. Es sind die ersten Hügel, die man zu Gesicht bekommt, seitdem man die Euganeischen Berge bei Padua hinter sich gelassen. Die der Stadt zugekehrten Abhänge sind mit ländlichen Besitzungen dergestalt bedeckt, daß die hinaufführenden Wege gewöhnlich sehr bald in ein Landhaus oder einen Garten auslaufen. Ich bemühte mich vergebens, einen Standpunkt zu erreichen, der hoch genug gewesen wäre zur Uebersicht über die Stadt und die Landschaft; immer wurde mir durch Mauern oder Gitter, zuweilen auch durch lebendige Hecken — eine seltene Erscheinung in Italien — die Straße viel zu frühe verlegt. Ueberhaupt ist

es sehr schwer, sich als Fremder in der Nähe der italienischen Städte einen bescheidenen Antheil am Naturgenuß zu verschaffen. Die Erde ist hier gewöhnlich so vollständig das Eigen des Einzelnen, daß für uns Andere selten so viel übrig bleibt, als erforderlich ist, um auch nur das Auge zu sättigen. Wohin du dich wendest, zwei hohe Mauern begleiten dich, der hervorragende Punkt, welcher dich von weitem gelockt hat, du findest ihn eingezäunt, die Gitterthür, durch welche du einen Blick auch in den blühenden Garten werfen möchtest, sie hat hölzerne Blenden — Gemeingut ist nur der Sonnenschein und das Himmelblau.

Vom Thore von Saragossa aus, sagte man mir, könne ich einen die Gegend beherrschenden Höhenpunkt gewinnen, und zugleich in einer dort oben stehenden Kirche ein vom Evangelisten Lucas gemaltes Bildniß Jesu in Augenschein nehmen; ein Säulengang führe vom Thore an bis auf den eine gute Stunde entfernten Gipfel. Das Thor war bald erreicht. Eine unabsehbare Reihe von Arcaden zog sich, von demselben auslaufend, den Hügel hinan, vermuthlich als Schutz gegen Regen und Sonnenbrand für die zum Bilde des Lucas wallfahrenden Pilger gebaut, und sicherlich mit einem ungeheuren Aufwande. Der Säulengang schien mir ein so langweiliger Begleiter, daß ich, um seiner los zu werden, auch auf die Aussicht verzichtete.

Aber die Universität mußte ich sehen. Aus diesen Mauern also hat sich über halb Europa und zumal über Deutschland die gelehrte Pest ergossen, welche sie das römische Recht heißen. Hier wurde aus der römischen Wissenschaft und byzantinischen Rabbulisterei das juristische Kauderwälsch gebraut, welches seit drei- und vierhundert Jahren die Köpfe unserer Rechtsmänner verrückt und wie ein böser Zaubertrank die Säfte unsers Rechtslebens vergiftet hat. O Irnerius, Accursius, und ihr Andern alle von der Zunft der Glossatoren, wo hat Dante

die Augen gehabt, daß er euch nicht erkennt unter der Schar der Götzenpriester und der Verderber des Menschengeschlechts! Kein Wort von eurem guten Willen und euren reinen Absichten. Der Satan des Hochmuths hat euch aufgestiftet, der lateinische Dünkel war euer Verbrechen, eures und aller eurer Jünger bis auf den heutigen Tag. Denn was hälfe es sich's abzuleugnen, noch heute leben nicht nur, sondern wachsen sogar Leute, die auf einen Zweifel an der Unfehlbarkeit der Pandekten keine andere Antwort haben als ein Kopfschütteln und ein Achselzucken. Ein Recht, welches lediglich in der Schule lebt, ein Recht, welches ein gelehrter Pedant, der das Leben nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, von seiner Studirstube aus erweitern, abändern, beherrschen kann, ein Recht, welches selbst Cujacius nicht zur Hälfte verstanden hat — ein solches Recht gilt ihnen für das Meisterstück der menschlichen Weisheit. Gibt es denn keine Narrenhäuser in Deutschland?

XIII.

Von Bologna nach Florenz.

Es war eine ziemlich zahlreiche Reisegesellschaft, welche am kalten Frühmorgen des letzten Januar zum Thore von Bologna hinausfuhr. Der Wagen hieß zwar Diligence, hatte aber die Einrichtung eines gewöhnlichen Omnibus, einen einzigen Raum mit zwei seitlings laufenden Bänken, so daß also die sämmtlichen Reisenden wohl oder übel, in unmittelbarer Genossenschaft die Schicksale des Tages miteinander zu theilen hatten. Was einer solchen Einrichtung an Bequemlichkeit abgeht, das ersetzt sie gewöhnlich durch den mannichfaltigen Stoff der Unterhaltung, der lauten und der stummen, welchen sie zu bieten pflegt. Mit diesem Gedanken tröstete ich mich über meinen schlechten Sitz, während der Wagen durch die dunkeln einsamen Gassen rasselte, deren holperiges Pflaster vorläufig jeden Versuch eines Gesprächs unmöglich machte.

Draußen vor dem Thore währte das Schweigen eine Weile fort, obgleich wir nunmehr geräuschlos in tiefem Schlamm dahinfuhren. „Dieser vermaledeite Papst", unterbrach endlich mein Nachbar die Stille, „er sollte doch wenigstens ordentliche Straßen bauen für das viele Geld, das er den Leuten abnimmt." Erschrocken über diese lästernde Rede sah ich den Sprechenden starr an und erkannte im Dämmerlichte des Morgens einen alten Herrn, der weder mit einem Mazzinisten,

noch mit einem Spitzel Aehnlichkeit hatte, wie man aus seinen verwegenen Worten hätte schließen mögen. Eine weibliche Stimme antwortete aus dem Hintergrunde, ein tiefer Baß fiel ein, bald war eine allgemeine Unterhaltung im Gange, und es währte nicht lange, so hätte ein neu hinzukommender Passagier glauben können, die ganze Reisegesellschaft bestehe aus alten Bekannten.

Sie war indessen wunderlich zusammengewürfelt, diese Gesellschaft. Mir gegenüber saß ein kleiner Doctor, mit pedantischer aber wohlwollender Miene, der feinen Rede und der schönen Aussprache ängstlich beflissen, neugierig mit Anstand, und mittheilsam ohne Uebermaß. Ihm zunächst kam eine junge Bauerfrau, auf der Reise zu ihrem Manne begriffen, und der Sicherheit wegen — sie war frisch und nett — von einem neunzehnjährigen Burschen, ihrem Bruder, begleitet. Die beiden innern Ecken des Wagens waren von einer Sängerin und ihrer Mutter in Besitz genommen, welche von Reggio kamen, wo Verrätherei und heillose Ränke das Engagement der Tochter hintertrieben hatten. Die Tochter war jung und hübsch; was die Mutter war, will ich nicht ausplaudern, ich verhindere aber Niemand, es zu errathen. Einige andere Personen mit Stillschweigen übergehend, nenne ich zuletzt meinen Nachbar mit der verwegenen Zunge. Es war ein Venezianer, dessen Name im Goldenen Buch der Stadt des heiligen Marcus stand, ein Mann, der schon vor dem Falle der Republik einen Bart gehabt und der ohne Zweifel bessere Zeiten gesehen, als die heutigen ihm sein mochten.

So hoch in Jahren er aber auch stand, dieser venezianische Herr, die Galanterie hatte er nicht verlernt, auf den Wunsch zu gefallen hatte er nicht verzichtet. Sein Zorn gegen den Papst verwandelte sich alsbald in eine lebhafte Aufmerksamkeit für die junge Sängerin. Er war unerschöpflich in Artigkeiten, in Scherzen, in kleinen Schmeicheleien, die alle sehr gut ge=

wendet, sehr geschickt angebracht wurden, und zwar ohne Geckenhaftigkeit und durchaus in der Rolle eines alten Mannes, der die weibliche Unterhaltung aus langer Gewohnheit kennt und liebt. Die Sängerin ihrerseits war der siebenzigjährigen Weltkenntniß des Venezianers mit ihrer achtzehnjährigen Erfahrung hinlänglich gewachsen. So entstand denn zwischen ihnen ein Wort und= Witzgefecht, welches sich stundenlang hinzog, ohne zu ermüden oder sich selbst zu erschöpfen, und in welchem die allgemeine Unterhaltung einen willkommenen Mittelpunkt fand.

Der Weg war schlecht, die Bespannung dagegen gut, und so ging es denn in leidlicher Geschwindigkeit durch die winterlich graue Landschaft. Die neue Straße von Bologna nach Florenz, welche über Prato und Pistoja führt, läuft bis auf die Höhe der Apenninen fast immer einem Gebirgsstrom entlang, Reno geheißen, der zwischen hohen Bergufern im mäßigen Falle der Ebene zueilt. Die Berge sind zwar durchweg nackt, ohne Wald und ohne Anbau, ihre malerischen Formen indessen entschädigen für den Mangel der Vegetation; diese Gebirgslandschaften sind schön, selbst im Winter und bei trübem regnerischem Himmel.

„Wohin mündet der Reno?" fragte ich den kleinen Doctor. „Ich weiß nicht genau, ob in den Po oder in die Donau", antwortete er mir. „Wie beliebt?" versetzte ich, weil ich meinen Ohren nicht traute. „In den Po oder in die Donau", hieß es zum zweiten Male. Nachdem ich mich von meinem Staunen erholt, bemerkte ich, daß wir in Deutschland auch einen Reno haben, der indessen aus andern Augen schaue als dieser hier. Das war für die ganze Gesellschaft etwas Neues; Niemand hatte vom Rhein reden gehört. Als der Doctor später von den Wölfen sprach, welche die Apenninen noch immer unsicher machen, fragte einer der Mitreisenden, der durchaus das Aeußere eines gebildeten Mannes hatte, was für ein

Thier der Wolf sei; der Name schien seinem Ohre völlig neu zu sein.

Das stärkste Stück Unwissenheit brachte indessen der Venezianer zu Markt. Er, ein Mann von der feinsten Erziehung, ein Mann, der die Geschichte der letzten funfzig Jahre mit erlebt hatte, ein Mann, der sich in der Welt umgesehen, er wußte nicht, daß es jemals einen Staat Lucca in Italien gegeben habe. Die beiden Theaterdamen waren es, welche ihm diese Notiz über ihre Vaterstadt beibrachten und ihn zugleich belehrten, unter welchen Umständen dieselbe in jüngster Zeit ihre Selbständigkeit an Toscana verloren habe. Die Damen fühlten ihren Ortspatriotismus höchlich gekränkt durch dieses Ereigniß, aber sie versicherten mich, daß es nicht gerade Segenswünsche gewesen, welche die Luccheser ihrem scheidenden Herzoge zum Geleite nach Parma mitgegeben.

Nachdem wir an der toscanischen Grenze mit großer Strenge durch- und untersucht worden waren, wurde in einem kleinen Städtchen Halt gemacht zum Abendessen. Man erwartete uns und der Tisch stand bereits gedeckt in einem Raume, der das Mittel hielt zwischen Hausflur und Scheune. Der Wind blies durch zwei oder drei unverschließbare Thüren und ein nasses Reisbündel, das in einer Art Camin schwelte, verbreitete zwar nicht die allermindeste Wärme, dafür aber eine Fülle des schwärzesten und beißendsten Rauchs.

Indessen der Wein war gut, das Essen nicht übel und wir ließen es uns sämmtlich um so besser schmecken, als wir vor 6 Uhr Morgens mit einer nüchternen Tasse Kaffee von Bologna ausgezogen waren und seitdem etwas Eßbares auch nicht von Ferne gesehen hatten. Der Venezianer bewährte sein aristokratisches Blut durch eine ungemein entwickelte Gourmandise, und die Theaterdamen waren hinlänglich ausgerüstet mit dem tapfern Appetit, welcher in allen Landen Attribut und Privilegium ihres Standes ist.

„Wie aber steht es um das Gewissen?" fragte ich sie; „es ist heute Freitag und Sie fasten wenig, wie mir scheint." Die Sängerin entgegnete, daß sie ihrer Stimme wegen Fleisch essen müsse und dürfe, und die Mutter erklärte, sie sei sonst sehr streng in solchen Dingen, auf der Reise aber mache sie eine Ausnahme. Der Doctor seinerseits behauptete, daß er aus Gesundheitsrücksichten Dispens genommen und die Bäuerin versicherte, daß sie morgen oder übermorgen beichten werde, wo dann die Sache nichts weiter auf sich habe. „Aber Sie selbst, Herr Sittenrichter?" wandte sich die Schauspielerin-Mutter an mich. Ich versetzte, daß ich halt ein Ketzer sei, was denn ohne Weiteres Allen einzuleuchten schien. Was aber den venezianischen Nobile betrifft, so sagte er gar nichts und aß desto mehr.

Nach aufgehobener Tafel setzten wir uns ein halbes Stündchen zum Plaudern um das Caminfeuer herum, das man inzwischen glücklich in Gang gebracht, dann stiegen wir wieder in den Wagen und schliefen den Schlaf der Gerechten, bis man uns um 2 Uhr in der Nacht auf dem Pflaster von Florenz absetzte und unserm Schicksal überließ.

XIV.

Florenz.

Firenze la bella, sagen die Italiener. Florenz ist unter italienischem Himmel schön gelegen im lieblichen Arnothale, Florenz besitzt des Schönen viel in seinen Mauern, Menschen und Kunstwerke, aber Florenz ist keine schöne Stadt; ja Florenz hat, außer dem Lungarno, kaum zwei oder drei Straßen und Plätze, von denen man mit gutem Gewissen sagen kann, daß sie sehenswerth sind. Die Stadt ist durchweg unregelmäßig, eng und winkelig gebaut, sie hat wenige Straßen, deren Breite man auch nur genügend nennen kann. Der großartigen Staatsgebäude und prächtigen Häuser sind zwar viele, aber sie liegen vereinzelt, ohne architektonische Massen oder malerische Gruppen zu bilden. Indessen so wie es ist, spielt Florenz immerhin eine recht gute Figur unter den Städten seines Ranges, und wenn man auf dem Beiworte besteht, welches ihm die italienische Nationaleitelkeit gegeben hat, so will ich ihm dasselbe nicht streitig machen.

Den Glanzpunkt von Florenz bildet der Lungarno, die Uferstraße, welche den Fluß auf dem größten Theile seines Laufes durch die Stadt begleitet. Das Bett des Arno ist zwar nicht tief, aber beinahe ebenso breit wie das des Main bei Frankfurt; die vier der fünf Brücken, welche seine Ufer miteinander verbinden, haben jede ihre ausgesprochene

Physiognomie, die beiden Häuserreihen längs des Flusses nehmen sich, wenigstens von der unbegreiflich flachgewölbten Dreifaltigkeitsbrücke abwärts, ganz stattlich aus, und über ihre Giebel nicken die grünen Häupter der benachbarten Hügel freundlich grüßend in die Stadt hinein. Seinen größten Reiz aber muß der Lungarno immerhin von seiner Staffage borgen, vom festlichen Menschengewühl, welches zu gewissen Tagesstunden von der Wintersonne hierher gelockt wird. Sonntag Nachmittags zumal ist der Lungarno dermaßen überfüllt von eleganten Spaziergängern, daß man oft nur mit den allerkleinsten Schritten vorwärts kommt oder auch minutenlang stillstehen muß. Wenn sich in solchen Tagen nun die prahlenden Carrossen der reichen Welt im gestreckten Trabe Bahn brechen durch die Mitte des Menschenstroms auf dem Lungarno, so ist das ein Anblick, der mich in Verwunderung setzt, weil er gar grell absticht gegen die allgemeine Urbanität der Sitten, welche das italienische Volksleben auszeichnet. Ich muß hinzufügen, daß das rasche Fahren hier eine allgemeine Leidenschaft zu sein scheint. Kein Pächter aus der Nachbarschaft, der nicht auf seinem leichten Fuhrwerk, mit kleinen feurigen Pferden bespannt, im Galopp bei seinem Gasthause anführe. Ja, es ist unglaublich zu sagen, selbst die Fiakerkutscher haben etwas vom Ehrgeize des Hippodrom, und sogar, wenn man sie stundenweis miethet, lassen sie ihre Pferde nicht einschlafen.

Der öffentliche Platz, welchen ich für den schönsten in Florenz halte, ist die ganz neue Piazza Maria Antonia, in einem der entlegensten Theile der Stadt. Der Platz ist sehr groß, regelmäßig und auf allen Seiten von Häusern eingefaßt, welche zwar keine Pracht und Größe, wol aber Geschmack und Wohlstand zur Schau tragen. Die Piazza Maria Antonia ist nicht malerisch, aber sie thut dem Auge wohl. An architektonischer Zier fehlt es dagegen dem Platze dell' An-

nunziata nicht; und gleichwol, ungeachtet der Säulenhallen, von berühmten Händen gezeichnet, welche ihre beiden Längenseiten bilden, ungeachtet der Kirche, die den Hintergrund schließt, ungeachtet der in der Mitte stehenden Statue des Cosmus von Medicis, auf einem Elephanten reitend, der für ein Pferd gehalten sein will, bei dem Allen nimmt sich die Piazza dell' Annunziata unscheinbar aus; sie ist zu klein für ein Forum, sie gleicht eher dem innern Hofe eines Palastes, und befindet sich überdies in äußerst vernachlässigtem Zustande.

Von den übrigen Plätzen ist gar nicht zu reden, mit Ausnahme des Domplatzes, welcher einer der prächtigsten sein würde, die man in der Welt sehen kann, wenn seine Bauwerke glücklicher gestellt wären und wenn er mehr Raum böte zum Ueberblick. Dieser Platz besitzt drei große Monumente, von denen jedes eine Pilgerfahrt werth ist, das Battisterio, den Dom und dessen Glockenthurm. Als Bauwerk freilich hat das Battisterio — ein regelmäßiges und ziemlich schmuckloses Achteck von Marmor — wol kaum einen malerischen Werth, seine von Ghiberti gegossenen Thüren dagegen, sie sind seit Jahrhunderten die Bewunderung der Kenner wie des großen Haufens. Wer hätte nicht einen mehr oder weniger gelungenen Gypsabguß derselben gesehen, und was ließe sich davon überhaupt noch sagen, nachdem Michel Angelo die Thüren Ghiberti's für würdig erklärt, die Pforten des Paradieses zu sein! Dieses Wort mag manchem Ohre übertrieben klingen, mir aber hat es, von dem Augenblicke an, wo ich den ersten Abguß der Ghiberti'schen Reliefs gesehen, vollkommen eingeleuchtet, daß die Kunst des Ergießens in diesem Werke eine Vollendung erreicht, über welche selbst die Engel Milton's in jener Stückgießerei schwerlich hinauskommen würden, welche für die entscheidende Schlacht zwischen den himmlischen Heerscharen und den Gesellen Satans

die Kanonen lieferte. Uebrigens bezweifle ich, beiläufig gesagt, daß es am Paradiese Thore gibt.

Der Dom von Florenz ist ein ungeheurer Bau. Wenn man vor demselben steht, oder vielmehr wenn man an seiner Rückseite steht, über der sich die Kuppel aufwölbt, so fragt man sich, wie es möglich gewesen, in irgend einer Reihe von Jahrhunderten ein solches Gebirge von Quadersteinen mit Menschenhänden aufzuthürmen. So mächtig aber der Eindruck der räumlichen Größe ist, welchen der Dom hervorbringt, so schwach ist der Eindruck der künstlerischen, trotz des Schmucks der bunten Marmormosaik, die ihn von der Grundlage bis zum Dache bedeckt, und die nur die völlig kahle, den nackten Baustein zeigende Façade frei läßt; ich wenigstens kann mich bei seinem Anblick des Bedauerns über vergeudete Kräfte nicht erwehren. Noch lebhafter wird diese Empfindung, wenn ich das Innere des Doms betrete, denn hier geht auch die Wirkung der Massenhaftigkeit der ungeheuren Ausdehnung verloren. Sei es, daß die Verhältnisse falsch sind, sei es, daß man den Raum nicht zu benutzen gewußt hat, das Innere des Doms mit seinen weiß angestrichenen Mauern und Gewölben und seinen seegrünen Säulen und Pilastern gibt nichts weniger als ein großartiges Bild, und selbst die unermeßliche Kuppel hat, von innen betrachtet, keineswegs den Charakter der Erhabenheit. Der Dom ist überdies ziemlich arm an Sehenswürdigkeiten. Die Kuppelgemälde werden gerühmt, und ich will es den Andern aufs Wort glauben, daß sie schön sind, da es mir selbst am sonnenhellen Mittage nicht möglich gewesen, durch die Finsterniß der Kirche einen urtheilenden Blick bis dort oben hin zu schicken. Jene Andern werden sich die Kuppel vermuthlich haben illuminiren lassen.

Aber der Campanile des Doms, er ist eine der schlanksten, reichsten und reizendsten Thurmgestalten, die man sehen

kann. Auf schmaler Basis steigt er ohne Verjüngung, ich weiß nicht wie viele hundert Fuß empor, vierseitig mit vorspringenden und gefällig abgerundeten Ecken, von unten bis oben mit zierlicher Mosaik von schwarzem, weißem und rothem Marmor bedeckt, von Spitzbögen durchbrochen, die durch schlanke gewundene Säulen gestützt werden, mit vielfacher Gliederung von Vorsprüngen und Friesen und mit mancherlei Bildwerk freigebig ausgestattet. Der Campanile, dem eine zierliche Galerie im zweifachen Sinne die Krone aufsetzt, erscheint mir neben dem Dom mit seiner Kuppelgeschwulst und seiner nackten Façade wie eine jugendliche hochgewachsene bekränzte Braut neben einem dickbäuchigen kahlköpfigen Freier.

Droben auf der Plattform des Campanile, mühseligen Ersteigens, beherrscht der Blick den ganzen Kessel des Arnothales, in dessen Mittelpunkte Florenz gelegen ist. Noch verdeckt das Laub der Gärten keins der zahlreichen Landhäuser, die sich im weiten Kreise um die Stadt gelagert haben, noch sind die Wiesen der Cascine falb und die entferntern Berghöhen eintönig grau gefärbt. Aber am äußersten Rande des Gesichtskreises zieht sich der weiße Kamm der schneebedeckten Apenninen hin, die Sonne schickt einen lachenden warmen Frühlingsgruß aus dem wolkenlosen Blau herunter, munteres Getümmel, unendlich verschieden von dem Geschäftslärm einer Handelsstadt, regt sich in hundert menschenerfüllten Gassen, und Hornmusik und Glockenklang mischen ihre heitern und majestätischen Töne ein. O, es lohnt der Mühe den Campanile zu besteigen!

Florenz zählt noch dreißig oder vierzig andere Kirchen, aber es sind nur wenige darunter, welche ihrer selbst wegen gesehen zu werden verdienen. Die schönste von ihnen ist unstreitig Santa Maria Novella, meines Wissens die einzige der florentinischen Kirchen, in welcher der deutsche Baustil vorherrscht, und die mit den herrlichen Domen, an deren

Formen unser Auge gewöhnt ist, einige Aehnlichkeit hat, ohne sich indessen mit denselben vergleichen zu dürfen. Michel Angelo, welcher von dieser Kirche so entzückt war, daß er sie seine Braut nennt, welchen Namen würde er für die Lorenzkirche in Nürnberg, für den Freiburger Dom, für den Strasburger Münster erfunden haben! Zum Glück für Santa Maria Novella hat er vielleicht nicht einmal gewußt, daß sie in der Welt waren.

Zwei von den vielen Bildhauerarbeiten, mit denen Michel Angelo seine Vaterstadt bereichert hat, machen die schönste Zierde der florentinischen Lorenzkirche. Ich spreche von den Grabmälern zweier Mediciäer, in der nach dem Künstler benannten Capelle dieser Kirche. Die Erfindung dieser Denkmäler ist ebenso kühn wie die Ausführung vollendet. Der ureigene Geist Michel Angelo's hat sich darin eine ganz neue, von allen ausgetretenen Pfaden weit abliegende Bahn gebrochen. Die Statuen der Männer, deren Andenken sein Meißel verherrlicht, bilden, wie natürlich und nothwendig, die Hauptfiguren der Denkmäler; aber sie liegen weder mumienhaft auf Sarkophagen ausgestreckt oder auch um Gnade flehend auf den Knien, noch steigen sie gespenstergleich aus der Gruft hervor, und ebenso wenig stellen sie sich wie Bühnenhelden auf dem Sarge dar. In natürlicher, ungezwungener und doch vollkommen edler Haltung sitzen sie da, tapfer, stramm und weltlich, wie sie auf dem Fürstenstuhle gesessen, lebensvolle Bildnißfiguren, die mit dem Tode und seinen Schrecken und seinen Geheimnissen nichts gemein haben als den Platz auf einer Grabstätte.

Je mehr ich den gewaltigen Geist Michel Angelo's und seine Thaten kennen lerne, desto deutlicher, desto handgreiflicher wird es mir, daß er ein wahres Erlöseramt in der Kunst geübt. Er hat uns erlöst von dem tödtlichen Einerlei des Herkommens, von den ewig unveränderlichen Masken,

welche für die einzig statthaften Kunstformen gelten wollten, von der byzantinischen Tradition, der die andern fast alle als Sklaven dienten. Seine Schuld ist es nicht, wenn seine Nachfolger der unendlichen Mehrzahl nach wieder in den ausgefahrenen Geleisen keuchen, wenn in neuester Zeit zumal, in Italien zwar, aber vorzugsweise von deutschen Händen, der Versuch einer vollständigen Restauration — ich weiß nicht, ob ich sagen soll des künstlerischen Byzantinerthums oder der christlichen Chineserei — gemacht worden ist.

Michel Angelo's Grab ist in der Kirche Santa Croce, dem florentinischen Westminster, unter deren zahlreichen Denkmalen das seinige eines der wenigen ist, deren Betrachtung eine wohlthuende Erinnerung zurückläßt. Die meisten jener Denkmale sind entweder unbedeutend oder geschmacklos. So hat man z. B. einem der ruhmvollsten Männer Italiens, Galilei, ein Monument gesetzt, dessen Idee so gemein ist wie möglich. Nur die Büste des großen Denkers, von einer spätern Hand, ist vortrefflich. Nicht viel Besseres läßt sich von dem Denkmale Alfieri's sagen, obgleich es eine Arbeit Canova's ist — ein trauernder Genius über einem unförmlichen Sarge. Noch schlimmer steht es um das Denkmal des Fürsten der Dichter, Dante's, dessen Gedächtniß durch die Hand Michel Angelo's würdig gefeiert sein würde, Italien zum Ruhm und der ganzen gebildeten Welt zum Genuß, wenn nicht Leo X. in kindischem Eigensinn die Bitte der Florentiner hartnäckig zurückgewiesen, welche die Gebeine des großen Verbannten für die heimatliche Erde zurückforderten. In jüngster Zeit nun hat es ein Herr Ricci auf sich genommen, in die Stelle Michel Angelo's einzutreten und Dante über leerer Gruft in Santa Croce ein Denkmal zu setzen. Die Hauptfigur desselben ist Dame Italia, welche, mit theatralischer Geberde auf das Bild Dante's deutend, die Beschauer mit den Worten anspricht: Onorate l'altissimo poeta.

Wer eine größere Plattheit weiß, der melde sich. Auf der andern Seite liegt die Poesie in Schmerz aufgelöst über den Sarg hingegossen. Bei einem gleichzeitigen Monument würde dieser Gedanke blos trivial sein; bei einem Denkmale, welches dem Tode fünfhundert Jahre hinterdrein kommt, ist er geradezu lächerlich. Niemand kann eine tiefere Ehrfurcht vor dem Genius Dante's hegen als ich, aber gleichwol will es mir scheinen, als ob nicht nur die irdischen Verehrer des großen Dichters, sondern auch die Poesie in eigener Person, seit dem Jahre 1321 bis auf den heutigen Tag, hinlänglich Zeit gehabt sich darüber zu trösten, daß er gestorben ist. Als Tiberius seinen Sohn verloren hatte, wollten Bürgermeister und Rath der wohlgesinnten Stadt Troja die Gelegenheit nicht versäumen, ihre Liebe und Treue gegen das angestammte Herrscherhaus auf schickliche Weise an den Tag zu legen. Sie beschlossen also die Abordnung einer Deputation, welche dem Kaiser den Ausdruck ihres tiefen Schmerzes und der ehrfurchtsvollen Gesinnungen überbringen sollte, mit denen sie zu Sr. Majestät Füßen erstarben. So sehr die Trojaner sich aber auch beflissen, ihre Deputation langte in Rom erst an, als Drusus bereits seit Jahr und Tag begraben war. Zur Audienz vorgelassen, hub der Wortführer der Gesandtschaft seinen Spruch an, aber kaum hatte er, zu großer eigener Rührung, den ersten Satz seiner Condolenzen vorgebracht, als er von Tiberius mit den Worten unterbrochen wurde: „Sagt den Trojanern, daß es mir gleichfalls sehr leid thut, daß sie ihren vortrefflichen Mitbürger Hektor verloren haben." Hätte Herr Ricci den Tacitus gelesen, vielleicht würde er sich eine Albernheit und der Kunst ein Scandal erspart haben.

Ein ureigenes Erzeugniß der toscanischen Kunst ist der florentinische Palaststil, einfach, ernst und von imponirender Größe. Mit wahrem Staunen sah ich an den riesigen Gra=

nitmauern des Palazzo Strozzi empor, des ersten jener Prachtgebäude, welches mir zu Gesicht kam. Ich fand eine Anzahl ähnlicher Bauwerke, und mein Staunen wuchs. Vollkommen überzeugt von der Wahrheit des durch Victor Hugo meisterlich ausgeführten Satzes, daß der Charakter der Architektur mit dem Geiste der Zeiten und Völker im unmittelbarsten Verhältniß steht, versuchte ich vergebens, mir die Möglichkeit jener Paläste in Florenz zu erklären. Die Geschichte von Florenz ist glänzend, aber nicht groß; der Sinn des florentinischen Volks war von jeher wie er heute ist, heiter, genußliebend, lebensfroh, der florentinische Adel war der unbedeutendste in ganz Italien — wie stimmt zu diesen Voraussetzungen die Größe, der Ernst, die strenge Würde der Häuser, welche sich die reichen Leute des 15. und 16. Jahrhunderts in Florenz gebaut haben? Der scheinbare Widerspruch zwischen dem Geiste und seinen Werken beschäftigte mich einige Tage, ehe es mir gelang, ihn wenigstens theilweise zu lösen. Ich entdeckte nämlich, was ich bei etwas weniger Bewunderung wahrscheinlich sogleich wahrgenommen haben würde, daß die großartige Außenseite der florentinischen Paläste nur das Gewand ist, in welches der backsteinerne Körper der Gebäude seine Nacktheit eingehüllt hat. Back- oder höchstens Bruchsteine ist das Material, aus welchem man zuerst die Gebäude aufgeführt hat, um ihnen nachträglich eine monumentale Façade von mächtigen Quadern oder cyklopischen Blöcken zu geben. Diese architektonische Majestät ist also eigentlich nur eine Maske, und als solche war sie mir nicht mehr unbegreiflich. Ein zur Zeit in Florenz lebender Sicilier, welcher sich als Bauverständiger und als Kenner der Geschichte der Architektur einen Namen gemacht hat, dessen er nicht bedurfte, um in der Welt zu gelten, löste mir das Räthsel vollends. Jene Quaderwände, sagte er, stammen aus der Zeit, wo das Haus des Florentiners zugleich seine

Burg war, und zwar im vollgültigern Sinne des Worts als der heutige Engländer sagt: mein Haus ist mein Castell. In den Jahrhunderten der bürgerlichen Unruhen wurden nicht blos Schlachten in den Straßen von Florenz geschlagen, sondern auch förmliche Belagerungen aufgeführt, und die Chronisten berichten, daß in einem einzigen Kampfe der Guelfen und Ghibellinen einige dreißig befestigte Paläste der Erde gleich gemacht worden sind. Jene starken äußern Mauern sind also eigentlich Festungswerke, sie gehören ursprünglich vielmehr der Fortificationskunst an als der bürgerlichen Architektur. Was anfangs Schutzbedürfniß war, wurde dann später Stil; aber die Größe dieses Stils ist trügerisch, er kann seinen Ursprung nicht verleugnen, man merkt es ihm an, daß er nicht aus Machtfülle und stolzem Bewußtsein, sondern im Gegentheil aus Schwäche und Hülflosigkeit erwachsen.

Bei sorgfältiger Betrachtung findet man ohne Mühe heraus, daß in dem baulichen Glanze von Florenz überhaupt viel bloßer Schein ist. So ist der prunkhafte Triumphbogen an der Porta San Gallo — ich weiß nicht welchem Großherzoge für ich weiß nicht welche Thaten errichtet — ein Bau von schnöden Backsteinen mit schnödem Stuck überkleistert. Dasselbe gilt von dem zwar phantastischen, aber das Auge bestechenden Säulenhofe des Palazzo Vecchio. Das stärkste Stück architektonischer Betrügerei aber habe ich an dem großherzoglichen Schlosse selbst entdeckt. An der dem Garten Boboli zugekehrten Rückseite desselben, zu beiden Seiten des Hauptthores, sieht man acht Pilaster von großen Verhältnissen, und diese Pilaster bestehen — aus angestrichener Sackleinwand, die man über Lattenwerk gespannt hat. Meinen Augen würde ich nicht geglaubt haben, aber ihr Zeugniß wurde durch die Finger bestätigt, denn ich ruhte nicht, bis ich den Gegenstand meines Erstaunens mit Händen gegriffen.

So oft die bedeutendern Theater Italiens aufgezählt werden, pflegt man die Pergola in Florenz in dritter oder vierter Reihe zu nennen. Wenn der Pergola dieser Rang auch jetzt noch gebührt, so muß es mit der italienischen Oper zur Zeit beinahe ebenso schlecht bestellt sein wie mit der deutschen. Der Saal vorweg steht dem der Fenice in Venedig beiweitem nach, und die Truppe ist hier ebenso mittelmäßig wie dort. Wenn die Prima Donna die Augen nicht hätte, mit der Stimme würde sie ihren Rang keine zwei Abende hintereinander behaupten. Aber welch ein Paar Augen! Mit solchen Mitteln läßt sich's schon durchkommen. Ein leidlicher Baß und ein herzlich schlechter Tenor — ganz wie überall anderer Orten. Dazu ein Chor mit mäßiger musikalischer Begabung aber von auserlesener Häßlichkeit, ein wahrer Strauß von Kuhblumen. Man gab seit vierzehn Tagen „Die beiden Foscari", welche heuer in ganz Italien die Modeoper zu sein scheinen. Apollo und die neun Musen mögen Deutschland gnädiglich bewahren vor der neuesten italienischen Musik im Allgemeinen und vor den „Beiden Foscari" im Besondern. Das Stück ist eine fortwährende Katastrophe in drei Acten, in welcher zuletzt das vortreffliche Orchester ebenso unrettbar zu Grunde geht wie der Held. Als Nachspiel ein Ballet betitelt „Aladin", von Anfang bis zu Ende ein unsinniges Durcheinander, an welchem nichts Dramatisches ist als der Vorhang und die Coulissen. Von den Tänzerinnen weiß ich nichts zu rühmen, und zur Würdigung der Tänzer wird es hinreichen, wenn ich sage, daß die meisten von ihnen baumlange Kerle mit kohlschwarzen Bärten waren.

Außer der Pergola hat Florenz nicht weniger als acht oder neun andere Theater, und so viel ich deren besucht, ich fand überall ein gedrängt volles Haus. Das Lustspiel und die Posse werden in den unbedeutendsten Volkstheatern — deren Logen übrigens gewöhnlich zum Theil mit Leuten aus

der feinsten Welt gefüllt sind — so gut gegeben, daß ich ihretwegen im Namen der deutschen Bühne auf die Italiener neidisch geworden bin. Die Hauptfigur, welche wo möglich in keinem komischen Stücke fehlen darf, und deren Gegenwart in den Anschlagzetteln stets mit Riesenschrift angekündigt wird, heißt Stenterello. Die Charakterschilderung Stenterello's ist nicht leicht, denn er tritt in gar verschiedenartigen Rollen auf, gewöhnlich als Gimpel oder Tölpel, zuweilen aber auch als gutmüthiger Polterer oder treuherziger Alter. Dagegen ist Stenterello in jedem Gewande an einem untrüglichen äußern Merkmal zu erkennen, nämlich an dem ungeheuern Zopf, der mit kühner Schwingung gen Himmel aufstrebt. Dieser Zopf allein schon ist ein Hauptspaß für das Parterre und das Paradies. Ohne den Zopf wäre es für Stenterello im Nu um die Volksgunst geschehen.

Je harmloser und lachlustiger sich das florentinische Theaterpublicum im Ganzen genommen darstellt, desto auffallender war es mir, zu bemerken, daß manchen an sich sehr unbedeutenden Aeußerungen der handelnden Personen mit wahrer Leidenschaftlichkeit eine feindselige Beziehung gegeben wurde. Politische Anspielungen, oder Worte, die als solche gedeutet worden wären, habe ich, dank ohne Zweifel der Theatercensur, auf den florentinischen Bühnen nicht gehört. Dagegen kamen zuweilen Anklagen gegen die Hartherzigkeit der Reichen, und Klagen über Geringschätzung oder Vernachlässigung der Armen vor, und solche Aeußerungen fanden jedesmal ein hundertstimmiges Echo. Ist es ein übereilter Schluß, daraus zu folgern, daß auch in Italien, welches in dieser Hinsicht bisher so unbefangen zu sein schien, daß sogar in dem wohlhäbigen Florenz die socialistischen Ideen des Tages bereits auf die öffentliche Stimmung abgefärbt haben? Ich glaube kaum.

Der Einfluß englischer und französischer Sitten, von welchen sich jenseits der Apenninen keine Spur wahrnehmen

läßt, tritt in Florenz sehr deutlich hervor. Ohne von der Einrichtung solcher Anstalten zu reden, welche vorzugsweise zum Gebrauch der Reisenden bestimmt sind, von Gasthöfen, englischen Apotheken, französischen Garküchen, ohne einen besondern Ton darauf zu legen, daß es in Florenz von fremden Gesichtern und von fremden Zungen wuchert, darf man dreist behaupten, daß die Lebensgewohnheiten des Auslandes bei den Florentinern selbst in gewissem Sinne die herrschenden geworden sind.

Die mannichfachen Berührungspunkte mit Deutschland, denen man in Oberitalien allenthalben begegnet, fallen in Florenz fast gänzlich hinweg, und ohne die österreichische Besatzung würde man hier kaum durch etwas Anderes an Deutschland erinnert werden als durch die „Allgemeine Zeitung". Daß die österreichischen Truppen hier auf einem ganz und durchaus fremden Boden, daß sie völlig isolirt stehen, wird man bei einiger Aufmerksamkeit an einer Menge kleiner, aber bedeutsamer Umstände gewahr. Auch zu den florentinischen Truppen stehen sie eigentlich in gar keinem Verhältniß, selbst nicht in dem Verhältniß einer gewissen militärischen Courtoisie, welche sonst doch sogar von den Offizieren feindlicher Heere bei gelegentlicher Begegnung wechselsweise beobachtet wird.

Die hiesigen Truppen, größtentheils schlanke und hübsche Leute, sind ganz nach französischem Zuschnitt gekleidet und bewaffnet, nur daß mehr Firlefanz an ihnen herumbaumelt. Diese französische Uniformirung, welche man auch im Kirchenstaat angenommen oder beibehalten hat, ist ein Fehler, welcher der Rechnungskunst der Cabinete keine große Ehre macht. Frankreich ist der einzige auswärtige Feind, gegen welchen die italienischen Regierungen früher oder später möglicherweise ihre Existenz zu vertheidigen haben, und sie sollten sich deshalb sorgfältig hüten, unnöthige Brücken zu schlagen zwischen dem französischen Heere und ihren Truppen. Daß die Franzosen zur italienischen Fahne übergehen, wird wol

Niemand für wahrscheinlich halten; der entgegengesetzte Fall hat dagegen unter gewissen Voraussetzungen allerdings einige Wahrscheinlichkeit für sich, und beim Eintreten jener Voraussetzungen wird die bereits gegebene äußere Gleichförmigkeit nicht nur die Anziehungskraft des mächtigern Körpers verstärken, sondern auch die völlige Absorbirung des schwächern wesentlich erleichtern.

Reden wir indessen von weniger verfänglichen Dingen. Die Galerie Medici, im Palast degli Uffizj, ist Staatseigenthum, und ihre Thüren stehen täglich jedem Besucher offen. Anderer Orten, namentlich in Berlin und Paris, sind die Werke der Bildhauerkunst im Keller des Hauses untergebracht. Man betritt das Antikencabinet des Louvre oder des Museums, und man glaubt sich in einer Katakombe. Ein bleiches Licht bricht sich mühsam Bahn durch Fenster, welche nie von einem Sonnenstrahl durchleuchtet worden sind, man athmet Kellerluft, die Schritte hallen unheimlich wider von den nackten Gewölben und den kahlen Wänden, und in dieser öden Gruft stehen die Bildsäulen umher wie Leichensteine. In solcher Umgebung sich zu erwärmen oder gar zu begeistern, ist sicherlich nur Wenigen gegeben, und ich bin gewiß, daß von zehn Personen, welche mit zufriedenem Gesicht aus der Unterwelt des Louvre zurückkehren, neun sich über nichts so sehr freuen als das Tageslicht wiederzusehen.

In Florenz versteht man die Sache anders. Im Palast degli Uffizj ist den Antiken eine hochgelegene, helle, luftige Galerie angewiesen, deren Wände mit werthvollen Gemälden zwar nicht bedeckt — dazu hat man hier Landes zu viel Geschmack — wol aber geschmückt sind. Die Gelahrten der Kunst, ich weiß es, tadeln eine solche Vermischung der Werke des Meißels und des Pinsels, weil, sagen sie, das Gemälde der Statue, und die Statue dem Gemälde Eintrag thut. Laßt sie sprechen; ich finde diese Anordnung überaus reizend.

Gehörte die Galerie mir, ich würde, einiger andern Einrichtungen zu geschweigen, auch Myrten- und Lorbeerbäume hineinstellen, und möchten auch alle Antiquare und Professoren der classischen Wissenschaften des Teufels darüber werden. Ist es denn nicht schon schlimm genug, daß wir die Bildwerke, welche einst Markt und Garten, öffentliches Bad und Theater schmückten, daß wir sie aus dem Rahmen gerissen ins Magazin legen, daß wir in einem Raritätenkasten sammeln, was nur Zierde oder Bestandtheil zu sein bestimmt ist! Ich bin vollkommen einig mit mir darüber, und stehe nicht an es auszusprechen, daß überhaupt das bloße Bestehen von Museen nach heutigem Zuschnitt nicht mehr und nicht weniger ist als eine Barbarei, eine Barbarei ähnlicher Art wie die der Kosaken, welche das zum fortwährenden Umlauf bestimmte Geld zum Schatze sammeln, der in die Erde vergraben und nur an großen Festtagen hevorgeholt wird, um sich an seinem Anblick zu weiden. Für den verständigen Leser bedarf es nicht der Bemerkung, daß damit die Nützlichkeit und Nothwendigkeit unserer Kunstsammlungen nicht weggeleugnet werden soll; aber sie sind immerhin blos der armselige Nothbehelf eines Geschlechts, welches von einer kleinen Erbschaft leben muß, die es nicht zu ergänzen weiß. Die Unschönheit der Formen dieses barbarischen Nothbehelfs aber sollte doch, aller handwerksmäßigen Antiquitätenkrämerei zum Trotz, wenigstens so weit gemildert werden als die Mittel unsers Besitzthums und unsers Geschmacks überhaupt reichen. Und daß das nicht geschieht, das ist es, weswegen ich öffentliche Anklage erhebe.

Die Gemäldesammlung der Galerie Medici ist außerordentlich zahlreich, und wenngleich sie der Werke ersten Ranges nicht sehr viele besitzt, so hat sie doch eine Menge von Bildern, welche dem reichsten Museum zur Zierde gereichen würden. Von den Anfängen der italienischen Kunst, von den

Cimabue, Giotto und Memmi an, haben die bedeutendsten Schulen Ober-Italiens reiche Beiträge in die Galerie der Mediceer gesteuert, die florentinische zumal und die venezianische. Auch an französischen, holländischen und deutschen Bildern fehlt es nicht, und unter den letzten zumal sind manche, deren Verlust, künstlerisch oder historisch genommen, für uns schwer zu verschmerzen ist. Dahin gehört in erster Reihe eine Anbetung der Hirten von Albrecht Dürer. Es ruht ein so süßer idyllischer Friede auf der ganzen Handlung, daß sie hier in einem viel lieblichern Lichte erscheint als in hundert berühmten Gemälden, welche den nämlichen Gegenstand haben. Ein Bildniß Albrecht Dürer's, in allen Aeußerlichkeiten ganz übereinstimmend mit demjenigen, welches man in der madrider Galerie ein Selbstportrait nennt, unterscheidet sich von dem letztern durch einen wesentlich abweichenden Ausdruck des Gesichts, und besonders der Augen, die in dem madrider Bilde etwas Falsches haben.

Von Lucas Kranach besitzt Florenz eine Anzahl von Jagdstücken und Bildnissen. Die bedeutendsten unter den letztern sind die Luther's und Melanchthon's, welche Kranach bekanntlich sehr oft gemalt hat, aber vielleicht nie mit so glücklicher Hand und so beredtem Ausdruck wie hier. Melanchthon besonders schaut so lebendig aus der Leinwand heraus, daß man auf den ersten Blick die Ueberzeugung von der vollkommenen Wahrheit und Treue des Bildes gewinnt — ein feiner, nach unten ganz spitz zulaufender Kopf, mit klugen, ja sogar etwas schlauen Augen, gedankenvoller Stirne und ascetischen Wangen; man könnte darunter schreiben: Geheimer Oberkirchenrath.

Sehr anziehend für mich war auch das Bildniß Alfieri's, von ich weiß nicht welchem französischen Maler. Alfieri ist einer jener Männer von hohem Sinn und stolzem Geist, an denen das neue Italien inmitten seines nationalen Elends

reicher ist als viele andere Länder, ein großer Charakter in einer kleinen Zeit, eine von patriotischer Begeisterung und von patriotischem Schmerze flammende Seele, inmitten eines Volks, das sich selbst verloren hat. Aber die Zukunft ist keinem Volke verloren, welches seine Alfieri, seine Manzoni, seine Pepe, seine Tommaseo, seine Manini und so manche andere Männer hat, deren Namen besser ungenannt bleiben. Man hat mehrfach auf die Aehnlichkeit Alfieri's mit Schiller aufmerksam gemacht, und sie ist in der That auffallend, in der Bildung des Kopfes und im Ausdruck des Gesichtes nicht minder als in manchen Aeußerlichkeiten, dem umgeschlagenen Hemdkragen, dem gelockten rothen Haar. Aber in der Haltung Beider waltet ein charakteristischer Unterschied ob. Schiller wird uns je und immer mit gesenktem Blick dargestellt, im stuttgarter Standbild wie in dem Kupferstich vor seinen Werken; Alfieri dagegen in dem florentinischen Bildnisse hat das Auge nach oben gerichtet. Das Eine wie das Andere ist gewiß nichts Zufälliges. Aristoteles, der scharfe Beobachter und wahrscheinlich der größte Kenner der Natur, den wir jemals gehabt haben, sagt irgendwo: der Mensch, wenn er zur Erde niedersieht, denkt an die Vergangenheit, wenn er emporblickt, an die Zukunft. Es ist für Jedermann leicht, diesen Satz mit der Beobachtung zusammenzuhalten und sich dessen Bestätigung aus der täglichen Erfahrung zu holen. Einen Beitrag zu diesem Erfahrungsbeweise geben auch die Bildnisse Schiller's und Alfieri's. Jener kehrte aus rein dichterischem Triebe aus der unpoetischen Gegenwart zurück in die classischen und romantischen Zeiten; dieser wandte sich an die Vergangenheit, nur um Waffen von ihr zu borgen im Dienste der Zukunft — Schiller lebt von der Erinnerung, Alfieri von der Hoffnung.

Die kostbarsten Werke der Bildhauerkunst und der Malerei, welche die Galerie Medici besitzt, sind in einer Rotunde gesammelt, welche man die Tribuna nennt. An den Wänden

die Meisterstücke Tizian's, Correggio's, Michel Angelo's, Raffael's, Guido's, Albrecht Dürer's, Van Dyk's und vieler anderer Niederländer und Italiener; im Saale selbst und von allen Seiten zugänglich die mediceische Venus, der junge Apollo, die beiden Ringer, der allbekannte Schleifer, vielleicht das lebendigste aller Marmorbilder, welche aus dem Alterthume auf uns gekommen sind. Die Gruppe der beiden Ringer dagegen ist als Composition die Lösung, die herrlich gelungene Lösung einer der schwierigsten Aufgaben, welche sich die Bildhauerei jemals gestellt hat und überhaupt möglicherweise stellen kann. Wer aus den mehr oder weniger unglücklichen Bemühungen so mancher keineswegs verdienstlosen Künstler eine Vorstellung davon geschöpft hat, wie schwer es ist, den Stein und das Erz in Handlung zu setzen, der wird mit Staunen die lebendige und schöne Wahrheit sehen, mit welcher in dieser Gruppe der höchste Moment eines mit der äußersten Kraftanstrengung geführten Ringkampfs ausgeführt ist. Von der mediceischen Venus ist es am besten zu schweigen — genug, daß sie von allen den Gestalten, in welche die griechische Phantasie ihr Bild von dem göttlichen Wesen der Liebe zu verkörpern gesucht hat, daß sie wenigstens von allen jenen herrlichen Gestalten, welche auf uns gekommen, diejenige ist, die dem Ideal am nächsten steht.

Die Galerie des Palastes degli Uffizj besitzt noch fünf oder sechs andere Statuen der Venus, unter denen die Venus im Bade vorzugsweise genannt zu werden verdient. Der Kopf ist neu, aber dem Körper und der Situation meisterhaft angepaßt. Wie der Körper durch seine ganze Stellung und zumal durch die schützende Bewegung der Arme eine Ueberraschung anzeigt, so auch die Haltung des Kopfs und der Ausdruck des Gesichts. Aber die halb geöffneten Lippen sagen in wunderlieblicher Sprache, daß die Ueberraschung keine beleidigende ist, daß die Beschämung durch einen süßen Reiz aufgewogen wird.

Gleichfalls in erster Reihe unter den entzückenden Werken der alten Kunst steht die Venus Urania, der mediceischen auffallend ähnlich, obgleich in strengerem Stile gehalten. Neben ihr nimmt sich die Venus genitrix aus wie eine Holländerin unter den Himmlischen.

Ein mehr historisches als künstlerisches, aber darum nicht weniger lebhaftes Interesse bieten die vielen Bildnißbüsten, welche die Galerie degli Uffizj enthält. Da ist zum Beispiel ein vortreffliches Brustbild Cicero's, ohne die Warze an der Nase, von welcher, wie unser alter Professor uns mit großem Eifer wahrscheinlich zu machen suchen, der große Redner seinen Namen geführt haben soll, wenn er ihn nicht vielleicht von einem Vorfahren ererbt, der sich im Bau der Kichererbsen hervorgethan. (O es ist eine herrliche Sache um unsern philologischen Schulunterricht!) Die Kopfbildung Cicero's hat große Aehnlichkeit mit der Goethe's, nur daß sie ein wenig mehr ins Breite geht, und es ist überhaupt etwas Geheimeräthliches in der Miene des beredtesten und zugleich redseligsten aller Römer. Im Gesicht Ovid's spiegelt sich der Künstler und der Lebemann, ohne daß man sagen könnte, welcher von beiden den größten Platz einnimmt. Die hiesige Büste des Sokrates ist beiweitem die beste, die lebendigste von vielen, die ich gesehen, und jedenfalls Portrait — eine ganz moderne Erscheinung mit langem straffen Haar, auf der linken Seite gescheitelt und nach rechts über die Stirn geworfen. Ja, ja, so mag er ausgesehen haben, der Geburtshelfer der Gedanken. Die Köpfe, welche man in so vielen andern Orten unter seinem Namen findet, sind gewöhnlich typische Nachbildungen, vielleicht aus dritter und vierter Hand, denen man das Gemachte auf den ersten Blick ansieht. Sappho — die Treue will ich dahingestellt sein lassen — erscheint äußerst pikant; Alcibiades dagegen dickhalsig und feist. Wenn das dein Bild ist, du Löwe von Athen, so würdest du heute vielleicht weniger Glück machen als vor zweitausend Jahren.

XV.

Pisa.

Pisa sieht nicht aus wie eine Stadt, welche einst gewaltige Flotten und Kriegsheere ausgesendet, die Corsica, Sardinien und Sicilien beherrscht, im Orient Eroberungen gemacht, auf dem ganzen Meere der Mitte eine stolzere Flagge geführt hat als Sarazenen und Normannen. Man sucht vergebens nach dem Hafen, von welchem die sieggewohnten Galeeren der Pisaner ausliefen, vergebens nach den Mauern, welche die Hunderttausende seiner Einwohner bargen; wo einst Ankergrund für Kriegsschiffe war, da weiden jetzt Rinder und Büffel; wo ehemals Festungsthürme standen, da geht heute der Pflug.

Pisa ist indessen noch immer viel zu groß für seine gegenwärtige Bevölkerung, und zu arm selbst für den verblichenen Glanz, der aus bessern Zeiten auf seine jetzigen Tage gekommen. Die meisten seiner Gassen sind still wie ein Herrnhuterdorf, ganze Häuserreihen, streckenweise von Gartenmauern unterbrochen, scheinen verödet; das Aussehen der Masse der Einwohner ist dürftig, und eine Unzahl von ihnen macht aus dem Betteln ein Gewerbe.

Aber es gibt einen hell glänzenden Punkt in diesem trüben Bilde, und das ist der Lungarno. Der Theil von Pisa, welcher die beiden Ufer des Flusses einfaßt, gewährt

einen Anblick wie man ihn, abgesehen von landschaftlicher Decoration, in den größten und prachtvollsten Städten Europas vergebens suchen würde. In weitgeschwungenen Bogen, zwischen zwei langen Reihen von Palästen sich hinziehend, bildet der hier bereits zum stattlichen Strome angewachsene Arno eine Riesenstraße, welcher Wien und Berlin, London und Paris, Rom und Madrid nichts Gleiches und nichts Aehnliches an die Seite zu stellen haben. Der Lungarno in Florenz, so schön er ist, darf sich gar nicht sehen lassen angesichts seines Bruders in Pisa. Der Schwung des Wasserbogens ist so edel und rein, als ob der Erfinder der Schönheitslinie ihn gezeichnet hätte, die Prachtgebäude an seinen beiden Ufern sind so zahlreich, daß die Häuser bescheidenen Aussehens in der Menge verschwinden, und das ganze herrliche Bild trinkt das erstaunte Auge mit einem einzigen Blick. Beinahe auf jedem Punkte des Lungarno überschaut man dessen ganze Länge, die ein rüstiger Fußgänger kaum in einer halben Stunde durchmessen wird — eine unvergleichliche Perspective, welche bei jeder Beleuchtung und zu jeder Stunde des Tages eine mächtige Wirkung ausübt, deren vollen Zauber aber auch das nüchternste Auge empfinden muß, wenn die Abendsonne ihre glühenden Lichter stromweise über das untere Ende des Lungarno ausgießt, während die obere Hälfte desselben bereits in der Dämmerung ihres eigenen Schattens ruht.

Pisa verschenkt indessen seine Genüsse nicht, sondern sie wollen erkauft sein, nämlich durch die Reise von Florenz. Freilich gibt es hier eine Eisenbahn, und die Fahrt auf derselben dauert nur ein paar Stunden; aber eine Fahrt auf der toscanischen Staatsbahn, wie kurz sie auch sei, ist halt keine Kleinigkeit. Am Bahnhof in Florenz hat man zunächst einen gewaltsamen Ueberfall zu bestehen. Das Corps der florentinischen Blumenmädchen hat dort in Masse Posto gefaßt. Noch ehe der Kutscher Zeit gehabt den Wagen zu

öffnen, beginnen sie mit einem Feldgeschrei von artigen Redensarten und Glückwünschen für die Reise ihren Sturmlauf auf den unglücklichen Fremdling. Die eine steckt ihm einen Strauß in die rechte, die andere in die linke Hand, die dritte decorirt ihm das Knopfloch mit einer Nelke — einer rothen noch dazu — die vierte schiebt ihm eine handvoll Maiblumen in die Brusttasche, und diese Execution unterbricht keinen Augenblick das vielstimmige Gezwitscher, von welchem ihm zuletzt die Ohren summen. Inzwischen ist auch eine Schar von Facchini herbeigekommen, sich des Gepäcks zu bemächtigen, der Kutscher will rasch abgefertigt sein, Obsthändlerinnen und Backwerkverkäufer machen ihre überflüssigen Dienstanerbietungen — man müßte zehn Zungen und zwanzig Hände haben, um dem Drange dieses kritischen Augenblicks eine ruhige Stirn zu bieten.

Endlich fand ich mich dem Sturm glücklich entronnen, im friedlichen Hafen des Wartesaals, aber die unerbittliche Glocke gönnte mir keine Minute zur Erholung von der überstandenen Noth, und ich folgte ihrem Rufe in den Wagen. Welch' ein Wagen! Wenn man einem Touristen, der ein Billet für das Dampfboot gelöst hat, einen Platz in der Arche Noah anwiese, er würde sich in dem sündflutlichen Fahrzeuge nicht mit verwunderterm Blicke umsehen als ich in dem toscanischen Eisenbahnwagen. Man hat mich vielleicht aus Versehen in die vierte Classe gewiesen? fragte ich den Schaffner. Vierte Classe haben wir nicht, sagte er; die dritte ist dort, fügte er hinzu, indem er auf einen offenen Karren wies, ohne Sitze, und lediglich mit einem fußhohen Rande versehen; dies hier, schloß er, ist die zweite. Die Bank, auf welcher ich saß, war eine gute Spanne breit, mit Kürbiskernen gepolstert, und mit einer steilrechten hölzernen Rücklehne versehen — eine Marterbank. Und welche Balancirkünste — ich hätte sie mir nie niemals zugetraut — mußte

ich entfalten, um mich auf diesem Sitze des Jammers wenigstens zu behaupten! Wie ein Schiff auf hochgehender See schwankte der Wagen von der Rechten zur Linken, von der Linken zur Rechten und zur Rechtesten, und dieses tödtliche Schaukelsystem wurde nur dann und wann durch einen kräftigen Stoß von hinten nach vorn oder von vorn nach hinten unterbrochen. Und um das Maß des Elends voll zu machen, hatte man statt der Locomotive eine Schnecke vorgespannt.

Laß mich in die Thurn- und Taxis'schen Eilwagen zurückführen, o Dionysos!

Ich betrachte es noch heute als das Werk einer höhern Fügung, daß ich in Pisa einen vortrefflich eingerichteten Gasthof fand, in dessen bequemen Lehnsesseln und auf dessen elastischen Matrazen ich es durch vierundzwanzigstündige Ruhe dahin brachte, daß meine Gliedmaßen sich allmälig so weit wieder einrenkten, als zu dem nöthigsten Gebrauche derselben erforderlich war.

Wir waren im Anfang des Februar, und in Pisa wehte Frühlingsluft, nicht nur so lange die Sonne am Himmel stand, sondern auch bis tief in die Abendstunden hinein. Wo werden wir im Sommer unser Gefrorenes hernehmen? jammerten die Leute. In einer schönen Nacht erbarmte sich der Himmel indessen der Noth der Pisaner, und sie fanden am Morgen mit freudiger Ueberraschung den Stadtgraben mit einer dünnen Eisdecke belegt. Was Hände hatte, griff zu, um dieses Manna in Sicherheit zu bringen. Es schlug 9 Uhr, als ich des Weges kam, und bereits war das Eis bis auf einen ganz kleinen Rest, mit einer Art hölzerner Ketscher vom Stadtgraben weggefischt. Allerdings, es war hohe Zeit, und ich zweifle, ob die letzten Karren, welche ich beladen sah, etwas anderes bis an den Keller gebracht haben als nasse Breter. So übel oder so gut — je nachdem man die Sache nimmt — geht es den Pisanern freilich nicht in

jedem Jahre, und ich wurde versichert, daß man zu Zeiten auch wol auf dem Arno Schlittschuh laufen sehen könne.

Das Größte und Beste, was die monumentale Kunst in Pisa geschaffen, ist am abgelegensten Ende der Stadt auf einem zwar kleinen, aber doch zum freien Ueberblick genügenden Raume zusammengedrängt: es ist der Dom mit seinem Zubehör, Glockenthurm, Taufhaus und Friedhof. War es ein bloßer Nothbehelf, wenn die alten italienischen Baumeister ihre Thürme so oft neben die Kirche setzten? Getrauten sie sich nicht diese beiden Theile des Gotteshauses als organisches Ganzes herzustellen? In der That hat das Problem einer solchen Verbindung, welches die gothische Kunst so herrlich zu lösen gewußt, bei den Basiliken und den Kuppelbauten der Italiener seine großen Schwierigkeiten — Schwierigkeiten, welche meines Wissens bei den Kuppelbauten wenigstens in keinem einzigen Falle glücklich überwunden sind, an denen der Architekt vielmehr immer gescheitert ist, wenn er sie nicht entweder in der oben bezeichneten Weise oder dadurch umgangen hat, daß er den Glocken einen bescheidenen Platz in einem unscheinbaren Dachstuhl angewiesen. Muß man daraus folgern, daß der Thurm und die Kuppel einander ausschließen, daß sie nicht mit, sondern höchstens neben einander bestehen können? Es ist möglich, gilt mir aber nicht für ausgemacht, und die Annahme, daß jene Trennung ursprünglich mehr eine willkürliche als eine nothwendige gewesen, erscheint mir um so mehr statthaft, als ich sehe, daß die großen alten Meister außer dem Thurme auch ein Baptisterium neben ihre Kirche stellten. Für die Taufhandlung in der Kirche selbst einen geeigneten Raum zu gewinnen, konnte man niemals in Verlegenheit sein, und wenn man gleichwol ein eigenes Gebäude dafür aufführte, so scheint mir die Erklärung dieses Verfahrens in einer Art von religiösem Luxus gesucht werden zu müssen, welchem jede Veranlassung und jeder Vorwand

zur Schaustellung seiner Kräfte und zur Vervielfältigung seiner Besitzthümer willkommen war. Obgleich ein Gebäude zu einem bestimmten gottesdienstlichen Zweck hingereicht hätte, baute man aus einer gewissen frommen Prunksucht doch deren lieber zwei oder drei.

Den Bauverständigen von der stricten Observanz muß der Dom zu Pisa vielfaches Aergerniß geben, denn seine Anlage wie seine Ausführung spricht allen Gesetzen der Schule Hohn. Der Meister Reinald, wie sein Werk bezeugt, war ein Romantiker in der Architektur, wenig bewandert in der Lehre von den drei Säulenordnungen, ein Rebell gegen die Gesetze der Reinheit des Stils, ein Verächter der Regel des architektonischen Costüms. Die verschiedenartigsten Bauformen sind im pisaer Dom miteinander verschmolzen, die platte Decke der Basilika mit der Kuppel und dem Kreuzgewölbe, der Rundbogen mit dem Spitzbogen, neben der glatten Säule steht die cannelirte. Dazu vergoldetes Gebälk, farbenprangende Mosaiken im byzantinischen Geschmack, und Getäfel von weißem und schwarzem Marmor an Pfeilern, Bögen und Wänden. Freilich fehlt dem Dom bei diesen bunten Bestandtheilen der Charakter der Hoheit, der ehrfurchtgebietenden Würde, aber auf ein unbefangenes Auge übt das heitere, und bei aller Mannichfaltigkeit der Einzelformen keineswegs disharmonische Ganze gleichwol eine wohlthuende Wirkung aus, ja das Gesammtbild ist selbst nicht ohne eine gewisse Größe — eine Größe, welche weder niederbeugt noch erhebt — eine Größe, der man sich gewachsen fühlt.

Die reiche und gefällige Façade, welche sich in fünf Säulenreihen über einander aufbaut, ist mit Erzthüren von der Hand Giovanni's da Bologna und seiner Schüler geschmückt, deren Arbeit man vielleicht unübertrefflich nennen würde, wenn die Thüren des Battisterio in Florenz nicht den

Beweis des Gegentheils lieferten. Das muß ein heiliger Mann gewesen sein, der diese Thüren gemacht hat, sagte mir ein Bauer, den ich im bewundernden Anschauen der herrlichen Reliefs versunken antraf. Die menschliche Geschicklichkeit, setzte er leise und zu sich selber redend hinzu — die menschliche Geschicklichkeit allein reicht nicht aus, um das zu Stande zu bringen. Allerdings, dieser Bauer hatte keine Kunstakademie besucht und keine Vorlesungen über Aesthetik gehört, und man mag also den Kopf schütteln, wenn ich gestehe, daß seine Stimme einen Werth für mich hatte. Indessen es war so, und ich habe auch nachträglich keine Gewissensbisse darüber empfunden.

An den Thüren des Doms wird das Relief oft zur vollen runden Figur, welche sich theilweise von der Fläche gänzlich ablöst. Diese Behandlung gereicht indessen nicht zum Vortheil des Werks, und statt die Illusion, wie sie unstreitig beabsichtigt, zu fördern, ist sie derselben im höchsten Grade nachtheilig. Auf der andern Seite heißt es dagegen viel zu weit gehen, wenn man den Satz aufstellt, daß das Relief überhaupt keine Perspective zulasse. Die Autorität der Thatsachen widerspricht jenem Satze auf das entschiedenste. Wir haben ausgezeichnete Bildwerke aus allen Zeiten, von den classischen bis auf die neuesten Tage der Kunst, welche beweisen, daß anerkannte Meister eine sehr bedeutende Abstufung im Hervortreten der einzelnen Figuren des Reliefs für statthaft gehalten und mit dem glücklichsten Erfolge angewendet haben. Nicht selten wird die Wirkung eines Reliefbildes vollends zum höchsten dramatischen Interesse gesteigert durch einen bedeutenden Kopf, welcher in halber oder mehr als halber Rundung aus der Fläche jach hervortritt, durch eine Faust mit geschwungenem Schwert, welche die Ebene, in welche die übrige Handlung gelegt ist, kräftig durchbricht. Im Namen einer Theorie dem Künstler den Gebrauch solcher

Hülfsmittel verbieten, heißt die Pedanterie zur Gesetzgeberin machen für den Geschmack.

Das Baptisterium mit all seinem marmornen Schnörkelwerk wollte sich durchaus nicht zur Leiter für meine Bewunderung hergeben, dagegen aber that mein Hochmuth von der Höhe des Glockenthurms herunter einen tiefen Fall. Ich war nämlich mit dem heimlichen Vorhaben nach Italien gekommen, irgend eine Entdeckung zu machen, und nachdem ich lange geschwankt, ob ich den Geburtstag des Vaters Ennius feststellen, die Aussprache des oskischen Alphabets bestimmen, oder das Grabmal des Aeneas ausfindig machen solle, war ich zuletzt bei dem Entschlusse stehen geblieben, zuerst mich selbst und demnächst die Welt zu überzeugen, daß der hängende Thurm zu Pisa seinen Beinamen lediglich einer optischen Täuschung verdanke, und daß er im Grunde genommen kerzengerade sei. Nun denn, dieser ehrgeizige Vorsatz, ich gestehe es mit Beschämung, ist vollständig gescheitert; nachdem ich den Thurm von allen Seiten, von unten und zuletzt von oben, auf das genaueste untersucht, muß ich zugeben, daß er wirklich schief ist. Selbst die Streitfrage, ob er absichtlich schief gebaut worden, oder sich nachträglich gesenkt habe, sehe ich mich außer Stand, durch neue Aufschlüsse der endlichen Entscheidung näher zu bringen. Ja, ich habe von der Galerie des Thurms nicht einmal Corsica entdeckt, wie so viele andere Leute vor mir! So wird denn meine Reise ohne alles wissenschaftliche Ergebniß geblieben sein, denn zu den wichtigen Problemen zurückzukehren, die ich oben genannt habe, fühle ich in dieser Lage nicht mehr den Muth in mir. Jede Aussicht auf den Beifall der Literaturzeitungen und ihres Publicums verloren — es ist sehr schmerzlich!

Diese Betrachtungen würden eine angemessene Begleitung auf den Campo Santo sein, wenn dieser seines Namens ungeachtet nicht vielmehr ein Museum wäre als ein Kirchhof.

Ursprünglich ohne Zweifel zur Begräbnißstätte bestimmt, scheint der Campo Santo diesem Zweck frühzeitig entfremdet zu sein, wenn er überhaupt jemals wirklich dazu benutzt worden ist. Eine außerordentlich schöne Bogenhalle, ähnlich dem Kreuzgang eines Klosters, umschließt einen großen viereckigen Rasenplatz, auf welchem nichts zu sehen ist als vier einsame Cypressen. In der Halle, deren Mauern mit alten Frescomalereien bedeckt sind, hat man eine große Anzahl von Sculpturen der verschiedensten Art und aus den verschiedensten Zeiten aufgestellt, antike Statuen, Büsten, Sarkophage und Säulenknäufe, mittelalterliche Reliefs und Leichensteine, und aus neuer und neuester Zeit einige Denkmäler, die indessen, wie ich glaube, keine Gruft bezeichnen, sondern nur einen Ehrenplatz.

So zahlreich diese Sammlung aber auch ist, so wenig Gegenstände befinden sich darin, an denen das Auge eine reine Freude haben kann. Beiweitem das Meiste ist trümmerhaft, Vieles verstümmelt bis zum Unkenntlichen, und das Neue meistens werthlos. Was vorweg die Fresken betrifft, so sind sie freilich großentheils von berühmten Händen gemalt, aber sie haben durch Zeit und Unbill so sehr gelitten, daß wol kaum ein Anderer als ein Mann von Fach ihre verblichenen Ueberreste mit einem nicht erlogenen Interesse betrachten kann. Nicht viel besser steht es um die Werke griechischer, etrurischer und römischer Kunst; es sind meistens Bruchstücke, welche man den Pisanern gegeben oder gelassen zu haben scheint, weil man sie in Florenz verschmähte. Der Künstler mag an manchen derselben dankbare Studien machen können; dem Kunstfreunde bieten sie wenig Anregung und noch weniger Befriedigung. Für mich war von diesen Antiken nur eine einzige von höherm Werth, eine Büste des Brutus, unversehrt als ob sie gestern aus der Werkstatt gekommen wäre. Man erkennt in diesem Kopf allerdings den Römer,

es ist aber auch etwas vom Spießbürger darin. Nein, nein, dieser Brutus konnte die Republik nicht retten. Cassius muß aus andern Augen geschaut haben.

Unter den neuern Denkmälern am meisten augenfällig ist das des Herrn Brunicci, Patriziers von Pisa, französischen Reichsgrafen, Ritters der Ehrenlegion, Großkreuz des und des toscanischen Ordens, großherzoglichen Kammerherrn u. s. w., geboren 1758 und gestorben 1829. Das Bildniß des Verstorbenen ist in Form eines unscheinbaren Medaillons am Monumente angebracht, auf demselben aber ist lebensgroß, sitzend und in voller Gestalt dargestellt, eine junge, schöne, üppige Frau, die Gattin des vielbetitelten alten Herrn, welche, wie die Inschrift besagt, das Denkmal al marito desideratissimo lagrimando poneva. Möchte wol wissen, wer von beiden die Wahrheit sagt, ob die Inschrift oder das Bildniß der Frau. Vielleicht indessen lügen sie alle beide.

Das werthvollste Kunstwerk im Campo Santo, oder wenigstens beiweitem das anziehendste für mich, ist ein Denkmal von der Hand Thorwaldsen's, dem Augenarzt Berlinghieri gewidmet. Ein anspruchloses Relief zeigt die Heilung des Tobias, eine Gruppe, die bei der einfachsten Composition wahrhaft genial erfunden und ausgeführt ist. Thorwaldsen hat mit dieser Arbeit einen sprechenden Beweis geliefert, daß der große Stil die belebende Kraft der Individualisirung keineswegs ausschließt. Daß diejenige Richtung der Alten, und besonders der Griechen, eine musterhafte sei, welche sich ausschließlich dem Typischen zuwendet, davon wird man mich niemals überreden. Den Anforderungen und Bedürfnissen des Götterglaubens mögen jene in absoluter Idealität gehaltenen Bildwerke vollkommen entsprochen haben, das von Religion und Cultus unabhängige Kunstgefühl aber verlangt eine wärmere Ansprache an die Fähigkeiten der Sinne und des Gemüths. Wie sich das Bild z. B. eines Apollo oder

eines Mercur in der mythologischen Anschauung des Alterthums dargestellt hat, das weiß ich nicht, und das hat keiner von Denen gewußt, welche seit mehr als tausend Jahren gelebt haben, obwol sich manche von ihnen sehr gelehrt darüber vernehmen lassen. Dem heutigen Geschlechte aber, uns, die wir uns einige dürftige Begriffe von dem Wesen der Olympier aus Büchern mühselig zusammenlesen, uns wird und muß der Kopf manches berühmten Mercur oder Apollo bei aller wundervollen Formschönheit kalt erscheinen und kalt lassen, was uns dann freilich gewöhnlich nicht verhindert, mit großem Pathos das Gegentheil zu behaupten. Bei der mythologischen Vorstellungsweise der Alten mochte das persönliche Element in den Götterbildern entbehrlich sein, durch die Auffassung ergänzt werden, wir hingegen, immer vergebens, versuchen, uns die immanente antike Anschauung durch Anstrengung des Verstandes oder der Einbildungskraft anzueignen. Da uns das Verständniß jener Werke der alten Kunst nicht durch den Glauben offenbart wird — so nenne ich der Kürze wegen die mit der Muttermilch eingesogene Vorstellungsweise, die mit der Luft eingeathmeten Empfindungen, die vom frühesten Alter an durch alle Poren eingedrungene Poesie der Götterlehre — so vermissen wir ihnen gegenüber eine sinnliche Vermittelung; wir vermissen an ihnen die gemeinverständliche Charakteristik, den Ausdruck des individuellen Lebens, die Persönlichkeit. Die neue Kunst, wenn sie mit dem Alterthume zu wetteifern glaubt, indem sie sich in das Reich der Abstraction wirft, ist auf dem bedauerlichsten Irrwege. Statt des Gedankens, statt der Empfindung, statt der Seele, welche wir von ihr fordern, gibt sie uns Formen und nichts als Formen, welche immerhin classischen Mustern entlehnt sein mögen, die uns aber in der Nachbildung natürlich noch weniger sagen als im Original. Freilich ist es leichter, die Form zu finden als den Ausdruck;

freilich ist es unendlich schwer, die Grenzlinie zwischen Idealität und Individualität richtig zu treffen; daß aber die vollendete Lösung dieser höchsten Aufgabe der Kunst nicht jenseits der Kräfte der Kunst liege, davon zeugen die Werke eines Thorwaldsen, eines Michel Angelo und eines Murillo.

Ein historisches Denkmal, dessen Namen ich in frühester Jugend mit Grausen kennen gelernt, suchte ich in Pisa vergebens, den Hungerthurm. Ich habe Gerstenberg's berühmtes Drama seit jenen Tagen nicht wieder gelesen, aber die Erschütterung, welche es vor mehr als zwanzig Jahren in mir hervorgebracht, zittert noch heute in mir nach, und ich habe Eigenliebe genug, um aus dem empfangenen Eindruck zu folgern, daß es eine gewaltige Kraft sein muß, welche eine solche Wirkung hervorzubringen im Stande war. Man weiß kaum noch die Stätte zu bezeichnen, wo jene furchtbare Tragödie in der Wirklichkeit gespielt hat, und es thut mir nicht im Interesse der Poesie des Schreckens allein leid, daß der Hungerthurm zerstört ist. Der Anblick des Kerkers, in welchem Ugolino endete, müßte, meine ich, nächst den ergreifenden Erinnerungen auch lebendige Lehren geboten haben. Wir haben keinen Hungerthurm mehr für Hochverräther, aber auch keinen Bischof Ruggieri, welcher zum Freistaat steht gegen den Hochverrath der Usurpation; die Ugolinos sind selten geworden in der Welt, die Rächer ihres Frevels noch seltener.

Wer den Dante gelesen, dem wird das gräßliche Bild unvergeßlich sein, in welchem derselbe die Strafe Ugolino's und Ruggieri's malt. Beide sind der Verdammniß verfallen, der Höllenpein, nicht des ewigen Feuers — sie ist dem an die italienische Sonnenglut gewöhnten Dichter nicht die härteste — sondern des ewigen Winters. Körper an Körper stehen sie vom Eise gefesselt, das dem Ugolino nur so viel Bewegung läßt als nöthig ist, um mit den Zähnen im

Gehirn seines Feindes zu wühlen, zur Entschädigung für die Hungerqual, durch die er von ihm getödtet worden. Ist das heutige Urtheil über Ruggieri nicht vielleicht ein bloßer Nachklang des Verdammungsspruches Dante's? Die Grausamkeit Ruggieri's gebe ich preis, nicht seine Beweggründe. Wie aber Dante die poetische Justiz versteht, davon zeugt das Schicksal des Brutus und Cassius, die er mit Judas zusammenwirft, um sie, in der untersten Hölle, in dem Rachen seines dreiköpfigen Satans ewig zermalmen zu lassen. Hatten sie doch die Hand an den ersten der Kaiser gelegt, waren sie doch die junge Guelfenbrut an der Wiege des Ghibellinenthums! Und doch, sie gefällt mir diese Leidenschaft der Menschen aus Einem Guß, denn sie schafft große Charaktere und große Werke. Heutzutage sind wir rücksichtsvoll, gerecht, ja sogar billig geworden, edle Eigenschaften, die dem Jahrhundert sicherlich zur Ehre gereichen, das sich ihrer rühmen darf, deren Werth für das Völkerleben sich aber noch zu bewähren hat.

XVI.

Lucca.

Libertas steht in Stein gehauen über dem Thore von Lucca. Was das Wort wol bedeuten mag? Es kommt in so wunderlichen Verbindungen und Beziehungen vor, daß ich längst am Sinn desselben irre geworden bin. Auch auf den Ketten der Galeerensklaven war zu lesen: libertas. Bei uns hieß man libertas germanica den Krebs, welcher dem Reiche und der Nation das Mark zerfraß; und heute ist das alte Wort, welches seit Menschengedenken zu Grabe getragen war — man bedurfte keines beschönigenden Ausdrucks mehr — in deutscher Uebersetzung wieder aufgelebt. Ja sogar in Staatsschriften kann man bereits wieder den Namen der deutschen Freiheit anrufen hören gegen das Einheits- und Machtbedürfniß der Nation. Und auf dem Markte wiederholt den mörderischen Ruf ein blödsinniger Chor! Einer? Nein fünf- oder sechsunddreißig — ich habe sie so genau nicht gezählt; es ist auch nicht der Mühe werth, denn wie viele ihrer immer seien, es kommt eine millionenfache Donnerstimme, die sie überbieten wird.

Ob die Bewohner von Lucca sich mit der Deutung der Inschrift über ihrem Thor beschäftigen, weiß ich nicht; dagegen braucht man nur das Ohr offen zu halten, um schmerzliche Klagen über die verlorene Unabhängigkeit zu hören. Unab-

hängigkeit ist in ihrem Munde gerade Dasselbe, was in der Feder einer gewissen Race deutscher Politiker Freiheit. Daß Lucca aufgehört hat, die Hauptstadt eines so zu sagen selbstständigen Staates zu sein, dies ist es, was die Luccheser nicht verschmerzen können. Sie fühlen sich tief gedemüthigt dadurch, daß ihre Stadt nicht mehr Residenz spielen darf, sondern sich gefallen lassen muß Provinz zu sein. Ohne Zweifel wird es auch Stimmen geben, die aus einem andern Tone sprechen; dieser aber scheint hier der vorherrschende zu sein. Man darf daraus indessen nicht etwa folgern, daß den Lucchesern irgend eine persönliche Trennung besonders schwer geworden sei. Im Gegentheil. Was man von ihnen über den höchstgestellten Mitbewohner ihrer Stadt hört, den sie verloren haben, läßt sich schicklicherweise gar nicht wiederholen, und ich glaube nicht, daß es der Zorn der verschmähten Liebe ist, welcher aus jenen Aeußerungen spricht.

Keine angenehmere Eisenbahnfahrt als die von Pisa nach Lucca. Sie hat vor allen Dingen den unschätzbaren Vortheil, eine der kürzest möglichen zu sein. Demnächst sind die Wagen, im vortheilhaftesten Gegensatz zu den elenden Transportkästen der toscanischen Hauptbahn, auf das bequemste eingerichtet, und endlich ist die Landschaft, welche man in kurzen drei Viertelstunden durchfliegt, die lieblichste und anmuthigste, welche man auf einen so engen Raum zusammengedrängt sehen kann. Aus der reichen, herrlich angebauten Ebene von Pisa biegt die Eisenbahn um den der Stadt zunächst gelegenen Berg in ein freundliches vom Serchio durchströmtes Thal, dessen Rand und Abhänge mit den reizendsten Landhäusern geschmückt sind. Ein aus dem Thale hier und da schroff aufsteigender Bergkegel, mit alterthümlichem Gemäuer gekrönt, bringt einen romantischen Zug in die idyllische Scene. Noch ein paar Athemzüge der Locomotive, und wir haben die beinahe rings von Bergen eingeschlossene

Ebene gewonnen, in deren Mitte sich Lucca zeigt, eben so heiterer Miene wie seine ganze Umgebung.

Wie würden diese anmuthigen Bilder noch gewinnen, wenn ihnen nicht bis jetzt jeder Frühlingsschmuck abginge! Freilich, an Grün fehlt es nicht in der Landschaft, aber es ist das Grün vom vorigen Jahre, abgebleicht, verschossen, überlebt. Ich weiß mir diese Verspätung der Vegetation nicht zu erklären. Allerdings sind wir erst in der Mitte des zweiten Monats des Jahres; allein der ganze Winter ist hier beispiellos milde gewesen, und seit drei Wochen haben wir, mit einer ganz kurzen Unterbrechung, einen wahren Sommerhimmel über uns. Und gleichwol an Busch und Baum kein Keim, keine Knospe, kein junger Schoß, höchstens ein blühender Mandelbaum hier und da. In Lucca ist die Luft übrigens bereits merklich schärfer als in Pisa, und gegen Abend weht der Wind abkühlender als gerade nöthig von den nahen Bergen herunter.

Die vollständig erhaltenen Wälle von Lucca, hier und da mit Kanonen bepflanzt und durch Außenwerke aus neuester Zeit verstärkt, scheinen zu sagen, daß die Stadt noch immer als eine Festung angesehen sein will. Wir wollen indessen nicht fragen, welchen Werth diese Wälle im Falle der Kriegsgefahr haben würden, und uns genügen lassen, daß sich's überaus friedlich und angenehm auf ihnen spazieren läßt. Nach allen Seiten hin bieten die Umgebungen der Stadt dem Auge eine freundliche Unterhaltung, und da, wo die Berge am nächsten — auf die Entfernung von einer halben Stunde etwa — herantreten, manche wahrhaft malerische Ansicht. Darum wird der Wall denn auch niemals leer von Spaziergängern, unter denen die geistlichen Herren eine so große Verhältnißzahl bilden, daß Lucca offenbar eine der frömmsten Städte im frommen Italien sein muß.

Im Innern der Stadt gibt es der schönen Punkte nicht

viele, wiewol sie keineswegs arm ist an sehenswerthen Gebäuden, und besonders an merkwürdigen Kirchen. Es fehlt an der glücklichen Gruppirung, an Raum und an Licht zum Ueberblick.

Merkwürdig sind viele der Kirchen von Lucca, zumal durch ihr unglaublich hohes Alter. Während in der ganzen übrigen christlichen Welt die Gotteshäuser aus einem frühern als dem zwölften Jahrhundert schon zu den größten Seltenheiten gehören, gibt es in Lucca deren sechs oder acht, und einige, deren Bestand sich bis in das achte, ja bis in das siebente Jahrhundert verfolgen läßt, von denen es urkundlich feststeht, daß sie von den Longobarden erbaut sind. Alle diese Kirchen tragen bereits das volle Gepräge des specifisch christlichen Kirchenbaustils, welcher von verschiedenen Völkern und in verschiedenen Jahrhunderten wol mannichfach modificirt ist, der aber in seinen wesentlichen Zügen bei allen Nationen der Christenheit und in allen Zeitaltern derselbe geblieben ist, in allen Fällen, wo man nicht etwa aus geflissentlichem Vorsatz, oder Spielerei, davon abgewichen. Diese Uebereinstimmung und Stätigkeit in der Anwendung der nämlichen Bauformen mag beim ersten Blick auffallend sein, beim zweiten aber findet man leicht ihre Nothwendigkeit aus dem allgemein gültigen Grundgesetze des organischen Lebens heraus.

An vielen der Kirchen in Lucca findet sich eine so eigenthümliche Verschmelzung von byzantinischen, italienischen und gothischen Formen, daß es schwer ist, zur Bezeichnung ihres Stils den geeigneten Namen zu finden. Die Grundform ist gewöhnlich die der Basilika, die sich indessen niemals rein darstellt, sondern durch Bogen, Wölbungen, Querschiffe vielfach modificirt ist. Die Façade erscheint gewöhnlich als deutlich erkennbarer Durchschnitt der Basilika, in Stockwerke gegliedert, welche von Säulen getragen werden, wie dies auch in Pisa an mehrern Kirchen, und namentlich an dem Dome vorkommt.

Diese Façade ist übrigens in der Regel viel neuern Ursprungs als der Körper der Kirche, und sie ragt zuweilen in Gestalt einer ganz isolirten Mauer hoch über denselben empor, eine Unform, die man in Pisa gleichfalls, namentlich an der Katharinenkirche, wahrnimmt. Das Mittelschiff der Kirchen, oft unverhältnißmäßig höher als die Seitenschiffe, wird gewöhnlich von sehr kurzen Säulen oder Pfeilern getragen, über denen dann die mehr oder weniger kahle Mauer, ebenso hoch oder höher als die Säulen, bis zur Decke aufsteigt, was dem Bau natürlich ein schwerfälliges Aussehen gibt. Der Alterthümler und der Baumeister mag diese Kirchen bewundern; dem Schönheitssinn geben sie wenig Befriedigung.

Von einer der Kirchen in Lucca soll das Letzte indessen nicht gesagt sein, nämlich von San Martino. Nächst dem Dom in Mailand habe ich in Italien bis jetzt kein Gotteshaus gesehen, welches einen ähnlichen Eindruck des Großen und Erhabenen hervorbrächte. Die Verhältnisse dieser Kirche sind ebenso edel wie ihre Formen, wiewol die letztern nach den Begriffen der Schule keineswegs rein genannt werden können. Der Rundbogen herrscht vor, aber er ist mit dem Spitzbogen dergestalt combinirt, daß der Gesammtcharakter der Kirche vielmehr gothisch als romanisch ist. Die Seitenwand über den auch hier ziemlich niedrigen Säulen ist von dreifach reich und zierlich gegliederten Bogen durchbrochen, durch welche sich Tribünen, die von den Kreuzgewölben der Seitenschiffe getragen werden, auf das Hauptschiff der Kirche öffnen — eine Eintheilung des Raums, welche ich mich nicht erinnere, häufig gesehen zu haben, und die hier als architektonisches Mittel mit überraschendem Erfolge benutzt ist.

Die Martinskirche ist ziemlich reich an Werken namhafter Künstler, deren einer hier um so mehr genannt zu werden verdient, als derselbe außerhalb Luccas ziemlich unbekannt zu sein scheint. Ich meine den Bildhauer Civitali, dessen Arbeiten

wol selten oder gar nicht über die Mauern seiner Vaterstadt Lucca hinausgekommen sein mögen. Die Martinskirche ist voll von den Werken seines Meißels, welche bei manchen eigenthümlichen Mängeln mit einer wunderbaren Anmuth angehaucht sind. Als charakteristische Mängel an den Figuren Civitali's glaube ich nennen zu dürfen die eckige Stellung ihrer Gelenke und die unverhältnißmäßige Kürze der Unterkörper. Trotz dieser Fehler der Zeichnung haben die Gestalten Civitali's eine unendliche Grazie, und man kann nichts Lieblicheres sehen als z. B. seine beiden knienden Engel in der Capelle des Sacraments, deren Modellirung übrigens auch gelungener ist als die der meisten andern Figuren des Künstlers. Man sagte mir, daß diese Engel nach der Zeichnung eines Deutschen gearbeitet seien, und ich glaubte in dem Gesichtsausdruck wenigstens des einen derselben allerdings das Zeugniß deutschen Ursprungs oder deutscher Mitvaterschaft zu erkennen. Von bewunderungswürdig vollendeter Technik sind die Blumen- und Fruchtgehänge, mit denen Civitale mit verschwenderischer Hand Kanzel, Sockel an Grabmälern und Altarpilaster geschmückt hat.

Auch ein Werk Giovanni's da Bologna kann ich nicht unerwähnt lassen. Es ist ein Altaraufsatz in der Capelle della Libertà, und sein Gegenstand die Auferstehung Christi, welche der Wiedergeburt der Republik als Symbol dienen muß, worin ich meinestheils keine Blasphemie finde. Niemals hätte ich geglaubt, daß der schwere Marmor sich in diesem Maße vergeistigen lasse. Der Christus Giovanni's da Bologna ist nicht in Stein gehauen, sondern aus Aether gewoben; sein Fuß bedarf des Stützpunktes nicht, der ihm gegeben ist, er würde schweben ohne ihn. Dieser Christus wird keine vierzig Tage mehr auf Erden wandeln; sein Gang, sein Flug geht gerades Weges himmelwärts. Die beiden Apostel neben ihm stören mich. Der Krummstab und der Schlüssel

gehören nicht in das Reich, in welchem die Seele — entfesselt von der Erde, vom Leiden und von der Satzung — sich frei aufschwingt zu Gott.

Die Capelle della Libertà führt ihren Namen zum Gedächtniß der Wiederherstellung des Freistaats Lucca durch Kaiser Karl IV. Der Mann, welcher den pöbelhaften Namen Castruccio Castracani führt — ein kleiner Bonaparte des vierzehnten Jahrhunderts — hatte mit Hülfe einer glücklichen Soldatenpolitik die Tyrannis zum Staatsgrundgesetz von Lucca gemacht, und deren Privilegien auf eine Reihe nichtswürdiger Nachfolger vererbt. Einer der Scaliger von Verona, bezeichnend genug Mastino — Köter — geheißen, war der Letzte des bellenden und blutigen Chors. Florenz und Pisa stritten um das Erbe des „Hundes", und Karl IV., dritten Mann spielend, sprach Lucca beiden Theilen ab und gab ihm seine Unabhängigkeit wieder, freilich nur gegen eine namhafte Summe in klingender Münze, welche sich die bettelhafte Majestät des luxemburgischen Kaisers von den Luchesern als Ranzion zahlen ließ. Die erkaufte Unabhängigkeit kam den Luchesern, wie natürlich, schlecht zu statten, und schon im nächsten Jahre hatten sie einen neuen Herrn. Wie später der Freistaat aus eigenem Recht und aus eigener Macht wieder auf die Füße zu stehen kam, und dann an dem Zopf, den ihm ein pfiffiges Patriziat zu drehen gewußt hatte, auf das Lotterbett niedergezogen wurde, auf welchem er zur Franzosenzeit mit seinen Brüdern Genua und Venedig eines schimpflichen Todes starb, das mag man in der Krankengeschichte der drei letzten Jahrhunderte unsers Geschlechts nachlesen.

Der kostbarste Kunstschatz, welchen die Martinskirche besitzt, ist unter andern werthvollen Bildern, meiner Meinung nach, ein Altarblatt des wenig gekannten Florentiners Bronzino, die Einführung Maria's in den Tempel. Ich könnte über dieses Gemälde, welches ich nirgends aufgeführt gefunden habe,

Bogen schreiben, aber ich will mich möglichst kurz fassen. Maria als ganz junges Mädchen, kaum der eigentlichen Kindheit entwachsen, wird von ihrer Mutter dem Hohenpriester vorgestellt. Rechts und links der Handlung entsprechende Gruppen. Jeder der zahlreichen Köpfe dieses Gemäldes ist ein Prachtstück; vorzugsweise aber der der Mutter — Anna, glaub' ich, heißt sie — und des Hohenpriesters. Dieser Letztere ist nicht etwa der gottbegnadete und gotterfüllte Fürst der Kirche, den die italienischen Meister so verführerisch darzustellen wissen, sondern es ist der satzungsgläubige formenstarre Priester des Alten Testaments. Es ist Kaiphas mit einem Anflug vom Rabbinerthum des Mittelalters, und vielleicht selbst mit einer Ader des Shylock. Das Anachronistische einer solchen Auffassung des Hohenpriesters einmal zugegeben, ist seine Erscheinung von wunderbarer Wirkung. Er imponirt nicht durch eingeborene Majestät, wol aber durch eine Macht, welche ihrer selbst so gewiß ist, daß sie jede Schaustellung verschmäht, ohne deshalb im falschen Gewande der Demuth aufzutreten. Dieser Hohepriester erinnert sich der Zeit, wo Samuel dem Volke Israel Könige gab; er weiß, daß diese Zeit vorüber ist, aber er verzweifelt nicht an ihrer Wiederkehr. Und wenn sie wiederkehrt, dann wird er sich aus seiner anspruchslosen Haltung aufbäumen wie ein Löwe, der sich für den Käfig zu rächen hat.

Die Figur der Maria ist beinahe die unbedeutendste des ganzen Bildes; es ist unmöglich, dieses Stadium der weiblichen Jugend, die Uebergangsstufe von der Kindheit zur Jungfräulichkeit, mit den Reizen der Formen und des Ausdrucks dichterisch auszustatten, und daher mag es wol kommen, daß unsere Sprache für dieses zweifelhafte Alter nur einen platten Ausdruck hat. Die Mutter Mariä dagegen ist eine Erscheinung von solchem Liebreiz, daß jede Sprache der Welt ihre süßesten Worte vergebens an dessen Schilderung ver-

schwenden würde. Es ist keine überirdische Fiber an ihr, sie ist ein körperhaftes Wesen von unserm Fleisch und Blut, und dennoch unnahbar. Als Mutter würde man sie mit unendlicher Innigkeit lieben, als Schwester sie mit Scheu und gränzenloser Hingebung verehren — es ist ein Zauber, dem ich nichts zu vergleichen weiß, was ich je gesehen.

Gewissenhaftermaßen müßte ich auch von dem großen geistlichen Schatze der Martinskirche reden, von dem Volto santo, allein ich habe dasselbe nicht gesehen. Nur aus der Beschreibung des Sacristans weiß ich, daß das Volto santo ein Bildniß Jesu ist, welches, wenn ich nicht irre, Nikodemus, und jedenfalls irgend einer der Zeitgenossen und Schüler Jesu gemacht hat, mit Ausnahme der Augen jedoch, welche, da der Künstler nach vielen vergeblichen Versuchen daran verzweifelte, sie wahrheitstreu wiederzugeben, über Nacht von einem dienstfertigen Engel eingesetzt wurden. Die Stufen, welche zu dem kleinen Tempel führen, der das Volto santo birgt, werden den ganzen Tag über von knienden Betern nicht leer. Meinerseits bin ich an dem Tempel mit Gedanken vorübergegangen, von denen ich nicht weiß, ob das Mitleid mehr Antheil an denselben hatte oder der Zorn.

XVII.

Civitavecchia.

Zu den erfreulichsten Reiseerlebnissen, die man in Italien durchmachen kann, gehört unstreitig eine Landung in Civitavecchia. In lauer, mondheller Nacht und auf lammfrommer See hatte der Castor eine übervolle Ladung von Reisenden, ohne Gefährde noch Beschwerde, binnen zwölf Stunden von Livorno nach Civitavecchia gebracht; bei Sonnenaufgang lagen wir vor Anker, und sofort wurde die Schaluppe ausgesetzt, um die Schiffspapiere zur Prüfung durch Sanitätsbehörde und Polizei ans Land zu bringen. Es ist 6 Uhr, sagte mein italienischer Reisegefährte mit dem Ausdruck großer Zufriedenheit, indem er seinen Chronometer wieder einsteckte; wenn wir in zwei Stunden abfahren, so sind wir um 2 oder 3 Uhr in Rom und haben dort also beinahe noch den halben Tag vor uns. Dazu eine feurige Schilderung des herrlichen Anblicks, welchen die ewige Stadt von der Höhe herab gewähre, von welcher man ihrer auf der Straße von Civitavecchia zuerst ansichtig werde — ich sah den Dom Sanct Peter's schon vor mir und trieb den Postillon zur Eile. Ein Kapuziner mit frischen Wangen und schlauen Aeuglein stand bereits landungsfertig da mit Handkorb und Regenschirm, den unzertrennlichen Begleitern des reisenden Mönchs. Ich fühlte mich versucht sein Beispiel nachzuahmen und mich mit meinem

Reisesacke zu bewaffnen, allein da die übrige Schiffsgesellschaft sich mit ähnlichen Vorbereitungen nicht übereilte, so begannen einige Zweifel in mir aufzusteigen. Diese Zweifel wuchsen, als eine Viertelstunde, eine halbe Stunde verging, ohne daß die Mannschaft sich auch nur rührte, um das große Gepäck aus dem Schiffsraume heraufzuholen. Die Untersuchung der Pässe hält diesmal lange auf, sagte der Italiener, denn es sind deren viele; sobald sich die Polizei aber versichert hat, daß kein Pestkranker unter uns ist, und besonders, daß jeder Reisende das päpstliche Visa bezahlt hat, kommen wir rasch vorwärts. Also noch einmal die bereits wiederholt abgehaltene Rundschau gemacht. Vor uns die Stadt, so nahe, daß man nur die in erster Reihe stehenden Häuser sieht, die ich weder hübsch noch häßlich zu nennen weiß; nach der Seeseite hin Festungswerke, welche nur einen schmalen Ausgang aus dem Hafen offen lassen; im Hafen ein halbes Dutzend träge und müßig aussehender Schiffe, gegen welche eine englische Kriegsbrigg durch ihre schlanken Formen und ihre schmucke Toilette aufs vortheilhafteste abstiecht; am Ufer endlich eine Schar beutelustiger Facchini und einige an ihrem Wachthause lungernde französische Soldaten.

Es schlug 7 Uhr, als eine Barke vom Ufer abstieß. Da kommt unser Befreier, sagte der Italiener, und der Kapuziner faßte seinen Regenschirm fester und rückte seinen Handkorb zurecht. Mit einem Dutzend Ruderschlägen war die Barke am Schiff, und an Bord stieg ein wohlgekleideter glattrasirter kleiner Herr, der sich seine polizeiliche Bestallung hatte ins Gesicht schreiben lassen. Aller Augen waren erwartungsvoll auf ihn geheftet. Nachdem er einige Worte mit dem Capitän gewechselt, schritt er zierlich auf eine junge französische Dame zu, entblößte sein Haupt, verneigte sich ehrfurchtsvoll und hub unhörbaren Tones und gekrümmten Rückens an zu reden. Um des Himmels willen, dachte ich, diese junge Frau mit

den arglosen blauen Augen und dem unschuldigen flachsblonden Haar wird doch keine verkappte Verschwörerin sein, die man hier sofort mit der ihrem Geschlecht gebührenden Schonung von Staatswegen in Empfang nimmt? Meine Besorgniß war grundlos. Nachdem der Polizeimann geendet, wandte sich die Französin zu ihrer etwas schwerhörigen Mutter und sagte: Maman, ce sont les Altieri qui nous envoient chercher. Jetzt begriff ich, daß der Ueberbringer der Botschaft noch immer in ehrfurchtsvollster Haltung dastand, den Erfolg derselben abzuwarten. Eine Dame, welcher die Familie eines römischen Fürsten einen Gesandten entgegenschickt, und die einen so vornehmen Namen in so nachlässig vertraulicher Weise aussprechen darf — es mußte wenigstens eine Herzogin vom reinsten Blute sein. Ebenso gut begriff ich, daß es für eine Dame so hohen Ranges, für eine Freundin des Hauses Altieri, keine Sanitäts- und Polizeivorschriften gebe, und ich sah demnach ohne Erstaunen, wenn auch nicht ohne einigen Neid, wie meine Herzogin mit ihrer Mutter und sonstiger Begleitung das Schiff verließ und ohne weiteres Hinderniß ans Land ging. Eine Russin mit zahlreichem Gefolge und einem artigen Töchterchen (dem sie gesprächsweise wenigstens zwei Jahre seines taufscheinmäßigen Alters unterschlug, ein Verfahren, welches das junge Mädchen nicht ohne einen deutlich bemerkbaren Zug der Resignation über sich ergehen ließ), besagte russische Dame nahm die Sache weniger philosophisch als ich, und forderte den „Vicomte" mit lebhaften Worten auf, die Rechte ihres Standes und allenfalls auch ihrer Börse geltend zu machen, um einen Anspruch auf, ähnliche Begünstigung durchzusetzen, wie sie der Freundin der Altieri zu Theil geworden. Der Vicomte — ein äußerst zweideutiger Vicomte mit einem höchst verdächtigen rothen Bande im Knopfloch — welcher aus einem zufälligen Reisegefährten ein vollgültiger Beschützer entweder bereits geworden oder doch zu werden im Begriffe war, wollte

sich indessen auf die ihm zugemuthete Unterhandlung nicht einlassen, und er fand Mittel, die hochmüthige Ungeduld der moskowitischen Magnatin zu beschwichtigen.

Es schlug 8 Uhr. Ich fürchte, wir werden nicht vor dem Ave Maria nach Rom kommen, sagte der Italiener kleinlaut. Wie ein Bienenschwarm summte es vor Unmuth auf dem ganzen Verdeck. Selbst die christliche Ergebung des Kapuziners schien auf die Neige zu gehen. Er war den Radkasten hinaufgeklettert und stand in voller Rüstung da, wie der Hochwächter auf der Warte, nach dem zwanzig Schritte entfernten Ufer spähend. Wäre es zu dem allgemeinen Pronunciamiento gekommen, das mit jeder Minute wahrscheinlicher wurde, ich bin überzeugt, der Mönch hätte den Regenschirm der Empörung vorangetragen und den Reisekorb gehandhabt wie Ajax den siebenhäutigen Schild.

Glücklicherweise im äußersten kritischen Augenblick wurde das Wort gesprochen, ohne welches wir unfehlbar den Strafgesetzen gegen Schiffsmeuterei verfallen sein würden. Ein Mann stieg an Bord, nahm feierlich einen erhöhten Platz ein und rief die Namen der einzelnen Reisenden auf. Jedem derselben wurde ein gedruckter Zettel eingehändigt, welcher die Erlaubniß zur Landung enthielt. Keiner zögerte, von der ihm gewordenen Freiheit Gebrauch zu machen. Die Schiffsgesellschaft stob im Nu auseinander, fand sich aber nach wenigen Minuten wie durch Zauberei im Zollhause wieder vollzählig versammelt.

Hier nun begann eine Kofferschau, wie ich keine je erlebt. Es waren vielleicht zweihundert Gepäckstücke da, und sie wurden durchsucht, als ob man in jedem Felleisen eine Havana, und in jedem Nachtsacke einen Mazzini zu finden geglaubt hätte. Jedes Hemd war verdächtig, jeder Strumpf ein Gegenstand des Argwohns; als ein höchst wahrscheinlicher Verbrecher aber wurde alles Gedruckte, alles Geschriebene, das unbedeutendste Stück Papier behandelt. Unter meinen wenigen äußerst

unschuldigen Büchern erregte besonders eine angebliche italienische Sprachlehre große Besorgniß, die ich zur Auffrischung des Gedächtnisses mitgenommen. Ich hatte sie in der Eile und unbesehen gekauft, und erst nachträglich gefunden, daß die darin angewandte sogenannte „Methode" gleichbedeutend war mit der zum System erhobenen Confusion, eine wahrhaft ideale literarische Liederlichkeit, welche das Buch vollkommen unbrauchbar machte, und deren ich mich als bloßer Besitzer desselben wahrhaft schämte. Diese Pseudogrammatik nun betrachtete der Beamte mit einem äußerst mistrauischen Auge. Er durchblätterte sie sorgfältig, las darin hinten, vorn, in der Mitte, richtete von Zeit zu Zeit einen prüfenden Blick auf mich und begann von neuem zu lesen. Endlich reichte er das Buch mit einem bedeutungsvollen Wink einem zweiten Beamten. Gott sei Dank, sagte ich mir, sie werden das Buch confisciren, du wirst das Ollendorf'sche Machwerk los früher und wohlfeiler als du gehofft. Eitle Hoffnung! Nach wiederholter und nochmals wiederholter Durchsicht wanderte die entsetzliche Grammatik in meinen Koffer zurück; sie war ihnen offenbar gar zu schlecht.

Während ich niedergeschlagenen Muthes mein Gepäck wieder zuschnallte, bemerkte ich, daß eine auffallende Bewegung um den Koffer meines italienischen Reisegefährten entstand. Man hatte ein bedrucktes seidenes Tuch aus demselben hervorgezogen, um welches vier Beamte, jeder einen Zipfel haltend, herumstanden, und dessen Druck sie alle vier zugleich mit einem Eifer zu lesen suchten, der mich Schlimmes befürchten ließ. Was ist's? fragte ich leise und besorgt den Eigenthümer. Ein Hochzeitsgedicht, antwortete er mit dem Ausdruck des völlig ruhigen Gewissens. Der Pflichteifer der Zollbeamten ließ indessen nicht eher nach, als bis sie den letzten Vers aus den Falten des Tuchs herausgelesen.

Schlag 10 Uhr war die Durchsuchung unserer Sachen

beendigt. Ein Mauthdiener trat mit Bindfaden und Bleikugel heran, um, ohne zu fragen, die lächerlich überflüssige Ceremonie des Plombirens, der sich die übrigen Reisenden auf guten Glauben unterworfen hatten, auch an meinem Gepäck zu vollziehen. Ich dankte ihm für seine Bemühung; er war ganz erstaunt und traute seinen Ohren nicht. Als er sich endlich überzeugt hatte, daß ich durchaus entschlossen war, keinen Gebrauch von seinen Diensten zu machen, sagte er trotziglich: Nun, auf Ihre Verantwortung. Auf meine Verantwortung, wiederholte ich, und war damit wenigstens einer Placerei ledig.

Jetzt in aller Eile auf die Polizei, den Paß abzuholen. Die Polizei war noch nicht geöffnet. Immerhin, so haben wir Zeit zum Frühstücken. Binnen einer Viertelstunde war dies kleine Geschäft abgemacht, und die Herren vom Paßamt hatten sich inzwischen eingefunden. Wollen Sie gefälligst das Visa Ihres Consuls einholen? sagte der Beamte, indem er mir meinen Paß überreichte. Meines Consuls — der Ausdruck klang mir so tragikomisch, daß ich nicht wußte, ob ich ihn im Scherz oder im Ernst beantworten sollte. Ich war versucht zu erwidern, daß das gesammte diplomatische und handelspolitische Personal des Staats, welchem anzugehören ich das Glück habe, zur Zeit in Dresden auf einem einzigen Stuhl am grünen Tische der Freien Conferenzen sitze, und also nicht in dem Fall sei, zu Civitavecchia Pässe zu beglaubigen; ich begnügte mich indessen mit der Entgegnung, daß ich keinen Consul in Civitavecchia habe. Sie irren, sagte der Commissär mit berichtigendem Lächeln, in unserer Hafenstadt haben außer den Barbaresken alle Staaten ihre Consuln. Ja wohl, alle außer den Raubstaaten. Was half es mir, daß ich als mein „Vaterland" ein Herzogthum nannte, dessen Name seit Anbeginn der Dinge vielleicht niemals in den Mauern Civitavecchia's gehört worden war, dessen Existenz

wahrscheinlich keine drei Einwohner der Stadt kannten! Der Beamte blieb bei seiner ohne Zweifel vorschriftsmäßigen Forderung: consularisches Visa — oder Verzicht auf die Weiterreise.

Während der Unterredung mit dem Polizeicommissär hatte ich indessen das Mittel gefunden, welches mir aus dieser Noth helfen sollte; es fragte sich nur, bei welchem der deutschen Consuln sich dasselbe mit der größern Sicherheit zur Anwendung bringen lasse. Nach einigen Augenblicken des Nachdenkens war meine Wahl getroffen, und ich fragte nach dem preußischen Consulat. Der Vorstand desselben empfing mich in einem Geldwechslerladen. Sehr günstiges Zeichen. Auf meinen deutschen Gruß erfolgte eine französische Antwort — ich hatte richtig gerechnet, mein Spiel war gewonnen, der Mann verstand kein Deutsch. Um mich des ganzen Vortheils meiner Lage zu versichern, fuhr ich fort Deutsch zu sprechen; je unbehaglicher dem Consul dabei zu Muthe wurde, desto unausbleiblicher war seine Ueberrumpelung. Der ihm überreichte Paß sagte ihm so deutlich als nöthig, daß ich denselben visirt zu haben wünsche. Der Consul besah das Papier hinten und vorn, als ob er dessen Inhalt prüfe, und rief dann seinen Schreiber zur Vollziehung der Formalien. Der Schreiber schrieb, stempelte den Paß und legte ihn dann dem Consul zur Unterzeichnung vor. Nur keine Scrupel im letzten Augenblick! stoßseufzte ich. Der Consul nahm die Feder, ein Zug, und das Visa war fertig. Ich athmete auf. Da plötzlich hält die Hand des Consuls inne, welche bereits angesetzt hat, mir den Paß zu überreichen. Sein Auge ist zufällig auf das Wappen gefallen, welches über dem Documente steht, und die Schildhalter sind ihm fremd. Ei, ei, sagt er endlich kopfschüttelnd, da sehe ich erst, daß es gar nicht meine Sache war, diesen Paß zu visiren. Ich entgegnete ihm, daß gute Werke desto verdienstlicher seien, je freiwilliger man sie thue, er aber meinte, da das Unglück nun einmal geschehen, so

müsse er sich freilich dabei beruhigen. Während ich sporn- streichs zur Polizei zurückeilte, vergaß ich über meiner Eile nicht die glückliche Hand dreimal zu segnen, mit welcher unsere Regierungen ihre Gesandten und Consuln zu wählen pflegen, und insonderheit dem unschätzbaren Brauch meine dankbare Anerkennung zu zollen, kraft dessen man zum handelspoliti- schen Agenten Deutschlands in der Fremde um so besser qua- lificirt zu sein scheint, je weniger man ein Wort Deutsch ver- steht. Was würde aus mir geworden sein, wenn der Consul, dessen Visa ich haben mußte, kein Stockitaliener gewesen wäre! Ich wäre vielleicht verdammt worden, bis zu der in Dresden im Zuge begriffenen Constituirung einer deutschen Diplo- matie in Civitavecchia Quarantäne zu halten, und darüber hätten doch immerhin einige Jahrzehnde vergehen mögen! So aber hatte ich schon um 11 Uhr, gerade fünf Stunden nach der Ankunft, die zur Wiederabreise erforderlichen Förmlichkei- ten vollständig erledigt.

Da wir vor dem Dunkelwerden jetzt doch nicht mehr nach Rom kommen, sagte der Italiener, so thun wir am besten, einen Vetturin zu nehmen, bei welchem wir uns die Plätze ausbedingen können, die uns anstehen, während wir im Eilwagen die Plätze nehmen müssen, die man uns gibt. Ich war damit einverstanden. Der Vetturin sagte uns das offene Cabriolet seines Wagens zu, versprach vier Pferde, welche auf halbem Wege gewechselt werden sollten, und machte sich anheischig, uns binnen acht Stunden nach Rom zu bringen. Alles mit der treuherzigsten Miene und im Tone der bieder- sten Aufrichtigkeit. Gleichwol traute ich dem Handel nicht, und nahm der Sicherheit wegen, obgleich die Abfahrt erst um 12 Uhr vor sich gehen sollte, meinen Cabrioletplatz auf der Stelle ein. Eine sehr weise Maßregel, ohne mir zu schmeicheln, denn bald meldeten sich noch drei andere Personen, denen jener Platz nicht minder feierlich zugesichert war als

mir, und die sich, da sie ihn besetzt fanden, wohl oder übel dazu verstehen mußten, in dem engen Kutschkasten ein Unterkommen zu suchen. Der Vetturin war natürlich inzwischen unsichtbar geworden, und der Knecht, den er zurückgelassen, wußte von nichts. Daß wir keine vier Pferde bekamen, daß die Pferde noch viel weniger gewechselt wurden, daß wir statt 8 Uhr um 11 Uhr in Rom eintrafen, waren Dinge, die sich nach jener Einleitung gewissermaßen von selbst verstanden, und über die sich kaum Jemand die Mühe nahm ein Wort zu verlieren.

Der Kutscher hatte uns benachrichtigt, daß am Schlagbaum von Rom eine nochmalige Durchsuchung unserer Sachen nach accisepflichtigen Gegenständen zu gewärtigen sei, von der man sich übrigens mit einem kleinen Geschenk an die Zollbeamten loskaufen könne. Aehnliche Abfindungen kommen auch wol anderer Orten vor; man läßt in die discret geöffnete Hand des Zöllners stillschweigend und indem man die Augen abwendet, ein paar Münzen gleiten, und das anstößige Geschäft ist, wenn nicht mit dem Gefühl, so doch wenigstens mit den Formen einer gewissen Schamhaftigkeit abgemacht. In Rom geht es anders dabei her. Im Bureau des Zollamts wurde in Gegenwart von neun bis zehn Personen und bei offenen Thüren über den Schreibtisch hinüber ein förmlicher Handel über die zu zahlende Ranzionssumme angestellt. Auf der einen Seite von Schreibern und andern Unterlingen flankirte der Vorstand des Zollamtes, ein anständig aussehender und wohlredender Mann, auf der andern Seite die sämmtlichen Insassen unsers Wagens. Der Zollbeamte verlangte einen Scudo, und zwei oder drei meiner Mitreisenden suchten ihn herunterzubieten. Allein sie hatten mit einem Mann von festen Grundsätzen und beredtem Munde zu thun; er könne es durchaus nicht billiger thun, schloß er, es sei die niedrigste Taxe, so zu sagen der Fabrikpreis. Ich war dermaßen an-

geekelt durch diese Verhandlung, der ich als stummer Zeuge beiwohnte, daß ich, wenn die Entscheidung von mir abgehangen hätte, auch nicht einen rothen Heller gezahlt haben würde, auf die Gefahr, durch die zöllnerische Rache eine Stunde lang aufgehalten zu werden. Sobald man Handels einig war, stiegen zwei Packknechte, mit flammenden Laternen in der Hand, auf den Wagen, der Beamte, unter der Thüre stehend, gab ihnen mit lauter Stimme seine Anweisungen, sie lüfteten mit möglichst großem Lärm einen Zipfel des Deckleders, leuchteten in die gemachte Oeffnung hinein, tasteten unter Koffern und Säcken herum, schrien den Beamten den Sachbefund zu, und die widerwärtige Komödie war zu Ende. Noch ein Besuch auf der Polizeistube des Thores, und wir hielten durch die düstern, menschenleeren Gassen im langsamen Schritt der müden Pferde unsern nicht gerade triumphirenden Einzug in „die ewige Stadt".

XVIII.

Das ewige Rom.

Rom — ein großer Name, groß vor allem durch die Vorstellungen von Macht, Glanz und Hoheit, welche er auch in dem ungebildeten Geiste hervorruft. Im ganzen Gebiete der europäischen Cultur und weit über dessen Grenzen hinaus gibt es Niemand, dem dieser Name nicht geläufig wäre und dem er nicht irgend ein Bild gäbe, welches seinem imponirenden Klange entspricht. Der einstmalige Mittelpunkt des mächtigsten Reiches, welches die Erde getragen, der heutige Sitz eines Hohenpriesterthums, gewaltig, weitherrschend, wie die Geschichte kein zweites gekannt, die gefeierte Tempelstätte der Kunst und noch immer ihre ergiebigste Werkstatt — das alte und das gegenwärtige Rom verschmelzen sich in der Vorstellung aus der Ferne zu Einem ehrfurchtgebietenden Begriff.

Alle Kenntniß und alle Einbildungskraft wird indessen niemals ausreichen, um sich ein Bild von dem heutigen Rom zu entwerfen, welches der Wahrheit einigermaßen nahe käme. Nicht etwa als ob die römische Herrlichkeit über das Vorstellungsvermögen hinausginge, sondern weil die Physiognomie dieser Stadt keine Vergleichung zuläßt und durch keine Beschreibung anschaulich gemacht werden kann, sondern weil Rom ebenso einzig ist in seiner Art wie Venedig, dessen Anblick

Jedermann überraschen wird, und wenn er zwanzig Schilderungen davon gelesen oder gehört hätte. Wenn ich gleichwol versuche, den Gesammteindruck wiederzugeben, den Rom, die Stadt, auf mich gemacht hat, so mag es mir zur Entschuldigung dienen, daß ich nur wenige Federstriche auf eine Skizze verwende, in welcher vielleicht wenigstens ein und der andere Zug den Linien der Natur einen sprechenden Ausdruck abgewinnt.

Das weite Gebiet, welches die Mauern des kaiserlichen Rom, wenn auch stellenweise verändert und erneut, noch heute einschließen, wird durch das gegenwärtige Rom kaum zum vierten Theile ausgefüllt. Gärten, Felder, wüste Plätze und Trümmer nehmen beinahe den ganzen Raum ein, welcher sich vom Capitol und Forum, das heißt vom Mittelpunkte jenes Gebiets, nach Süden, Norden und Osten bis an die Mauern erstreckt. Auf den Stätten, welche ehemals der eigentliche Herd des städtischen Lebens waren, herrscht jetzt die Oede. Rom ist innerhalb seiner Mauern nach Nordwesten ausgewandert, seine glänzendsten und belebtesten Theile sind diejenigen, welche dem Mittelpunkte alter Pracht und des alten Verkehrs am fernsten liegen. So die Piazza del Popolo, die größere Hälfte des Corso, der Spanische Platz, der Vatican. Je mehr man sich, von dem nordwestlichen Winkel der Stadt ausgehend, dem topographischen Centrum derselben nähert, desto einsamer werden die Straßen, desto unansehnlicher die Häuser, desto armseliger ihre Bewohner; jenseits dieses Centrums aber hört, wie gesagt, das städtische Wesen und Aussehen Roms nach allen Richtungen hin beinahe gänzlich auf. Die Zahl der Straßen und Plätze, welche einen großstädtischen Anstrich haben, ist auffallend klein, kleiner als an vielen andern Orten, die nicht den vierten oder den fünften Theil der Einwohner Roms zählen.

Neun Zehntel des bebauten und bewohnten Flächen-

raums der Stadt bestehen aus engen, schmuzigen Gassen, ohne gewerbliches Treiben, ohne Verkehr und allem Anscheine nach von müßigen und darbenden Menschen bevölkert. Stiege nicht hier und da eine stattliche Kirche aus dem unsaubern Gewinkel hervor, man könnte sich in einem unermeßlichen Ghetto glauben. Freilich stößt man hier und da auch auf die Ueberbleibsel großartiger Bauwerke des Alterthums, allein die Zahl derselben in diesen Gegenden ist gering und ihr trümmerhafter Zustand wenig geeignet, den Eindruck von Verfall und Elend zu mildern, den man durch die übrige Umgebung empfängt.

Erst wenn man die letzten Straßen hinter sich hat, betritt man den Boden, auf welchem Denkmale einer großen Vergangenheit dem Beschauer massenhaft entgegentreten. Vom Capitol herunter überschaut man den Kirchhof einer Pracht, die ihres Gleichen nicht gehabt auf Erden und wahrscheinlich auch in Zukunft nimmer haben wird. Aber es ist eben ein Kirchhof, auf dessen zerbröckelten Leichensteinen nur die Gelehrsamkeit und die Phantasie — jede in ihrer Art — zu lesen weiß. Hier eine Gruppe verstümmelter Säulen, dort der Treppenspiegel eines Tempels, weiterhin die Grundmauer eines Palastes, verwüstete Triumphbogen, Ueberbleibsel stolzer Gewölbe einer Gerichtshalle, und im Hintergrunde das riesenhafte Wrack des Colosseums, das ist der Anblick, welchen das Forum mit seiner nächsten Umgebung bietet. Der Anblick des Forums ist nicht schön zu nennen, ja er ist nicht einmal malerisch, denn fast alle jene Monumente liegen in der Tiefe; sie werden von dem capitolinischen und dem palatinischen Hügel erdrückt, wenn sie nicht gar halb in Schutt vergraben sind. Um diesen Ueberresten alter Herrlichkeit einen sinnlichen Eindruck abzugewinnen, den man festhalten mag, muß man an dieselben einzeln hinantreten und sie mit geübtem Auge prüfen. Nur dem Colosseum gegenüber bedarf

es keines Verständnisses; das Colosseum offenbart sich selber, auch dem verschlossensten Sinne, eine Ruine des Heidenthums — des Heidenthums in der schlimmsten Bedeutung des Worts — größer, ehrfurchtgebietender als der erhabenste Tempel der Christenheit.

Ob aber auch die monumentale Pracht des Alterthums in Trümmern liegt und ob die großartigen Werke des Mittelalters und der Neuzeit vereinzelt stehen, dennoch hat Rom eine fast wunderbare Schönheit, eine Schönheit, welche ihm allein gehört, mit welcher sich der architektonische Glanz und Reichthum keiner andern Stadt vergleichen läßt. Diesen Vorzug verdankt Rom wenigstens ebenso sehr der Natur des Bodens, auf welchem es steht, als der großen Geschichte, welche über denselben hinweggegangen ist und die überall ihre Fußtapfen zurückgelassen hat. Nur durch ihr Zusammenwirken bringen diese beiden Ursachen den unvergleichlichen Eindruck hervor, welchen der Anblick Roms von tausend Punkten gewährt. Die Schönheit Roms ist sogar vorzugsweise landschaftlicher Natur, wesentlich bedingt durch Gesichtskreis und Perspective. Dank den vielen Höhepunkten im Bereiche der Stadt, findet man diese Bedingungen auf Schritt und Tritt erfüllt. Sobald man den Weg aus dem Wirrsal der engen Gassen gefunden hat, führt jeder bergauf, bergab, und bieten sich ungesucht zahllose Standpunkte dar, deren jeder ein neues, ein überraschendes Bild gewährt. Die schmuzigen Gassen, die ansehnlichen Häuser ballen sich zu imponirenden architektonischen Massen zusammen und das Auge ruht gern auf dem Meere von Giebeln und Dächern, über welchem sich die gleichförmigen Kuppeln unzähliger Kirchen wie hochgehende Wellen aufthürmen.

Jenseits der bewohnten Stadt entfaltet die unbewohnte eine unendliche Mannichfaltigkeit des Reizes. Auf den Trümmern alter Kaiserbauten haben sich freundliche Villen ange-

siedelt, welche aus üppigen Gärten verführerisch zu uns herunterlachen, die formlose Ruine, dank ihrer Einfassung von schlanken Pinien, gibt ein bedeutungsvolles Bild, die Kirche, welche, von Feld und Weinberg umringt, einsam auf dem Gipfel des Hügels steht, fordert zur Wallfahrt heraus, die Tiber mit ihren tief ausgewaschenen Ufern erscheint als wilder Bergstrom, nicht als civilisirter Fluß, die unermeßliche Linie der riesenhaften Ringmauern, deren launenhafte Schwenkungen das Auge auf lange Strecken verfolgen kann, stellt sich wie ein Felsengürtel dar. Ueber die Mauern hinaus aber schweift der Blick über die romantische Campagna nach dem Albaner- und dem Sabinergebirge und dem zackigen Soracte, ohne zu ruhen und ohne zu ermüden, bis er an dem schneebedeckten Grenzwall der Apenninen geschrieben findet: bis hierher und nicht weiter!

Durch den hügeligen Boden Roms und durch die große Ausdehnung seines wenig oder gar nicht bebauten und also eine freie Aussicht gestattenden Raumes ist man in den Stand gesetzt, sich aus jenen Bestandtheilen eine unerschöpfliche Menge der herrlichsten Landschaftsbilder zusammenzustellen, ebenso unerschöpflich wie die Figuren eines Kaleidoskops. Die eigentliche Stadt mag dabei als Vorder- oder als Hintergrund dienen, oder auch nur einzelne ihrer hervorragendsten Gebäude, die Peterskirche, die Engelsburg, den Vatican oder Quirinal als eine Art Staffage hergeben. Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände und die Beweglichkeit der Gesichtspunkte, ich wiederhole es, machen Rom zu einer schönen Stadt, schön in einer Bedeutung des Worts, welche nichts mit dem Begriffe gemein hat, den man sonst mit diesem Worte verbindet, wenn man dasselbe auf eine Stadt anwendet.

Von den sieben Hügeln des alten Rom liegen fünf außerhalb des Bereichs der heutigen bewohnten Stadt, und zwei auf der Grenze desselben, nämlich der capitolinische und

der quirinalische. Rom ist das Marsfeld und die Ebene des Velabrum heruntergestiegen, und die Unebenheiten des Bodens, auf welchem die Stadt der Päpste steht, sind entweder das Werk der Schutt auf Schutt häufenden Jahrhunderte, oder sie erscheinen neben den sieben Hügeln zu unbedeutend, als daß das Alterthum sich die Mühe gegeben hätte sie mitzuzählen. Die einzige Anhöhe des modernen Rom, welche sich mit den classischen Hügeln in eine Reihe stellen darf, der Monte Pincio, wurde erst in spätester Zeit in die Ringmauern der Stadt hereingezogen. Dieser Emporkömmling hat indessen die andern sämmtlich überflügelt, selbst den Capitolinus mit seinen Museen, und sogar den Quirinalis mit seiner päpstlichen Sommerresidenz.

Der Monte Pincio beherrscht nicht nur das belebteste und reichste Viertel des heutigen Rom, sondern er bildet auch zugleich dessen glänzendsten Punkt. Eine monumentale Doppeltreppe mit Hunderten von Stufen führt in Bogenwindungen von dem Spanischen Platze nach dem Hügel hinauf, welcher steil, aber breitrückig an dem nördlichsten Rande der Stadt dasteht wie eine ungeheure Bastion. Der Gebäude auf dem Pincio sind wenige, aber sie fallen vortheilhaft ins Auge, wenn auch mehr durch ihre günstige Lage als durch ihre Formen. So zumal die Kirche Trinità dei Monti an dem Punkte, wo sich die beiden letzten Halbovale der zwiefachen Treppenflucht begegnen, mit deren prunkhaftem Stile überdies die feierliche Steifheit der Façade der Kirche und der beiden Thürme, welche dieselbe flankiren, in einem sehr richtigen Verhältnisse steht.

Der größte Theil der Oberfläche des Monte Pincio ist zu einem öffentlichen Spaziergange verwendet, dessen Anlagen freilich geschmackvoller sein und besser unterhalten werden könnten, der aber durch seine Lage und seine Umgebungen einen Reiz gewinnt, welcher die Hand des Gärtners kaum

vermissen läßt. Am südlichen Rande des Pincio stehend, hat man den bestgebauten und reichsten Theil Roms vor sich liegen, welches nach dieser Seite hin einen imponirenden großstädtischen Charakter zur Schau trägt, der allerdings eigentlich nur eine Maske ist, aber eine Maske, der Natur so ähnlich, daß man sich gern einige Augenblicke von ihr täuschen läßt. Unzählbare Kuppeln und Kirchengiebel, mächtige Paläste, Säulen, Obelisken und altersgraue Thürme ragen aus der dichtgedrängten Häusermasse hervor, welche ihre stattlichste Front dem Monte Pincio zukehrt, sodaß der verfallene, der trümmerhafte, der armselige Theil der Stadt dadurch völlig verdeckt wird. Zu unsern Füßen der Spanische Platz mit seinem bunten Menschengewimmel, und von demselben auslaufend und bis in das Herz der Stadt vordringend die schnurgerade Straße dei Condotti, schmal zwar und keineswegs prächtig, aber malerisch durch ihre unermeßliche Perspective. Jenseits der Stadt aber steigt die Landschaft über Anhöhen und Hügel zu den fernliegenden Gebirgen empor, welche nach Süd und Ost die römische Campagna begrenzen.

Ungeachtet seiner reizenden Lage, und obgleich der einzige öffentliche Spaziergang, welchen Rom besitzt — denn eine neuere Anlage in der Nähe des Colosseums ist für den alltäglichen Besuch viel zu weit abgelegen — wird der Monte Pincio von den Einheimischen sehr wenig benutzt. Die Römer, oder vielmehr die Italiener überhaupt, scheuen die Bewegung, die freie Luft ist ihnen entbehrlich und ihr Natursinn wenig ausgebildet.

Das Spazierengehen (weiß denn Niemand dieses unerträgliche Wort und seine Sippschaft durch leidliche Ausdrücke zu ersetzen?) hat für die Italiener keinen andern Zweck als die Befriedigung des lebhaften Bedürfnisses zu sehen und gesehen zu werden, und um diesen Zweck mit möglichst geringen Unkosten zu erreichen, verlegt man den Spaziergang in die Hauptstraße

der Stadt. So drängen sich denn in Rom zu gewissen Stunden des Tages Wagen und Fußgänger unermüdlich auf und ab in dem engen, finstern, staub- und dunsterfüllten Corso, während einige hundert Schritte entfernt eine heitere Frühlingswelt ihre warmen Sonnenstrahlen, ihre Musik und ihre Blüten vergebens darbietet.

Rom zählt freilich nahe an 200,000 Einwohner, es ist die Hauptstadt eines immerhin beträchtlichen Staates und der Mittelpunkt einer unermeßlichen geistlichen Herrschaft, aber es hat gleichwol, wie schon gesagt, höchstens den Anschein einer Großstadt, einen Schein, welcher nicht vierundzwanzig Stunden lang die Probe aushält. Die Großstadt wird nicht durch die Volkszahl gemacht, sondern durch Reichthum, Luxus, durch Großartigkeit des Verkehrs, des öffentlichen Lebens, der Staatsmaschinerie. Von diesen Bedingungen der Größe, deren Natur es ist, imponirend in die Sinne zu fallen, ist in Rom wenig oder gar nichts vorhanden. Es gibt in Rom einige reiche Familien, aber auf jeden reichen Mann kommen wenigstens tausend Almosenempfänger, deren Zahl sich nach glaubwürdigen Angaben, in so fern man darunter Leute versteht, welche aus öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten aller Art Unterstützung annehmen, auf nicht weniger als 50,000 beläuft.

Rom besitzt eine Menge schöner Kirchen und eine Anzahl prächtiger Paläste, allein die dürftige Umgebung dieser einzelnen Glanzpunkte hebt den Eindruck, den sie auf den ersten Blick hervorbringen können, beim zweiten Blicke wieder auf. Von regem Geschäftsleben, von großartigem Gewerbe, von massenhafter Production oder massenhaftem Umsatz ist in Rom keine Rede. Kramhandel und kleines Handwerk füllen das gesammte Gebiet des römischen Verkehrs, und dieses Gebiet erstreckt sich beiweitem nicht über die ganze Stadt, deren größerer Theil vielmehr in räthselhafter Un-

thätigkeit dahin vegetirt — aus allen Fenstern Lumpen heraushängend, wochenalter Kehricht auf dem elenden Pflaster, unsaubere Menschen und unsaubere Sitten. Der Verfall, die Trümmer, die Armseligkeit umlagern den Glanz des modernen und wohlhabenden Roms so eng und dicht, daß dieser Glanz als etwas Künstliches, Unhaltbares erscheint, wie ein vereinzeltes Stück Cultur mitten in einer barbarischen Welt.

Und in der That, Rom ist seit anderthalb Jahrtausenden eine dem Untergange verfallene Stadt, seit anderthalb Jahrtausenden kämpft Rom mit dem Tode. Zusehends weicht die Lebenskraft aus den Extremitäten zurück. Die römische Feldmark ist eine Wüste geworden, in welcher die Menschen seltener sind als in der russischen Steppe; die unermeßlichen Vorstädte, welche jenseits der Stadtmauern Millionen von Einwohnern beherbergt haben sollen, sind spurlos verschwunden; die Stadt selbst ist auf einen Winkel ihres eigenen Gebiets zurückgedrängt. Und auch in diesem Winkel behauptet sie sich nur vermöge der Steuern, welche sie von der Frömmigkeit der Gläubigen im Auslande und von der Neugier der Reisenden erhebt. Wahr ist es, Rom hat schon kläglichere Tage gesehen als die heutigen, sein Lebenslicht war vor Jahrhunderten noch schwächer als jetzt; wenn dasselbe aber in neuerer Zeit wieder heller aufgeflackert ist, so verräth doch der zitternde, unstäte Schein, daß es mit dem Oel in der Lampe auf die Neige geht. Rom steht nicht mehr auf eigenen Füßen, sondern es schleppt sich auf wurmstichiger Krücke durch die Zeit, und diese Krücke, es wird sie mit eigener Hand zerbrechen und von sich schleudern. Und beim Himmel, zehnmal besser der Untergang als solches krüppelhaftes Bettlerdasein! Das Fest der Auferstehung Italiens wird der „ewigen Stadt" die Sterbeglocke läuten, denn es ist ebenso wenig möglich, daß

Rom die Hauptstadt Italiens werde, als daß es als bloße Provinzialstadt fortbestehe. Die Dichter mögen das Grab Romas mit den Sonetten bekränzen, die Antiquare mögen eine urgelehrte Inschrift in Ciceronianischer Sprache darauf setzen, blasse Engländerinnen mögen im Mondschein an demselben weinen — die Welt, die Christenheit, Italien werden sich über den Verlust zu trösten wissen, wäre es auch nur durch den Gedanken, daß Alles, was einen Anfang gehabt hat, nothwendigerweise auch ein Ende nehmen muß.

XIX.

Faschingsdienstag und Aschermittwoch.

Gestern ist der Carneval zu Ende gegangen, und ich bin herzlich froh darüber. Nicht etwa weil mich die Faschingslust zu stark in Anspruch genommen hätte, sondern im Gegentheil, weil ich des vergeblichen Wartens auf den Anfang des wirklichen Volksfestes müde war. Den Römern ist heuer ebenso wenig, vielleicht noch weniger festlich zu Muthe als im vorigen Jahre, und das begreift sich. Vor einem Jahre war der Druck der Zustände noch so neu, daß man eine baldige Milderung derselben hoffen durfte; jetzt, nachdem man zwölf weitere Monate lang seine bleierne Dauer erduldet, hat man auch die Hoffnung verloren. Viele Hunderte in der Verbannung ohne Aussicht auf Wiederkehr; viele Hunderte im Gefängniß ohne Aussicht auf einen endlichen Richterspruch; viele Hunderte ihrer Aemter entsetzt und mit Weib und Kind dem Elend preisgegeben. Dazu kommt, daß Verkehr und Gewerbe stocken, daß der Zudrang der Fremden schwächer als je, daß durch die theilweise Entwerthung des republikanischen Papiergeldes und die Steigerung der Abgaben Jedermann mehr oder weniger empfindlich getroffen ist. Ist die Stimmung der großen Mehrheit der Bevölkerung gedrückt, so ist die der kleinen Minderheit keineswegs zuversichtlich und sorgenfrei. Sicher des heutigen Tages blickt man dem morgenden dennoch

ängstlich entgegen. Auch die Erinnerung an die Rache, welche im vorigen Jahr den Fürsten von Musignano traf, weil er sich von der allgemeinen Trauer loszusagen schien, konnte dem Glanze des heurigen Carnevals ebenso wenig förderlich sein als das Verbot der Masken seinem Schwunge. Mit einem Worte, dem Feste fehlte der festliche Sinn.

Beiweitem der größte Theil der Carnevalsbelustigung wurde von den Fremden bestritten. Von den meisten Balconen des Corso blickten ausländische Gesichter herab, von drei Wagen waren je zwei mit Engländern oder Deutschen besetzt, und unter der faschingsmäßig thätigen Masse des Fußvolks waren die französischen Soldaten in unzweifelhafter Majorität.

Daß der römische Carneval durch die Einmischung der Fremden nicht gewonnen hat, ist eine alte Klage, und daß diese Klage nur zu sehr begründet sei, hat auch diesmal wieder gar Mancher unter blauen Flecken erfahren. Die Art und Weise, in welcher bohnengroße Confetti und faustdicke Blumensträuße oder vielmehr Krautbündel auf dem Corso gehandhabt wurden, erinnert gar lebhaft an den Versuch des Meister Langohr, die Laute zu schlagen. Aber auch ohne die plumpe Uebertreibung würde jener Gebrauch in seiner heutigen Gestalt meinem Geschmack wenig zusagen. Aus einem gelegentlichen Scherze hat man ein Geschäft gemacht, und in diesem handwerksmäßig betriebenen Geschäfte geht eigentlich die ganze Carnevalsbelustigung auf. Die Entstehung der Sitte, ich sehe sie deutlich vor mir. Im Maskengewimmel begegnete man einem Bekannten, den die Stimme, durch tausend fröhliche Faschinsklänge hindurch, nicht erreichen konnte, und man suchte seinen Blick und Gruß, indem man mit dem Sträußchen nach ihm warf, das man in der Hand, am Gürtel oder im Knopfloch trug. Der Strauß war fort, und man griff nach dem Zuckerwerke, das man zum Naschen mit sich genommen, um

einem andern Freunde ein neckendes Zeichen seiner Nähe zu geben. Nach und nach ist nun aus dem Sträußchen ein Vorrath von Krautbündeln, und aus dem Zuckerwerk ein Korb voll Kalk- oder Gipskörner geworden, und die ganze Carnevalslust concentrirt sich in dem Bestreben, eine möglichst große Quantität dieser schnöden Waare rechts und links, nach oben und nach unten auszutheilen. Von Maskenscherz, von Witzworten, von neckender Zwiesprache ist dabei keine Rede; man wirft mit vollen Händen sogenannte Blumen und sogenannte Confetti vom Balcon herunter oder zum Wagen hinaus, und am Ende des Tages hat man sich „königlich amusirt".

So wenigstens pflegen die fremden Gäste den römischen Carneval zu verstehen. Mit dem Glockenschlag, der den Anfang der Corsofahrt bezeichnet, sind sie in voller Rüstung auf dem Platze, wo sie sich, in Wolken von Kalkstaub eingehüllt, im Schweiße ihres Angesichts belustigen, bis der Böllerschuß an der Piazza del Popolo sie nöthigt, Feierabend zu machen. Und so heut wie gestern, und morgen wie heute, die ganze Faschingszeit hindurch. Als Ideal dieser Frohnleute des Carnevals erschien mir eine Dame aus dem Inselreiche, die sich, wenn sie nach Hause zurückkehrt, nicht nachsagen lassen wird, daß sie ihre Zeit verloren. Sie hatte den Hauptbalcon eines ansehnlichen Hauses in dem belebtesten Theile des Corso inne. Neben ihr stand ein Tragkorb mit Confetti, aus welchem sie in gemessenen Bewegungen, aber rastlos, mit einem blechernen Gefäße die Gipskörner herausschöpfte. Leerte sich der Korb, so schleppte der Bediente frischen Vorrath herbei. Die Dame aber, ohne ein Wort zu sprechen, ohne eine Miene zu verziehen, ohne die taktmäßige Bewegung ihrer Hand zu ändern oder zu unterbrechen, schüttete ihren staubigen Hagel gleichmüthig auf die Köpfe der Vorüberfahrenden ohne alles Ansehen der Person, wie der liebe Gott seine Sonne scheinen läßt über Gerechte und Ungerechte.

Das Pferderennen, welches mit Sonnenuntergang jeden Carnevals-Tag beschließt, ist ein so flüchtiges und unbedeutendes Schauspiel, daß ich nicht begreife, wie es seit Jahrhunderten einen der ersten Plätze unter den Carnevals-Belustigungen des römischen Volkes hat behaupten können. Der Menschenstrom, welcher, ungeachtet aller polizeilichen und militärischen Vorkehrungen, die ganze Breite des Corso bis zum letzten Augenblick ausfüllt, öffnet sich, acht oder zehn feurige kleine Pferde, von tausendstimmigem Geschrei verfolgt, jagen vorüber, unmittelbar hinter ihnen schließt sich die Menge wieder, und das Schauspiel ist beendigt. Ob man in der Mitte des Corso seinen Stand nehme, oder an der Porta del Popolo, wo der Lauf beginnt, oder am Venezianischen Palast, wo er endet, man hat den Anblick des Rennens immer nur für ein paar Secunden, das Interesse, welches sich an die wechselnden Chancen desselben knüpfen könnte, fällt also gänzlich hinweg, und damit jeder wirkliche Antheil, den der Zuschauer an irgend einem Wettlauf nehmen kann. Die Römer indeß erwarten das Rennen mit unverkennbarer Spannung, und sehen es mit kindlichem Vergnügen an sich vorüberfliegen.

Der einzig wahrhaft belebte Augenblick des Carnevals war die Stunde der Moccolatti am Abend des Fastendienstags. Der Corso war mit Menschen überfüllt, und in dem Lichterstrom, welcher sich über den Köpfen der Menge von der Piazza del Popolo bis an den Fuß des Capitols ergoß, schienen die Gemüther sich unwillkürlich zu entzünden. In der That, es war ein feenhafter Anblick. Den ganzen Corso entlang, auf allen Balconen, vor allen Fenstern, bis in die obersten Stockwerke hinauf, flimmerte und leuchtete es wie an einem riesigen Weihnachtbaum, und zwischen den kerzenfunkelnden Häusern zog auf und ab ein doppelter Schwarm von Wandellichtern in der zwiefachen Wagenreihe, welche sich durch die Masse der Fußgänger mühsam Bahn brach. Von den Fußgängern sah

ich keinen einzigen ein Licht tragen, aber der Freude an dem Kerzenfeste konnten sie sich nicht erwehren. Den lebendigsten Antheil an der Lust des Abends, deren Pointe bekanntlich darin besteht, dem Andern das Licht auszulöschen, nahmen die Frauen, von denen manche sich bei diesem Spiel bis zu mänadischer Glut erhitzten. Diese lauten Ausrufungen, diese verwegenen Stellungen, diese wilden Geberden, bei uns würden sie bei jeder denkbaren Veranlassung oder Gelegenheit unschicklich, beleidigend, oder vielmehr unmöglich sein; hier erschienen sie als die natürlichen Aeußerungen einer gesteigerten Stimmung, welcher der Augenblick ihr volles Recht verlieh. „Eines schickt sich nicht für Alle", ein goldener Spruch, den die meisten Leute wol auf sich selber anzuwenden verstehen, dessen Moral aber nur die wenigsten von ihnen auch den Andern zu gut kommen lassen. Ich will sagen, daß wir, während wir in der Regel in unserer eigenen Rolle bleiben, den Andern gar selten das Recht zugestehen, die von der unserigen verschiedene Rolle zu spielen, welche ihnen durch Natur und Anlage angewiesen ist. Daher denn die Ungerechtigkeit, zumal in der Verurtheilung anderer Völker, welche so weit geht, daß wir den Südländern ihr heißes Blut zum Verbrechen machen, während die Südländer uns den gesunden Appetit schwer verargen, den uns das rauhere Klima gegeben hat.

Am späten Abend, als das letzte Moccolatto längst erloschen war, führte der Zufall mich mit einem Landsmann in eins jener Kaffeehäuser im Mittelpunkt der Stadt, wo man, statt der englischen Dandies, der deutschen Künstler und der französischen Lieutenants, welche die Kaffeehäuser in der Umgebung des Spanischen Platzes bevölkern, eine vorzugsweise römische Gesellschaft findet. Ein unaufhörliches Kommen und Gehen der Gäste, ein mit jeder Viertelstunde wechselndes und doch immer vollzähliges Publicum, welches wenigstens von einem Anflug von Faschingslaune belebt war, machte den

Saal des Kaffeewirths zum Schauspielhause für Den, welchem das Wesentliche des Dramas nicht die Breter der Bühne sind. Mehrere junge Leute erschienen in der Verkleidung, welche einen ganz besondern Reiz für die Römer zu haben scheint, nämlich im Weiberanzuge, den einige von ihnen so gut zu tragen wußten, daß es langer Beobachtung bedurfte, um den Wolf im Lammesfelle zu erkennen. Bald darauf traten mehrere französische Soldaten ein. Was trinken wir? fragte der Eine. Rum, sagte ein Anderer. C'est cela, setzte der Dritte hinzu, il nous faut quelque chose de doux. Das milde Getränk wurde aufgetragen, und während die Franzmänner sich „erfrischten", rückten zwei garstige Gesellen in Weiberröcken ihre Stühle in die Nähe des Tisches derselben. Kaum hatten die Franzmänner diese Herausforderung wahrgenommen, so war ihr Witz aus der Scheide, und es fiel Schlag auf Schlag, daß die Funken stoben. Die Späße waren soldatisch derb, aber weder beleidigend noch gemein, und durch den lebendigen Vortrag belustigend sogar für den großen Theil der Zuhörer, welcher sie offenbar nicht verstand. Die letzte Stunde des Faschings hatte längst ausgeschlagen, ohne daß die Gewaltboten des Kirchenregiments in Dreimaster und Bandelier den Aschermittwoch angesagt hätten, und der lustige Lärm dauerte ungeschwächt wie ungestört fort, als ich endlich den späten Heimweg antrat.

In dem Verkehr zwischen Römern und Franzosen geht es indessen nicht immer so harmlos her, und während des Carnevals zumal konnte man manchen sehr heftigen Auftritt zwischen ihnen sehen. Daß man die französischen Soldaten in hellen Haufen auf dem Corso erscheinen lasse, war ein Gegenstand bitterer Beschwerden für die Bürger, Beschwerden, welche allerdings durch manche militärische Roheit bei der Handhabung der Faschingswaffen nur allzu sehr gerechtfertigt wurden. Dagegen waren denn freilich auch die Soldaten der

Zielpunkt vieler Angriffe, denen man die Feindseligkeit und die Erbitterung deutlich genug ansah. Die französischen Offiziere ihrerseits ließen sich auf dem Corso nur in bürgerlichen Kleidern sehen, wie sie sich denn überhaupt in Rom der Uniform eiligst entledigen, sobald die Dienstpflicht es nur immer gestattet — ein untrügliches Zeichen ihrer ungünstigen Stellung.

In der That hat sich in dem Verhältnisse der fremden Besatzung zu der Einwohnerschaft von Rom durch den Lauf der Zeit wenig gebessert. Die blutigen Händel sind zwar seltener geworden, aber sie kommen noch immer vor, und man erzählt sich fortwährend von der Ermordung einzelner Franzosen. Die bittere Stimmung gegen dieselben ist jedenfalls allgemein. Alles, was die päpstliche Regierung sündigt, wird den Franzosen — noch viel mehr als ihr selbst — zur Last gelegt, denen man den schwersten Vorwurf daraus macht, daß sie, da sie nun einmal Ordnung stiften zu müssen geglaubt, das Heft nicht wenigstens selbst in der Hand behalten. Allerdings liegt in diesem Vorwurf noch immer eine große Anerkennung, aber je besser die Meinung ist, welche man von dem Franzosenthum hegt, desto lebhafter ist der Unwille über dessen Verleugnung durch seine eigenen Träger.

In großen wie in kleinen Dingen äußert sich dieser Unwille sehr verständlich, und am beredtesten zuweilen durch seine Stummheit. Wenn auf dem Spanischen Platze Sonntags Parade gehalten wird, so finden sich aus dem neugierigen Volke der Römer keine hundert Menschen ein, die vortreffliche Regiments-Musik zu hören und einem militärischen Schauspiel beizuwohnen, wie es ihnen vermuthlich weder die Schlüsselsoldaten, noch die republikanische Civica jemals geboten haben. In dem ersten Hause, in welchem ich mich am Tage nach meiner Ankunft nach einer Privatwohnung umsah, stand eine große Zahl von Zimmern leer. Nachdem ich mein Anliegen mit der Hausfrau eine Weile besprochen, wandte sich diese plötzlich

ängstlichen Tones mit der Frage an ihre Tochter: Aber der Herr ist vielleicht ein Franzos? Die Tochter, die sich vermuthlich besser auf Accent und auf Gesichter verstand als die Mutter, gab ohne weiteres mit Lachen die Versicherung des Gegentheils, welche dann sofort eine augenscheinlich beruhigende Wirkung auf die alte Dame hervorbrachte. Und wenn ich nun ein Franzose wäre? fragte ich. Dann würde ich nicht an Sie vermiethen, wurde mir zur Antwort, denn die Franzosen habe ich satt.

Täglich kann man den Wunsch aussprechen hören: wenn doch statt der Franzosen die Deutschen hier wären! Es würde indessen eine große Schwachheit sein, sich auf solche Aeußerungen, so ernstlich sie im Augenblick gemeint sein mögen, das Mindeste einzubilden. Wären die Deutschen hier, sie würden sicherlich nicht beliebter sein als die Franzosen, und in Bologna sagt man ohne allen Zweifel: hätten wir doch die Franzosen statt der Oesterreicher! Jedenfalls darf man sich im Namen Deutschlands dreimal Glück wünschen, daß die Aufgabe, welche Frankreich und Spanien in Rom übernommen haben, nicht uns aufgebürdet worden ist. Bei dieser Aufgabe ist nichts zu gewinnen, nichts in der Welt, kein Ruhm und keine Dankbarkeit, und am allerwenigsten ein freudiges Bewußtsein.

Was die französischen Truppen betrifft, so sind sie weit entfernt, sich ihrer hiesigen Rolle zu rühmen, und daß Frankreich selbst nicht gerade stolz darauf ist, wissen wir Alle. Gleichwol bin ich überzeugt, daß die Franzosen Rom nimmermehr freiwillig wieder räumen werden. Der Kirchenstaat wird nie wieder auf die eigenen Füße zu stehen kommen, noch weniger als ein gewisser deutscher Staat, dessen fremde Stützen nur in den Augen der Blödsichtigen verschwunden sind. Seht wie er dasteht, rufen sie mit lächerlich triumphirender Miene; die Hand, die ihn zu halten schien, hat sich zurückgezogen, und er steht dennoch, er beweist, daß er ihrer nicht bedurfte! Ja wol,

er steht so lange, und keinen Tag länger, als diese oder eine andere Hand aufgehoben und bereit ist, ihm jeden Augenblick wieder unter die Arme zu greifen. Wer eine solche Stellung für eine selbständige hält, mit Dem zu streiten ist überflüssig.

Aehnlich ist die Lage des Kirchenstaates, und ähnlich wird sie bleiben. Wenn Franzosen und Oesterreicher heute abmarschirten, so würde morgen wahrscheinlich keine neue Revolution losbrechen, aber nur deshalb nicht, weil die unverweilte Rückkehr der Oesterreicher und Franzosen für diesen Fall so gut wie gewiß wäre. Nun denn, der Geist der französischen Politik ist so gemacht, daß sie Das, was sie ist, auch scheinen will, und wo möglich noch ein wenig mehr. Will und soll sie einmal eine der Stützen des Stuhles Petri sein, so wird sie nimmermehr darauf verzichten, diesen ihren Beruf der ganzen Welt handgreiflich zu machen. Die Volksmeinung in Frankreich, welche ohne allen Zweifel sehr unzufrieden ist mit der Art und Weise, wie man gegen Rom eingeschritten, würde sich geradezu empören, wenn jetzt auch nur die Rede davon wäre, Rom wieder zu räumen. Man erinnere sich des Sturmes, welchen im Jahre 1839 — in einer matten Zeit — die Abberufung der Besatzung von Ancona hervorrief. Jetzt, wo es sich um Rom selber handelt, wird keine französische Regierung zu einem ähnlichen Entschlusse den Muth haben. Rom wird in den Händen der Franzosen bleiben bis zu dem Tage, wo sie gewaltsam hinausgeworfen werden, und vor diesem Tage wird ihnen durch die Ereignisse noch eine ganz andere Rolle in Rom zugewiesen werden als diejenige, welche sie gegenwärtig wider ihre Natur und ihre Herzensneigung dort spielen.

Ein Fastenedict, welches ich im „Giornale di Roma“ gelesen, hatte mich um meines Leibes Nahrung und Nothdurft besorgt gemacht. Allerdings wurden den Römern von vornherein neun Zehntheile der diätetischen Obliegenheiten der Fastenzeit erlassen, sodaß die ganze Strenge der Speisever-

bote nur für einige wenige Tage in Kraft bleiben sollte; dagegen legte das Edict den Gläubigen die Beobachtung der in Wirksamkeit gelassenen Vorschriften mit so eindringlichen Worten ans Herz, daß ich mir dachte, nur die gänzlich verstockten Gemüther werden einer so schmerzlich klagenden und beinahe flehenden Beredtsamkeit widerstehen können. Und war nicht schließlich auch für den äußersten Fall mit Polizei und Strafe gedroht? Kurz, ich war sehr besorgt um meinen Milchkaffee, dessen Verabreichung an Fremde den Kaffeewirthen nur in einem besondern Zimmer gestattet war, damit kein Aergerniß gegeben werde, und damit Jedermann erfahre, „daß wir in der Hauptstadt der katholischen Welt leben". Dieselbe Vorschrift wurde den Garköchen gemacht für den Fall, daß sie Fleischspeisen verabreichen sollten, welche für gewisse Tage, z. B. den Aschermittwoch, und für alle Abendmahlzeiten durchaus verboten waren, ebenso wie die promiscuità, das heißt, wie das Edict glücklicherweise erklärend hinzufügt, der Genuß von Fleisch und Fisch bei einer und derselben Mahlzeit. Außerdem waren über den Gebrauch von Schmalz und Fett und Eiern so genaue Anweisungen gegeben, daß man hätte glauben können, ein Capitel aus dem „Wiener Kochbuch" zu lesen.

Wie es mit der Beobachtung des Fastenedicts im übrigen Rom gehalten wird, lasse ich dahingestellt sein, für die öffentlichen Speiseanstalten und ihre Gäste aber ist es gar nicht vorhanden. Jedermann ißt und trinkt wie zuvor, und die Wirthe scheinen ebenso wenig Aergerniß an der Eßlust ihrer Kunden zu nehmen, als sie bemüht sind, dem Aergerniß, welches Andere daran nehmen könnten, durch edictmäßige Fürsorge für gesonderte Räumlichkeiten zuvorkommen. Leben und leben lassen ist ein Satz, der so ziemlich in der ganzen Welt seine Geltung hat, in Rom aber mehr als irgendwo, selbst in der Fastenzeit.

Sonderbar ist es übrigens, daß die kirchlichen Fastengebote, ganz abgesehen von ihrer eigenmächtigen Uebertretung,

gerade in den beiden vorzugsweise katholischen Ländern Europas die allermildeste Form annehmen. Die Spanier sind, mit Ausnahme sehr weniger Tage des Jahres, von allen Enthaltsamkeitsvorschriften, die in der übrigen katholischen Welt für Küche und Tafel gelten, entbunden, sobald sie um einige Groschen die alle zwei Jahre zu diesem Behuf erlassene Bulle gelöst haben; wie leicht man die Sache den Römern macht, habe ich oben gesagt, und was das übrige Italien betrifft, so ist man dort mit Dispensationen jedenfalls viel freigebiger als in Frankreich und besonders in Deutschland. Ueber die Bedeutung einer solchen Erscheinung wäre mancherlei zu sagen. Wer sich die Mühe geben will sie zu deuten, der hüte sich vor allen Dingen vor der Annahme, daß hier eine mehr oder weniger große Begünstigung im Spiel, daß die Strenge auf den Einen und die Nachsicht auf den Andern eine willkürliche sei. Ich wenigstens bin vom Gegentheil überzeugt; ich glaube, daß die Nachsicht in dem Maße eintritt, in welchem die Strenge nicht mehr ausreicht. Mit andern Worten, die Deutschen sind bessere Katholiken als Spanier und Italiener.

XX.

Das Capitol.

Il Campidoglio nennen es die Römer, die den Mund nie voll genug nehmen können, wenn von der alten Glorie ihrer Stadt die Rede ist. Vom entlegensten Ende des Corso aus gelangt man durch mehrere Winkelgassen auf einen kleinen Platz, von welchem zwei Wege bergan führen: links eine breite, steile, thurmhohe Treppe, rechts in sanfterer Steigung eine schiefe Ebene, mit Backsteinen gepflastert und mit schwerem steinernem Geländer eingefaßt. Dieser zweite Aufgang, von Michel Angelo für den Empfang Karl's V. gebaut, mündet auf dem Capitoliumsplatze, einer kleinen Ebene zwischen den beiden Gipfeln des Hügels, deren einer die Burg, der andere den Tempel des capitolinischen Jupiter trug. Auf drei Seiten ist der Capitoliumsplatz durch das sogenannte Senatshaus, den Palast der Conservatoren und das Museum eingefaßt, auf der vierten Seite hin öffnet er sich nach der Stadt. Die beiden letztgenannten Gebäude, ebenmäßig im einfachen edlen Stil des sechzehnten Jahrhunderts ausgeführt, liegen zur Rechten und zur Linken, das Senatshaus füllt mit seiner ansehnlichen Masse den Hintergrund. In der Mitte des Platzes steht die eherne Reiterstatue des Marcus Aurelius, die sich unbegreiflicherweise durch alle Barbarenstürme und alle Verheerungen des Mittelalters hindurch gerettet hat, ohne andere

Einbuße als die des Goldschmucks, mit welchem sie von dem Scheitel des Mannes bis zum Hufe des Rosses überkleidet war, und der von habsüchtigen Händen bis auf geringe Spuren heruntergeschabt worden ist, ein Verlust, welcher sich übrigens leicht verschmerzen läßt, denn das Gold ist dem künstlerischen Eindruck noch viel nachtheiliger als die natürliche Farbe des blanken Erzes.

Das Senatshaus ist natürlicherweise, ebenso wie die beiden andern Gebäude, ein moderner Palast, aber es ruht auf den Untermauern der altrömischen Schatzkammer, deren mächtige Blöcke an seiner dem Forum zugekehrten Rückseite mehrere Stockwerke hoch zu Tage liegen. Dieses Gemäuer, riesenhaft und felsenfest, ist der einzige nennenswerthe Rest der zahlreichen und großen Werke der alten Architektur, mit denen das Capitol bedeckt war. Sogar die Burg und der Jupiterstempel sind so vollständig verschwunden, daß aller Maulwurfsfleiß der Archäologen nicht einmal die Stellen hat ausfindig machen können, auf denen der eine und die andere stand. Dicke Bände sind geschrieben worden, um zu beweisen, daß die Burg den östlichen Gipfel des Capitoliums inne hatte, nicht minder dicke Bände sind mit der Beweisführung angefüllt, daß sie auf dem westlichen Gipfel stand; die Gelehrsamkeit Deutschlands ist gegen die Gelehrsamkeit Italiens ins Feld geführt worden, um diesen harten Streit auszufechten, und allem Anscheine nach werden noch viele akademische Geschlechter kommen, ihren Schweiß vergießen und vergehen, ehe die große, die inhaltschwere, die verhängnißvolle Frage entschieden ist. Wohl Dem, der ohne Pharisäergewissen beten kann: ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie Diese da, die Philologen und die Antiquare und der lateinischen Mückenfänger ganze Zunft!

Der verständige Leser begreift ohne meine Beihülfe, daß mit diesen Worten nichts gesagt ist, was die Achtung ver-

letzen könnte, welche einem wohlverstandenen Studium des Alterthums gebührt. So groß meine Geringschätzung der gelehrten Kleinigkeitskrämer ist, welche die Aufgabe ihres Lebens in einem philologischen oder antiquarischen Kinderspiel sehen, das mit possenhaftem Ernst betrieben wird, ebenso dankbar bin ich für die Mühen und Leistungen der Männer, die mit Einsicht und Geschmack dem Berufe obliegen, das reiche Leben der Vorzeit auszubeuten zur Belehrung und zum Genusse des gegenwärtigen Geschlechts. Den Schulmonarchen und Classicitätspedanten aber, welche jahraus jahrein über bestaubten Folianten und Manuscripten brüten und nichts Anderes als Wurmfraß aus denselben zum Vorschein bringen, diesen Leuten sage ich, daß ihre Rolle ausgespielt ist, und daß ihnen spätestens morgen die ganze Welt mit denselben Gefühlen den Rücken kehren wird wie ich.

Das capitolinische Museum ist städtisches Eigenthum, und obgleich beiweitem nicht so reich wie die päpstlichen Sammlungen des Vatican, dennoch eins der werthvollsten Antikencabinette der Welt. Wenn man in Gedanken die Galerien des Capitols an die des Vatican anreiht, wenn man die unermeßlichen Säle des Louvre, des bourbonischen Museums in Neapel und des Palastes degli Uffizj in Florenz hinzufügt, wenn man die öffentlichen Museen in Dresden, Berlin, München und London dazu zählt, und endlich so manche reiche Privatsammlung in Italien und England mit in Rechnung bringt, so muß man erstaunen über die Summe der Kunstschätze des Alterthums, welche sich durch alle Ungunst der Zeiten, durch Krieg und Brand, Habsucht und Zerstörungswuth so vieler Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag herüber geerbt haben. Freilich war der Kunstreichthum der alten Welt unermeßlich, wie denn die Römer z. B. bei der Eroberung einer unbedeutenden etrurischen Stadt nicht weniger als zweitausend Erzstatuen vorfanden; freilich mochte man

von Athen sagen, daß das Volk der Bildsäulen dort ebenso zahlreich sei wie das Volk der Menschen von Fleisch und Blut. Wären dieser Kunstwerke auch zehnmal mehr gewesen, hätte auf jedem Pflastersteine der Städte Italiens und Griechenlands eine Statue und auf jedem Dachziegel eine Büste gestanden, wir würden alle diese Herrlichkeiten wahrscheinlich nur von Hörensagen kennen, wenn die Erde nicht einen Theil derselben in ihren schützenden Schoos aufgenommen und lange Jahrhunderte hindurch bis auf bessere Zeiten geborgen hätte. Aus den durch vulkanische Ausbrüche verschütteten Städten Unteritaliens und aus Trümmern eingestürzter Tempel und Paläste rühren mit wenigen Ausnahmen alle die Werke des antiken Meißels her, welche wir besitzen, von den Erzarbeiten gar nicht zu reden, welche durch den Werth ihres Materials die Gewinnsucht so stark herausforderten, daß sie dem Untergange nur durch ein Wunder entgehen konnten, wenn sie barbarischen Blicken und barbarischen Händen erreichbar waren. In den genannten Museen allen ist kaum ein einziges bedeutendes Stück, von dem sich nicht angeben ließe, wann und wo es gefunden worden ist, kaum ein einziges, welches nicht die Spuren des gewaltsamen Sturzes an sich trüge, und wenn es einige Kunstwerke gibt, von denen man mit Gewißheit sagen kann, daß sie sich ohne unterirdischen Schutz erhalten haben, so sind es fast ohne Ausnahme nur die wenigen, deren Herkunft sich auf Konstantinopel zurückführen läßt.

Die ausgezeichnetsten Stücke des capitolinischen Museums sind in dem Saale vereinigt, der von dem sterbenden Fechter benannt wird, welcher den Ehrenplatz in der Mitte des Zimmers einnimmt: ein Barbar, vielleicht ein abgerichteter Gladiator, mit klaffender Todeswunde, ein Bild des Sterbens von ergreifender Wahrheit, und dennoch weder das Auge beleidigend noch das Gefühl.

Unter Tausenden von antiken Bildwerken habe ich über-

haupt nur zwei gesehen, welche in das Gebiet des Gräßlichen einschlugen, dem die moderne religiöse Kunst ihre drastischsten Motive entlehnen zu müssen glaubt. Beide hatten die Execution des Marsyas zum Gegenstand. Wie der sogenannte Künstler, welcher sich selber zum Henkersknechte an dem unschuldigen Marmor gemacht, wie er sein Amt geführt, ob gut oder schlecht, das habe ich mir nicht die Mühe gegeben zu untersuchen; wenn er aber mit seinem Marsyas jemals einen öffentlichen Platz gefunden in dem Zeitalter des gebildeten Geschmacks, dann hat er dort sicherlich keine andere Rolle gespielt als die des betrunkenen Heloten vor der spartanischen Jugend.

Der Fechter liegt halb sitzend am Boden, das linke Bein eingezogen, auf den rechten Arm gestützt, ein wenig vorn übergebeugt, und er läßt gesenkten Hauptes das Blut aus der Brustwunde fließen. Das struppige, tief in den Nacken gewachsene Haar und die zum Halsband gedrehte Schnur kündigen den Barbaren an, aber mit griechischem Anstand stirbt dieser Barbar. Das Bewußtsein ist im Schwinden, Todesdämmerung umfängt den starren Blick, in einer Secunde wird die Spannkraft der Muskeln erschöpft sein, der stützende Arm knickt zusammen, langsam sinkt der Körper zu Boden und mit dem letzten Blutstropfen rinnt das Leben dahin. Der Moment, welcher dem l e t z t e n vorangeht, dem Augenblick, wo die Kraft des Willens und der Muskeln, wo Gedanke und Empfindung versagen wird, dieser Moment ist von dem Künstler mit der Sicherheit eines Griffs gefaßt worden, welcher die Seele des Beschauers gewaltig packt und schüttelt und festhält. Dieser Marmor ist eine Offenbarung der Natur durch die Kunst, eine Offenbarung, die ihre Beglaubigung in sich selber trägt, die keines andern Zeugnisses für die Wahrheit bedarf als die Augen, welche sie schauen, das Gemüth, welches sie empfindet. Wahrscheinlich hat Keiner

von uns, die wir heute leben, jemals einen nackten Kämpfer verbluten sehen, und dennoch wird ein Jeder, der vor den capitolinischen Fechter hintritt, sich sagen: so und nicht anders stirbt ein Sohn der Waffen, der den Tod verachtet und sich selber ehrt.

Im höchsten Grade ausdruckslos und nichtssagend finde ich dagegen die vielgepriesene Statue des Antinous, welche man im capitolinischen Museum in die Reihe der Meisterwerke der antiken Kunst aufgenommen hat. Anatomen und Leute, welche die menschliche Schönheit nach Grundsätzen und mathematischen Regeln construiren, mögen diese Bildsäule bewundern so viel es ihnen beliebt; ein Naturalist meines Schlages, der das Wesen der Kunst in dem Leben, in der Seele, in der Handlung sucht, welche sie in ihre Werke zu legen weiß, ist viel mehr geneigt, jenen wissenschaftlichen Enthusiasmus zu verspotten, als sich davon anstecken zu lassen. Es wäre übrigens auch zum Verzweifeln an der Kunst, wenn irgend ein Meißel die Fähigkeit besäße, durch technische Kniffe und advocatorische Gaunerei aus der Figur eines solchen Buben ein Bild zu machen, das im Stande wäre, dichterische Empfindungen oder wol gar künstlerische Begeisterung hervorzurufen.

Will man ein echtes Bild der anmuthigen männlichen Jugend sehen, so wende man sich zu der Statue des Faun, die dem Praxiteles zugeschrieben wird. Welche Grazie in der nachlässig anlehnenden Haltung, welche reizende Schalkhaftigkeit in dem Gesichte, dessen weiche Züge mit den strengen Formen der griechischen Schönheit nichts gemein haben und eben deshalb so vertraulich ansprechen! Die Miene des Faun hat einen viel beredtern Ausdruck, als die alten Künstler gewöhnlich in das Gesicht ihrer Figuren legen, und seine ganze Erscheinung ist so gewinnend, daß man sich gern überreden läßt, es sei mehr als bloße Vermuthung, wenn der Statue einer der größten Namen Griechenlands beigesellt wird.

Ein nicht minder hochgehaltenes Stück ist das Mädchen mit der Taube. Das Kind hat den Vogel in einen Zipfel des Kleidchens gehüllt und drückt ihn schützend an die Brust, während es über die Schulter scheu nach der Schlange blickt, die sich der Taube bemächtigen will. Die Kleine fürchtet sich wol in eigenem Namen vor dem garstigen Thiere, das sich neben ihr emporbäumt, eigentliche Angst aber hat sie nur für ihren gefiederten Liebling, den sie indessen — man darf darüber unbesorgt sein — unzweifelhaft retten wird. Das Bild ist eine Idylle, so zart und lieblich, wie je ein Dichter eine erfunden hat.

Aehnliche genreartige Compositionen kommen übrigens in den Antikensammlungen nicht gar selten vor. So finde ich in dem capitolinischen Museum das Original der Gruppe des Knaben mit der Gans, deren Nachbildung von den berühmtesten Händen in mehrern Gemäldegalerien zu sehen ist, eine Auszeichnung, die wol nur wenigen andern Werken der Plastik von den Meistern der Malerei zu Theil geworden. Der Junge hat die Gans, die beinahe eben so groß ist wie er selber, um den Hals gepackt und drückt sie mit aller Anstrengung seiner kleinen Kräfte, mit dem äußersten kindischen Eifer, daß dem armen Thier der Athem vergeht. — Ein anderer Knabe hat, damit sich die Andern fürchten sollen, eine schreckliche Theatermaske vorgenommen, unter welcher er, froh des gelungenen Spiels, schelmisch lächelnd hervorblickt. Eine zweite, weniger graziöse Ausführung des nämlichen Gedankens findet man in der Villa Albani. Hier steckt der ganze Oberkörper des Kindes in der Maske, aus deren Munde es mit dem Aermchen herauslangt.

Ich könnte noch eine Menge verwandter Darstellungen anführen, aus dem Vatican einen Baum mit einem Vogelnest voll kleiner Kinder; aus der Sammlung der pompejanischen Bilder eine Alte, welche Liebesgötter in einem Hühnerkorbe

feil hält; es genügt mir indessen, mit dem Gesagten auf die bezeichnete Richtung hingewiesen zu haben. Wie mir scheint, eröffnet sich dort der Blick auf eine Seite des antiken Lebens, welche man aus der alten Literatur nur schwer und unvollkommen kennen lernt, so schwer und so unvollkommen, daß die wenigsten der classisch gebildeten Leute das Vorhandensein derselben auch nur ahnen.

Das Naive — nicht im Schiller'schen, sondern im landläufigen Sinne des Worts — das Kindliche, der häusliche Scherz, der trauliche Humor, das sind Dinge, welche — so dünkt es mich wenigstens — in unsern gewöhnlichen Vorstellungen vom Charakter und Inhalt des antiken Lebens fast gänzlich aus dem Spiele bleiben. Wir kennen den bürgerlichen Ernst des Alterthums, seine patriotische Begeisterung, seinen Schlachtenmuth, den dichterischen Schwung seines Götterglaubens, seine wilden Leidenschaften, seine zügellosen Sitten, seine Ueberfeinerung, seine schaudererregende Entartung, seinen tragischen Selbstmord; mit einem Worte, wir finden in den alten Schriftstellern tausendfach, was aufregt, imponirt, entflammt und empört; aber wir suchen darin vergebens was rührt, was uns anheimelt, die Spuren eines stillen, friedlichen Glücks. Sicherlich, die Alten waren, und zu ihrem großen Vortheil, viel weniger „Gemüthsmenschen" als wir, und zumal wir Deutsche es sind; aber so ganz kalt und kahl, wie er sich in ihren Geschichtschreibern, Philosophen und sogar Dichtern abspiegelt, kann doch der Winkel ihrer Seele unmöglich gewesen sein, in welchem unsere Vergißmeinnicht und unsere Gänseblümchen blühen.

Und es war auch nicht so. Wenn ich nächst den andern Schriftstellern die Dichter genannt habe, so ist es vorbehaltlich der Ausnahmen geschehen. Hat doch sogar das nüchterne Soldatenvolk der Römer wenigstens einen wahrhaft sentimentalen Dichter hervorgebracht, sentimental in der modernsten

Bedeutung des Ausdrucks. Ich meine Tibull. Zarte Empfindungen, Wehmuth, süße Schwärmerei — Tibull hat Alles, was den elegischen Dichter nach dem Maßstabe der Neuzeit macht, und damit er die interessante Rolle vollends ausfülle, die ihm die Natur angewiesen, so gab ihm das Schicksal den echten Dichtertod, den Tod im fünfundzwanzigsten Jahre.

Obgleich aber Tibull früher starb als Augustus, also vor dem Jahre 14, in welchem die Römer bekanntlich aufhörten, ein unserer Gymnasien würdiges Latein zu schreiben, so scheint die Reinheit seiner Sprache den Großinquisitoren der Grammatik doch einigermaßen verdächtig zu sein, und wahrscheinlich ist es jedenfalls, daß er sich weder der Huld und Gnade des Kaisers, noch der Gönnerschaft des Mäcenas zu erfreuen hatte, daß ihm also die beiden wichtigsten Merkmale des dichterischen Verdienstes fehlen. Daher mag es denn kommen, daß seine Elegien den Meisten von uns nur dem Namen nach bekannt sind, und daß derjenige Zug des Geistes, welcher in ihnen vorzugsweise hervortritt und den kein anderer der römischen Dichter mit ihm theilt, höchstens von oberflächlichen Dilettanten beachtet wird, die keinen Sitz und keine Stimme haben in der gelehrten Welt. Der mattherzige Verskünstler Virgil und der wort- und citatenreiche Rhetor Horaz, das sind die Männer nach dem Sinne der Schule, deren Autorität sich das öffentliche Urtheil in gläubiger Demuth und mit schweigendem Gehorsam unterwirft. Muß ich doch von mir selber bekennen, daß ich den Horaz verschiedenemal durchgelesen, ehe ich merkte, daß ich es mit einem Dialektiker zu thun habe und mit keinem Poeten.

Doch es ist Zeit umzukehren auf einem Wege, der mich gar zu tief in das Unwesen des philologischen Unterrichts führen würde, welchem unsere Kindheit und ein guter Theil unserer Jugend geopfert wird. Also zum Capitol zurück. — Einen sehr beachtenswerthen Theil des Museums bildet die

Sammlung der Kaiserbüsten, welche, einzig in ihrer Art, eine beinahe vollständige Reihe von Bildnissen der Imperatoren und ihrer nächsten Angehörigen enthält. Erst in den spätern Zeiten des Reichs, wo man die Kaiser zuweilen dutzendweise zählt, wird diese Reihe durch Lücken unterbrochen, die man um so leichter verschmerzt, als die Geschichte von Denen, welche dieselbe ausfüllen sollten, wenig Anderes zu sagen weiß als den Namen.

Unter den Gründern des römischen Cäsarenthums ist unstreitig Tiberius Derjenige, dessen Bildniß die meiste Physiognomie hat, den Ausdruck der fertigsten Persönlichkeit zur Schau trägt. Aus dem Gesichte Cäsar's läßt sich der große und vielseitige Geist des Mannes nur schwer herauslesen, und das Gesicht des Augustus sagt vollends gar nichts. In der Miene des Tiberius dagegen ist jeder Zug ein Redner. Ein seltenes Maß von Verstand und Willenskraft offenbart sich in der breiten Stirn und in dem feinen festgeschlossenen Munde, die ganze Form des Kopfes zeugt von ungewöhnlichen Anlagen, das Gesicht ist der Spiegel eines reichen und gebildeten Geistes, der feste eiserne Blick aber sagt: hier lauert ein Tiger. — Nero stellt sich dar als eine begabte Natur, deren Ausartung noch nicht zurückgewirkt hat auf den ursprünglichen Ausdruck seines einnehmenden Gesichts. Es ist sogar etwas Spießbürgerliches darin, vielleicht als Wirkung des langen steifen Backenbarts, welchen Nero auf gut englisch bei glattem Kinn und glatter Oberlippe trägt, eine Eigenthümlichkeit, die ich bei keinem andern antiken Kopfe bemerkt habe.

Ein höchst anziehendes Bild ist das der ältern Agrippina, lebensgroß und in ganzer Figur. Sie sitzt zurückgelehnt in einem Sessel, vornehm nachlässig, mit Grazie und Würde zugleich. Die Haltung des Körpers, die Stellung des gestützten Armes, die Lage der gekreuzten Füße, das edle, stolze, gebieterische Profil, das Alles sagt deutlicher, als jede Inschrift

könnte: Es ist ein Weib mit Herrscherblut in den Adern. Tiberius mochte wol Recht haben, als er ihre trotzige Opposition mit den bittersüßen Worten zur Ruhe verwies: Injuriam tibi fieri putas, filiola mea, quia non imperas?

Kaiser Vespasian ist das leibhaftige Ebenbild unsers Freundes Punch aus London: dasselbe erstarrte Lächeln, dasselbe spitze Kinn, welches der Nase auf halbem Wege zum Kusse entgegen kommt, mit einem Worte, das nämliche hölzerne Nußknackergesicht, welches uns von jeder Seite des londoner Spottblattes angrinst. Das ist weder der Feldherr, welcher die Legionen des Vitellius zertrümmert, noch der Kaiser, welcher aufrecht stirbt, es ist der alte Spaßvogel, welcher gern Witze macht und dem die schlechten geläufiger sind als die guten, von der Reinlichkeit derselben gar nicht zu reden. Und Titus, die Wonne des Menschengeschlechts, der romantische Liebhaber der Königin von Morgenland, er ist der echte Sohn seines Vaters, mit jedem Jahr wird sein Aussehen punchmäßiger, und stirbt er nicht gerade noch zur rechten Zeit, so haben wir an ihm Nußknacker den Zweiten. Bei Amor und Venus, ich bin gewiß, daß die verlassene Berenice ihn leichter verschmerzt hat als Dido den ungetreuen Aeneas!

Auf keins der Kaiserbilder war ich so neugierig wie auf Julian's des Abtrünnigen, und keins hat meine Erwartungen so schmählich betrogen. Das capitolinische Museum besitzt drei Büsten dieses Kaisers, alle drei einander durchaus ähnlich, alle drei Erzeugnisse einer bereits tief gesunkenen Kunst. Die talentvolle Behandlung würde ich indessen gern entbehren, wenn nur die Beschaffenheit des Gegenstandes nicht alle meine bisherigen Vorstellungen Lügen strafte. Das wäre also jener geniale kaiserliche Renegat, der letzte Ritter des alten Glaubens, den er selbst nicht theilt, der berechnendste, der gemäßigtste, und also der gefährlichste der gekrönten Feinde der neuen Lehre und deren erstes großes Opfer!

Ein platter Schädel mit niedriger Stirn, ein viereckiges ausdrucksloses Gesicht mit einer Stumpfnase, und um das Bild der Gemeinheit vollständig zu machen, eine gewichste Bartlocke unter dem Kinn, wie sie die Barbiergesellen jener Zeit getragen haben mögen — siehe da das Porträt des Kaisers Julianus. Stände nicht sein Name in antiken Schriftzügen unter der Büste zu lesen, ich würde es für eine boshafte Erfindung rechtgläubiger Rachsucht halten. — Indessen jene Unterschrift beseitigt keineswegs alle meine Zweifel, oder vielmehr der stärkste Zweifel ist durch eine spätere Entdeckung nachträglich in mir aufgeweckt worden. Im bourbonischen Museum zu Neapel fand ich nämlich eine Büste, welche Zug für Zug, und bis auf die pöbelhafte Bartlocke herunter, der des Julian nicht etwa ähnlich ist, sondern mit ihr vollkommen übereinstimmt, nur daß sie nicht blos einer echten Künstlerhand, sondern ohne Zweifel auch einer ganz andern Kunstperiode angehört, und diese neapolitanische Büste trägt den Namen Periander's von Korinth. Wenn man nicht das Obwalten des wunderbarsten Naturspiels annehmen will, eines Naturspiels, welches sich unter Tausenden von Millionen Menschen schwerlich in jedem Jahrtausend wiederholt, so sind der Periander in Neapel und der Julian in Rom eine und dieselbe Person. Wie aber diese nämliche Person zu jenen beiden so weit auseinander liegenden Namen kommt, und welcher von diesen beiden Namen der richtige sei, das ist eine Frage, deren Untersuchung ich den Leuten von Beruf überlassen muß.

Aus dem Saal der Kaiserbildnisse tritt man in den sogenannten Saal der berühmten Männer, der eine ebenfalls sehr zahlreiche und merkwürdige Sammlung von Büsten griechischer und römischer Feldherren, Philosophen, Dichter und Staatsmänner enthält. Welche Ausbeute für den Kenner des Alterthums, der den Werth der äußern Persönlichkeit zu

würdigen weiß! Ihr Verächter und Verleumder einer Lehre, die ihr nicht versteht, schaut ihn an den Kopf des Meisters, und gesteht, wenn ihr nicht an euch selber zum Lügner werden wollt, daß ihr nie ein sprechenderes Bild des geistigen Adels gesehen: dieser Mann heißt Epikur. Ihr armen Schächer aber, die ihr euch schmunzelnd und ohne Einsprache Epikuräer nennen laßt, wenn ihr an überladener Tafel euers Schmeerbauchs pflegt, blickt in das mild ernste, von der Idee durchleuchtete Antlitz des Mannes, dessen Namen ihr entehrt, damit ihr zum erstenmal in eurem Leben euch schämen lernt! Auch der Kopf seines Schülers Metrodor ist von hoher Schönheit, wiewol der Gedanke darin die Materie, deren edelste Form er selber ist, weniger bewältigt und beherrscht.

Unter den Dichtern überstrahlt Aeschylus seine ganze Umgebung, ein wahres Prachtexemplar der menschlichen Gattung, welches einen Meißel gefunden, der seiner würdig ist. Von ganz roher Behandlung dagegen und dennoch mächtig anziehend ist die Büste Scipio's des Afrikaners — ein Mann der rücksichtslosen That, voll des sichern Bewußtseins seines Waltens und seiner Kraft, mit dem Commandowort auf den Lippen, hart wie Eisen — ein echter Aristokrat. Als er angesichts des versammelten Volks das Kassenbuch zerriß, da freilich war er von Rechtswegen dem Beile des Lictors verfallen durch seine freche Empörung gegen den Souverän, in den Rechnungen aber, dafür verbürge ich mich, war weder Fehl noch Mangel.

Ich kann das capitolinische Museum nicht verlassen, ohne eines Sarkophags zu gedenken, welcher wenig beachtet in einem abgelegenen Zimmer des Erdgeschosses steht. Dieser Marmorsarg fällt beim ersten Blick dadurch auf, daß zwei lebensgroße Figuren, vermuthlich die eines Ehepaares, halb sitzend, halb liegend auf dem Deckel desselben angebracht sind, eine Zugabe, welche zwar sehr häufig bei den etrurischen

Aschenurnen vorkommt, die aber bei eigentlichen Sarkophagen nicht üblich gewesen zu sein scheint und von der mir wenigstens aus den vorchristlichen Zeiten kaum ein zweites Beispiel vorgekommen ist.

Das Interesse, welches mich veranlaßt, diesen Sarkophag zu erwähnen, gilt indessen den Reliefs, mit denen seine vier Seiten geschmückt sind, und unter denen vorzugsweise das der Vorderseite die lebhafteste Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Dieses Relief gibt eine Darstellung der Entdeckung des Achilles durch die List des Ulysses, und was man auch von dem Stile und der Technik desselben sagen möge, es ist ein Meisterwerk der Gruppirung und der Charakteristik. Die zwölf Figuren, welche es enthält, sind, obgleich über eine sehr lange Fläche vertheilt, sämmtlich in die innigste Verbindung mit der Haupthandlung und mit deren Mittelpunkte gebracht. Den Mittelpunkt bildet Achill. Er hat das Weibergewand abgeworfen und schwingt freudig das Schwert. Neben ihm zwei der Töchter des Lykomedes; die eine legt ihm die Hände auf die Schultern und sieht ihm mit lächelnder Ueberraschung ins Gesicht, um sich ihrer Enttäuschung zu vergewissern; die andere, vermuthlich das naseweise Nestküchlein des Hauses, hat sich in halbkomischem Schrecken von der in einen kampflustigen Jüngling verwandelten Gespielin abgewendet; es drängt sie aber zurückzuschauen, und indem sie die Hände zusammenschlägt, scheint sie zu sagen: das ist mir eine schöne Geschichte! Gesichtsausdruck, Haltung, Geberdenspiel dieser beiden Mädchen sind unübertrefflich. Sicherlich, sie wußten von nichts. Ob aber Deidameia unter ihnen ist, kann ich freilich nicht sagen. Der alte Lykomedes im Nebengrunde schaut etwas griesgrämig drein, während Ulysses seines Behagens über den gelungenen Streich kein Hehl hat, das indessen vielleicht etwas edler ausgedrückt sein könnte. Die Nebenfiguren,

Mannen des Lykomedes, und Begleiter des Königs von Ithaka, Rosse am Zügel haltend, sind größtentheils äußerst glücklich erfunden. Die Ueberraschung, das Erstaunen, die Neugier sind in den Marmor gehauen, wie kaum ein Maler sie auf der Leinwand ausdrücken könnte. Die Darstellungen auf den beiden Schmalseiten und auf der Rückseite des Sarkophags, gleichfalls der Geschichte des Achill angehörig, stehen hinter diesem ersten Relief weit zurück. Nur der Abschied des Helden von der Deidameia spricht an durch Anmuth und Naivetät, wiewol sich Achilles selbst ein wenig gar zu gleichgültig dabei verhält.

Vom Capitol nach dem tarpejischen Felsen ist bekanntlich nur Ein Schritt, in der buchstäblichen wie in der figürlichen Bedeutung des Worts. Man kann indessen diesen Schritt nicht machen, ohne Spießruthen zu laufen durch ein Heer von Wegelagerern. Das Capitol, der Stolz des alten Rom, ist nämlich heutzutage ein Hauptsitz der römischen Bettelhaftigkeit, welche hier durch Scharen schmuziger und zudringlicher Kinder Schoß und Zoll erheben läßt von jeglichem Fremden. Wie der französische Räuber sein Geschäft mit der unveränderlichen Formel beginnt: La bourse ou la vie! so eröffnen die kleinen Vagabunden des Capitols ihre Feindseligkeiten mit der stehenden Frage: „Wollen Sie den tarpejischen Felsen sehen?“ Kaum hast du dir merken lassen, daß du wirklich mit einer solchen Absicht umgehst, so melden sich zwanzig Stimmen, deren jede eine Belohnung für einen angeblich geleisteten Dienst in Anspruch nimmt: ich habe Ihnen die Thür gezeigt — ich habe zuerst gefragt, ob Sie den tarpejischen Felsen sehen wollen — ich habe dem Pförtner geschellt, ich habe dem andern gesagt, daß er schellen solle; kurz das Thema: „Gib mir einen Bajocco“, wird in unerhörten Variationen bis ins Fabelhafte ausgesponnen.

Der tarpejische Felsen, muß man wissen, liegt unter Verschluß und wird für Geld gezeigt, wie das in Rom und Italien überhaupt so ziemlich mit allen Dingen der Fall ist, an denen ein historischer Name oder ein historisches Vorurtheil haftet. Den Schlüssel zu diesem Heiligthum führt der Pförtner — der preußischen Gesandtschaft. Unter seiner Führung treten wir in einen kleinen, ziemlich nachlässig gehaltenen Garten, welcher, auf dem Rande des capitolinischen Hügels gelegen, einen Blick auf das zu Tage tretende Gestein desselben gestattet. Diese Wand also, welche über die Dächer der an den Fuß des Hügels sich anlehnenden Häuser dreißig oder vierzig Fuß hoch emporsteigt, diese Wand also ist der berühmte tarpejische Felsen! es ist wenigstens unmöglich, das Gegentheil zu beweisen. Staunen wir, bewundern wir, und gehen wir unsers Weges.

Wie nur die preußische Diplomatie auf den Einfall gerathen konnte, sich auf der Richtstatt der Staatsverbrecher anzusiedeln, Derer, welche der Volksfreiheit nachstellten, welche Hochverrath spannen gegen die Republik, Derer, welche dem furchtbaren Verdachte königischer Gesinnungen oder gar königischer Gelüste verfallen? Der Antiquar Dr. Bunsen hat da Sr. Excellenz dem Gesandten einen argen Possen gespielt.

Das Haus der preußischen Gesandtschaft ist ein ziemlich großes, aber unansehnliches, kasernenartiges Gebäude, in welchem die Diplomatie mit der Frömmigkeit und der Gelehrsamkeit einträchtiglich beisammenwohnt. Die beiden letztern treten in der Gestalt einer Bibelgesellschaft und eines archäologischen Institutes auf, von denen wir unsererseits den frommen Wunsch hegen, daß ihre Wirksamkeit eine ersprießlichere sein möge als die ihrer Hausgenossin, der preußischen Diplomatie.

Zwei gut angelegte und eine freie Aussicht gewährende Wege führen von dem Capitol nach dem Forum hinab,

dem Kirchhofe der römischen Pracht und Herrlichkeit, auf welchem noch hundert verstümmelte Denksteine von einer Größe reden, welche die Welt nur einmal gesehen hat, und die sie zum Heile der Menschheit hoffentlich nicht zum zweitenmal sehen wird. Wer sich, wie ich, unter dem Forum einen Platz gedacht hat, durch seine Ausdehnung dem räumlichen Umfange Roms und seiner Volkszahl entsprechend, durch regelmäßige architektonische Linien begrenzt, und wenn nicht von streng symmetrischen, so doch von schönen Verhältnissen, der wird sich an Ort und Stelle gleich mir sonderbar enttäuscht finden. Was das Forum ursprünglich gewesen, zu der Zeit, wo es die Bühne der Volksversammlungen, der eigentliche Herd des republikanischen Staatslebens war, das muß ich dahingestellt sein lassen; in seiner spätern Gestalt, derjenigen, welche durch die heutigen Trümmer umschrieben wird, war das Forum nicht sowol ein Platz als ein Stadtviertel, reich und prachtvoll, aber eng und überfüllt. Basiliken, Tempel, Triumphbogen sind dergestalt vor- und in einander hinein geschoben, daß fast nirgends ein genügender Raum geblieben sein kann zu freier An- und Uebersicht. Das Capitol selbst war durch die unmittelbar davor liegenden mächtigen Bauwerke so weit maskirt, daß der beste Theil des Eindrucks seiner das Forum überragenden Masse verloren gehen mußte. Von Ebenmaß ist nicht die Rede. Die Triumphbogen des Septimius Severus und des Titus an den beiden Endpunkten des Forum liegen nicht nur auf ganz verschiedenen Linien, sondern auch in ganz verschiedener Höhe, sodaß man von dem ersten, obgleich er zwanzig bis dreißig Fuß tief im Schutt liegt, immer noch beträchtlich bergan steigen muß, um nach dem zweiten zu gelangen.

Mit dem Schutt und Kehricht von Jahrhunderten ist bekanntlich der größte Theil des Forums hoch bedeckt; wenn man die Ausdehnung desselben aber auch nur nach den Bau-

resten bestimmt, welche über jene Ablagerungen der Zeit hervorragen, so findet man einen freien Raum, der bei nicht sehr beträchtlicher Länge auffallend schmal ist. Bei der stellenweise vorgenommenen Wegräumung des Schuttes zeigt es sich jedoch an den zu Tage geförderten Grundmauern, daß ein ansehnlicher Theil der scheinbar freien Fläche gleichfalls mit Gebäuden bedeckt war. Wohin der Spaten bisher gesetzt wurde, da stieß man auf Gemäuer, und wenn die Ausgrabung jemals vollendet werden sollte, wozu freilich bis jetzt wenig Aussicht vorhanden ist, so wird man vielleicht finden, daß von dem ungeheuern Marktplatz, den wir uns unter dem Forum vorzustellen pflegen, wenig Anderes übrig bleibt als eine Straße von mäßiger Breite, die sich bald in schräger, bald in gewundener Richtung durch ein Quartier von Tempeln, Palästen und andern Prachtgebäuden hindurch zog.

Zur Rechten des Forums erhebt sich der palatinische Hügel, einst der eigentliche Brennpunkt des römischen Glanzes, die Schatzkammer der Höhle, in welcher die Beute von hundert Völkern, mit dem Blute soldatischer Räuber erkauft, von so manchem Bösewicht und so mancher Bestie verpraßt wurde, den oder die sie den Kaiser nannten. Von dem goldenen Hause Nero's und von allen den Marmorpalästen, mit denen dessen Nachfolger den palatinischen Hügel belastet hatten, ist heutzutage nichts übrig als ein wüster Haufen hochragender, aber formloser Trümmer, deren einstmalige Gestalt auch nur zu vermuthen weder der keckſten Phantasie noch dem gelehrtesten Fleiße gegeben ist. Die üppigen Lustreviere, welche die kaiserlichen Schlösser umgaben, haben sich in Krautgärten und alltägliche Weinberge verwandelt, die ganze weite Stätte erscheint wüst und leer, uud hätte sich droben nicht ein romantischer Angelsachse in einsamer Villa angesiedelt, der palatinische Hügel wäre ausgestorben bis auf den letzten Mann.

Jene Ruinen und jene verödeten Gärten haben indessen, abgesehen von den Erinnerungen, die daran haften, für unsere Tage eine gewisse Bedeutung dadurch gehabt, daß sie den Schatzgräbern, denen wir unsere Museen verdanken, eine überaus reiche Ausbeute gegeben. Von den Prachtstücken des Vatican, des Capitols und des bourbonischen Palastes sind sehr viele aus den Trümmern und dem Schutt hervorgegangen, mit denen der Barbarensturm den palatinischen Hügel bedeckt hatte, und allem Anschein nach ist diese Fundgrube noch immer nicht erschöpft. In dem entvölkerten, verarmten, verwilderten Rom, wer mochte sich um die Meisterwerke der alten Kunst kümmern, nachdem sie einmal von ihren Fußgestellen gestürzt waren! War doch das tiefere Verständniß derselben längst dahin gewesen, und mußte doch auch der äußere Sinn für künstlerische Schönheit in der bittern Noth des Lebens unrettbar verloren gehen. Da lagen sie entweder unter Mauersteinen und Dachziegeln, oder von Moos überzogen und von Unkraut überwuchert, wie die rohen Sandsteinbilder, die wir wol in einem feuchten dunkeln Winkel eines verödeten Klosterhofes, oder in dem verwachsenen Garten eines alten Schlosses liegen sehen, über das der Krieg oder die Revolution hinweggegangen ist. Wer damals einen Kunstladen in Rom gehabt hätte und weitsichtig genug gewesen wäre, um auf ein Jahrtausend hinaus zu speculiren! Aber die heute so zahlreiche Zunft der römischen Antiquitätenhändler muß wol nicht bis in jene Tage hinaufreichen, sonst würden die Vorräthe einer wohlfeilen Ernte vielleicht noch vorhalten, und die ehrsamen Handelsleute wären nicht genöthigt, in Ermangelung echter Waare nachgemachtes Fabrikat auf das Lager zu legen.

Mögen unsere Zeitgenossen aus diesem Beispiel der versäumten Gelegenheit lernen. Auch heutzutage gibt es eine Menge spottwohlfeiler Dinge, die man in fünfhundert oder

tausend Jahren mit Gold oder mit Banknoten aufwiegen wird, die bis dahin hoffentlich pfund- und centnerweise in den Handel kommen werden. Was läßt sich z. B. Werthloseres und Verächtlicheres denken als so manche unserer verbreitetsten Zeitungen? Nun denn, ein Jahrgang eines solchen Blattes, den man dem gemeinen Schicksal des schmuzigen Papiers zu entziehen wüßte, ein solcher Band würde im Jahr 2850 ein wahrer Schatz sein für seinen Besitzer. Die Annahme meines Vorschlags ist ein untrügliches Mittel, seiner Nachkommenschaft ein Majorat zu sichern, gegen welches keine revolutionäre Gesetzgebung etwas vermag, obgleich es nur auf einem Ballen Löschpapier ruht. Auf das Erfindungspatent verzichte ich, da mir das Bewußtsein der Anerkennung einer dankbaren Nachwelt genügt.

XXI.

Die Priester und das Priesterregiment in Rom.

Zu den ungezählten Dingen der Welt gehören, nächst dem Sande am Meere und den Sternen am Himmel, die Priester und Mönche in Rom. Daß sie mit den Sternen am Himmel noch etwas Anderes gemein hätten, wüßte ich nicht zu sagen, es wäre denn, daß man in dem Fettglanz ihrer Gesichter eine Aehnlichkeit mit dem Leuchten der Gestirne sehen wollte. Die Wohlgenährtheit bildet hier zu Lande ein selten fehlendes Kennzeichen des geistlichen Berufs. Vom Papst bis zum Bettelmönche herab ist beinahe jeder der heiligen Männer ein wandelndes Zeugniß dafür, daß die Leiden und Verfolgungen der Mutter Kirche, von denen uns so manches Breve und so manche Allocution vorjammert, dem leiblichen Wohlergehen ihrer Diener keinen Eintrag thut. Oder wären die frommen Herren von Sorge und Kummer aufgeschwellt, wie Shakspeare's weniger tapferer als dicker Ritter?

Wie dem auch sei, die Geistlichen ohne ausgesprochenen Embonpoint sind in unzweifelhafter Minderheit, und zu den seltensten Ausnahmen gehören die ascetischen Gestalten, die bleichen Gesichter, die gefurchten Stirnen, die erloschenen Augen, mit einem Worte die körperlichen Merkmale des

heißen Ringens der Seele nach einem unerreichbaren Ziele. Jene braven Leute haben ihr Ziel ja erreicht, und insofern man das Himmelreich darunter versteht, tragen sie es in der Gestalt des Breviers sogar in der Tasche. Aber, wie gesagt, es gibt immerhin in dem Trosse auch einzelne Männer, deren persönlicher Lebenszweck nicht durch eine wohlversorgte Küche und einen nimmer versiegenden Keller ausgefüllt wird, Männer, welche über den Katechismus hinaus denken, welche Gott nicht in einer Formel finden, die da suchen im blutigen Schweiße ihres Angesichts, die da zweifeln mit Seelenangst. Es gibt auch Männer auf der andern Seite, in denen der blinde Glaube in verzehrender Glut aufschlägt, Männer, denen ein mittelalterlicher Fanatismus aus den Augen leuchtet, denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie nur ein wenig zu spät geboren sind, um Märtyrer zu sein oder Ketzer zu verbrennen. Mitten inne zwischen diesen verschiedenen Kategorien stehen die geistlichen Emporkömmlinge und Abenteurer, Leute, welche in dem kirchlichen Heere auf Avancement dienen, großentheils feine Köpfe, gute Politiker, gewandte Hofleute, zuweilen kenntnißreich, in der Regel lüstern nach eleganten Genüssen und nach den Mitteln, sich dieselben zu verschaffen, ehrgeizig unter dem Mantel der Bescheidenheit und herrschsüchtig in den Formen der Demuth.

Diese letztere Classe der römischen Geistlichen ist schwerlich die achtungswertheste, und sicherlich die gefährlichste, zugleich aber jedenfalls diejenige, mit welcher es sich am leidlichsten, und mitunter sogar sehr angenehm verkehren läßt. Man findet unter ihr Männer, die mit einer wahrhaft vornehmen Erscheinung und mit den feinsten Formen der Weltbildung eine in Italien seltene Vielseitigkeit der Kenntnisse, eine große Mäßigung des Urtheils, Duldung, Menschenfreundlichkeit, kurz alle die Eigenschaften verbinden, welche, unabhängig von der Strenge des Charakters und der höhern Sittlichkeit, von

einer sorgfältigen und geschmackvollen Cultur zeugen. Der geistliche Rock ist bei diesen Männern nur das Kleid, in welchem der Weltmann steckt; bei vielen von ihnen könnte man ihn auch die Maske nennen, in welcher der Ehrgeiz und die Habsucht Komödie spielt.

Je höher der römische Geistliche auf der hierarchischen Leiter emporsteigt, desto einleuchtender muß es ihm natürlich werden, daß sich mit menschlichen Händen nun einmal nicht in den Himmel greifen läßt, und daß es eitel Taschenspielerei ist, wenn Dieser oder Jener Sterne und Kronen und empyräische Wahrheiten von dort oben herunterlangt. Ein Papst vollends, der an sich selber glaubt, scheint mir eine absolute Unmöglichkeit. Der verwegenste Gedanke, bis zu welchem sich jemals der menschliche Hochmuth verstiegen hat, der Gedanke, der bestallte Dolmetscher zu sein zwischen Gott und dem Menschengeschlecht, dieser Gedanke ist an und für sich zu ausschweifend für das Gehirn eines Greises. Ich glaube an die jungen Propheten, aber nicht an die alten; ich glaube an die einen und glaube nicht an die andern, im Sinne Goethe's, wenn er sagt:

> Jeden Schwärmer schlagt mir ans Kreuz im dreißigsten Jahre,
> Denn es wird mit der Zeit aus dem Betrognen ein Schuft.

Außerdem aber, welch ein Unterschied zwischen dem Propheten, der die Stimme Gottes im Säuseln des Windes oder im Brausen des Sturmes, in der Sehnsuchtsklage seiner eigenen Seele, in ihrem Schmerzensschrei oder in ihrem Aufjauchzen vernimmt, welch ein Unterschied zwischen dem Manne der unmittelbaren Eingebung und jenem Andern, der den heiligen Geist aus tausendjährigen Archiven herausdeuten, ihn im Cardinalscollegium erörtern, ihn der Vorsicht und Sicherheit wegen in möglichst geschraubte Worte fassen, und zuletzt doch sagen muß: in diesen Worten spricht Gott zu euch durch

meinen Mund! Nein, nein, ein jugendlicher Schwärmer oder ein Betrogener ist der Papst nicht. Er mag guten Glaubens sein, insofern als er das System, welches er vertritt, wirklich für ein der Menschheit wohlthätiges hält; er mag sich überreden, daß die katholische Kirche eine unentbehrliche Polizeianstalt sei; an die Wahrheit ihrer Lehre und an den göttlichen Ursprung ihrer Zucht aber glaubt es sich nicht so leicht auf diesem Platze. Jedes andere Mitglied der kirchlichen Hierarchie kann sich — obgleich das freilich mit jeder höhern Stufe schwieriger wird — über seinen Standpunkt und über seine Rolle eher täuschen, als der Mann, welcher die Spitze dieser Hierarchie bildet, als der Mann, welcher mit den Füßen die Erde berührt, während sein Haupt angeblich in den Himmel ragt. Der Himmel, welchen er auf seinen Schultern trägt, er fühlt, es ist eine Seifenblase; die Gestalten, mit denen derselbe bevölkert, er weiß, es sind die Figuren der Laterna magica, die er selber spielen läßt.

Wenn Italien seit vielen Jahrhunderten das unglücklichste der europäischen Länder ist, so lastet die Verantwortlichkeit dafür lediglich auf dem Papstthum. Der Instinct des italienischen Volks fängt an diese Wahrheit herauszufühlen, und gute Köpfe, wie ein Pater Gavazzi, ein General Pepe, stellen sie mit aller Schärfe als die oberste Regel der Nationalpolitik hin. Ein deutscher Dichter aber, unser Platen, hat jenem Grundsatze schon vor vielen Jahren Worte geliehen, indem er mit furchtbarer Beredtsamkeit Italien anredet:

Was frommt es, daß so liebevoll dich ausgeschmückt Natur —
Du bist für deine Söhne selbst ein dumpfer Kerker nur:
Was frommt dir nun dein Genius, so lodernd und so hell,
Was Rafael und Dante dir, Colomb und Machiavell —
Dein letzter, größter Held sogar, erkämpfte fremden Thron,
Du hast zu eignem Jammer dir erzeugt Napoleon.
Nichts frommt dir, was du je begannst und was der Welt du gabst:
Du hegst in eigner Brust den Wurm, den Antichrist, den Papst.

Ja, Italien muß furchtbar dafür büßen, daß es ein System in seinem Schooße hat aufkommen lassen, welches man sich erkühnt, die Statthalterei Gottes auf Erden zu nennen; die Sklaverei Italiens ist die Sühne für den Geistesdruck, den es der Welt aufgezwungen und den es über einen großen Theil derselben noch heute ausübt. Der ursachliche Zusammenhang zwischen der Sünde und dem Uebel ist hier, wie bei allen großen Erscheinungen der Geschichte, so klar und einfach, daß man die Augen zumachen muß, um ihn nicht zu sehen. Wie das alte Rom durch seine, die ganze Welt bedrohende Soldatenherrschaft und durch seine zusammengeraubten Schätze die barbarischen Gewalten herausforderte, deren wiederholten Stürmen es endlich erlag, so machte sich das päpstliche Rom durch die angemaßte Regierung der Geister zum Zielpunkt aller der nationalen und politischen Kräfte, welche des Widerstandes und des Angriffs fähig waren. Die Selbständigkeit der europäischen Staatsgewalten war bedingt durch einen überwiegenden Einfluß in Rom, den sich deshalb Deutsche, Franzosen und Spanier um die Wette streitig machten. Wer nicht in Rom den Meister spielte, der war nicht Herr im eigenen Hause; Rom zwang die europäischen Staaten, die Feinde Italiens zu sein; Rom war es, welches die italienische Nation den mächtigen Nachbarn als die Beute hinwarf, deren sie sich bei Strafe des eigenen Untergangs um jeden Preis zu bemächtigen suchen mußten.

Und wie ehemals, so heute, wenn auch die Intensivität des Kampfes abgenommen hat, und die Formen desselben theilweise verändert sind. Um nicht Oesterreich den Vorsprung zu gönnen, ist es geschehen, daß Frankreich in den jüngsten Tagen die Wiederherstellung und den Schutz des päpstlichen Regimentes übernommen hat, welches von dem römischen Volke in endlicher, richtiger Erkenntniß der politischen Lebens-

bedingungen Italiens gestürzt worden war. Seit 1820 war der Stuhl Petri eigentlich nur noch durch Oesterreich aufrecht erhalten worden, zunächst allerdings im Interesse seiner italienischen Besitzungen, deren Werth für den Kaiserstaat seinerseits aber wiederum hauptsächlich darin besteht, daß sie den Hebel bilden, durch welchen sich auf Rom wirken läßt, den unentbehrlichen Helfershelfer des österreichischen Systems. Nach der letzten Revolution hat Frankreich den Oesterreichern ins Amt gegriffen, um einen neuen Haltpunkt für seinen lange vernachlässigten Einfluß in Italien zu gewinnen, und besonders, um sich einen Mitanspruch zu erwerben auf die Dankbarkeit der päpstlichen Macht, welche, so sehr sie auch heruntergekommen ist, die kleinliche Politik Louis Bonaparte's nicht außer Rechnung zu lassen wagt.

So lange das römische Papstthum besteht, so lange wird Italien der Spielball des Auslandes sein, das römische Papstthum aber wird in demselben Augenblicke fallen, wo die militärischen Stützen desselben zusammenbrechen, in welche die Selbstsucht und die Eifersucht des Auslandes die ursprünglichen Waffen der Nothwehr gegen die päpstliche Herrschgier verwandelt hat.

Der von Pius IX. unternommene Versuch einer Aussöhnung des römischen Volkes mit dem Papstthum hat den Ausgang genommen, welcher sich mit einigem Scharfblick von weitem voraussehen ließ. Das Uebel ist durch die Enttäuschung der angeregten Hoffnungen schlimmer geworden als je zuvor; die Liebe ist in grimmigen Haß umgeschlagen, der Segen hat sich in Fluch verwandelt. Pius IX., vor wenigen Jahren die Wonne des römischen Volks, steht jetzt in der öffentlichen Meinung wo möglich noch tiefer als sein Vorgänger. Der berühmte Ausspruch des hoffentlich seligen Herrn von Kamptz: Burschenschaft ist Burschenschaft, — paßt nicht blos auf alle andern Menschen und Dinge, sondern auch

auf den Nachfolger Petri: Papst ist Papst, und der beste Papst wird immer das schlechteste aller denkbaren Staatsoberhäupter sein. Bestechlichkeit, Unterschleif, Erpressung, Willkür und Rechtsverachtung, das sind die Grundzüge des päpstlichen Regiments, wie vor Zeiten, so jetzt. Neben der päpstlichen Regierung ist in der That sogar die neapolitanische ein Muster der Ordnung, der Weisheit und der Moral. Nur in der Grausamkeit thut es die eine der andern so weit gleich, daß ich nicht zu sagen weiß, welche von beiden in diesem Fache die Meisterin ist. Von Rom wie von Neapel gilt das Wort des Dichters:

Und wer noch nicht in Ketten liegt, der ist ein feiger Mann.

Jede Denunciation, jedes Gelüst pfäffischer Rachsucht, jeder persönliche Groll eines Priesters genügt, um den schutzlosen Bürger in den scheußlichsten Kerker zu bringen, in welchem er ohne Verhör, ohne Proceß, ohne irgend ein Mittel der Vertheidigung oder der Mittheilung an die Seinigen vermodern mag. Wo der Anlaß zur Einkerkerung fehlt, da reicht ein Vorwand hin, und wo der Vorwand nicht zur Hand ist, da geht man ohne Vorwand zu Werke. Hält man es der Mühe werth, das Gaukelspiel eines richterlichen Verfahrens anzustellen, so ist die Verurtheilung von vorn herein gewiß. Und welche Verurtheilung! Aber die römische wie die neapolitanische Grausamkeit ist doch zu feige, um die auf Galgen und Schaffot lautenden Sprüche zu vollziehen. Der Tod wäre auch eine zu große Barmherzigkeit gegen Staatsverbrecher. Sie werden zu lebenslänglicher Galeerenstrafe begnadigt, und ein speichelleckender Journalismus findet sich bei jeder dieser Gelegenheiten gedrungen, Hymnen zu singen auf die „engelgleiche Milde" des Königs von Neapel und die „himmlische Großmuth" des heiligen Vaters! Die schamlosesten Lügen dieser Art aber werden dem Könige

durch das amtliche Blatt des Papstes, und dem Papste durch die Staatszeitung des Königs ins Gesicht geschleudert. Gnade nennen sie es, wenn sie einen Mann, wie Karl Poerio, Hand an Hand und Fuß an Fuß an einen Banditen gefesselt, in die Nacht eines unterirdischen Gefängnisses stürzen, wo Tag um Tag und Jahr um Jahr spurlos dahin gleitet über ein Haupt, dessen kleinste Gehirnfiber im dumpfen Dahinbrüten immer noch mehr werth ist als der ganze Schädel des mächtigsten seiner Feinde!

Angesichts aller jener Schandthaten gibt es indessen einen Trost: die Gewißheit, daß die Vergeltung nicht lange auf sich warten lassen wird. Die Franzosen, heute noch die Handlanger des niederträchtigsten Regierungssystems, welches je ein civilisirtes Jahrhundert entehrt hat, sie werden die Rächer dieses Jahrhunderts sein, bevor sie ihm, zur Sühne ihres Antheils an der Missethat, selbst zum Opfer fallen. Eine kleine Wendung der Dinge in Paris, wie sie morgen eintreten kann, und binnen kurzer Zeit unfehlbar eintreten wird, und die französischen Truppen in Italien zertrümmern mit ein paar Kolbenschlägen das ganze elende Gerüst der Hierarchie, welches die europäische Diplomatie mühselig wieder zusammengeflickt hat. Eine Schwenkung nach Süden, und das bourbonische Regiment in Neapel ist gewesen. Italien ist damit allerdings noch nicht frei, es hat vielmehr nur den Herrn gewechselt; des neuen Herrn aber, den es seit 1282 schon mehrmals ohne fremden Beistand zum Hause hinausgeworfen, wird es sich hoffentlich auch diesmal und schließlich zu entledigen wissen. Die Hauptsache bleibt alsdann, daß Italien das Papstthum nicht wieder aufkommen lasse, selbst nicht in der Gestalt eines einfachen römischen Bisthums, aus welchem die priesterliche Schlauheit mit Hülfe des Orts, des Namens und der Geschichte doch früher oder später wieder ein Verderben, oder doch wenigstens eine Gefahr großziehen

würde. Seiner weltlichen Herrschaft entsetzt, des Nimbus entkleidet, welchen er der Souveränetät und deren tausendjährigem Besitze entlehnt, von dem römischen Boden losgerissen, in welchem die Herzwurzeln seines Ansehens haften, und auf die freiwilligen Steuern und Gaben der Gläubigen angewiesen, wird der Papst an jedem dritten Orte, zwar nicht unschädlich, aber doch nicht mehr furchtbar sein. Die katholische Christenheit wird sich nicht beklagen dürfen, wenn das römische Volk die Märtyrerrolle endlich abschüttelt, welche es als den Sitz des Papstthums bisher gespielt hat. Wenn die weltliche Herrschaft des Papstes wirklich, wie man behauptet, nothwendig ist für den Bestand des Katholicismus, so folgt daraus doch keineswegs, für das römische so wenig wie für irgend ein anderes Volk, die Verpflichtung, seine Freiheit, sein Wohl, ja seine ganze menschliche Existenz dem Bestande des Katholicismus zum Opfer zu bringen. Und wie denn, wenn die Römer gar förmlich aufhörten Katholiken zu sein? Die Sache ist an sich gar nicht so unwahrscheinlich, wie sie aus der Ferne aussehen mag. Heut zu Tage wird sich freilich kein Römer, dem seine Freiheit lieb ist, und der keine Lust hat, sich einem Inquisitionsverfahren nach echtem alten Zuschnitt preiszugeben, heut zu Tage wird sich kein Römer einfallen lassen, sich von der herrschenden Kirche öffentlich loszusagen; allein bei der nächsten politischen Bewegung dürfte das nach der Ansicht sehr urtheilsfähiger Italiener anders werden. Allerdings ist es nicht die religiöse Ueberzeugung, sondern der Haß gegen das Papstthum, welcher die Römer nach protestantischer Richtung hinführt; dagegen ist es aber auch viel weniger der Glaube als die mechanische Gewohnheit, die sie innerhalb des Katholicismus festhält.

Indessen es ließe sich vielleicht beweisen, daß der Katholicismus, insofern er sich selbst nicht gar zu oberflächlich auf-

faßt, bei der Aufhebung des bisherigen Papstthums nur gewinnen kann; gewinnen durch die Beseitigung einer beispiellosen Misregierung, für welche er mit verantwortlich ist; gewinnen dadurch, daß die Kirche die organische Bewegung wieder gewinnt, welche sie seit dem Tridentiner Concilium verloren hat; gewinnen dadurch, daß das erstarrte Dogma wieder flüssig gemacht und durch heutige Dolmetscher den Formen unsers Jahrhunderts angepaßt wird. Möglich, daß gute Katholiken einen solchen Gewinn mit Hohn zurückweisen, möglich, daß der Katholicismus unter den angedeuteten Voraussetzungen einer Verwandlung entgegen gehen würde, welche einige Aehnlichkeit hätte mit der Selbstauflösung; allein von diesen und allen andern Möglichkeiten völlig unabhängig ist der Satz, daß die gesammte katholische Christenheit nicht berechtigt ist, in irgend einer Form ein „Veto" gegen die weltliche Absetzung des Papstes einzulegen, sobald das römische Volk seiner Herrschaft überdrüssig ist. Wer immer im Namen der Kirche eine solche Einsprache versuchen sollte, der würde damit nur einen neuen Beweis zu vielen alten hinzufügen: daß die katholische Kirche unter dem ihr neuerdings so geläufig gewordenen Wort Freiheit nur das eigene Recht und die fremde Pflicht versteht, nie aber die eigene Pflicht und das fremde Recht.

Die römische Hierarchie hat übrigens längst aufgehört eine katholische in dem Sinne des Wortes zu sein, daß der Zutritt zu derselben den Mitgliedern der ganzen katholischen Christenheit gleichmäßig offen stände, daß die Kirche jeder Nation eine ihrer Bedeutung entsprechende Vertretung in derselben fände. Die angebliche „Weltkirche" ist den Persönlichkeiten und dem Charakter ihrer obersten Verwaltung nach eine italienische Nationalkirche geworden, zu welcher die Schwesterkirchen in einem Verhältniß der freiwilligen Dienstbarkeit stehen. In der Encyclika des Papstes vom 8. December

1849 wird sehr offenherzig eingestanden, daß die übrige katholische Welt in der kirchlichen Unterthanenschaft Italiens lebt. „Unter den zahllosen Betrügereien", heißt es in jenem Erlaß der Kurie, „welche die Feinde der Kirche ins Werk setzen, um den Italienern den katholischen Glauben verhaßt zu machen, ist eine der heimtückischsten die Behauptung, daß die katholische Religion ein Hinderniß sei für die Größe, den Ruhm und die Wohlfahrt der italienischen Nation". „Ein solcher Nachtheil", fährt die Encyclika fort, „würde sich angesichts der großen geistlichen Güter, welche Italien dem Stuhl Petri verdanke, allenfalls tragen lassen — aber weit entfernt, daß das Bekenntniß des wahren Glaubens dem italienischen Volke die erwähnten zeitlichen Nachtheile gebracht, habe Italien durch die göttliche Religion ein dauerhafteres und ausgedehnteres Reich erhalten als sein altes irdisches Herrschergebiet". Das ist wie gesagt deutlich gesprochen, und außerdem ausnahmsweise vollkommen richtig. Seit etwa vierhundert Jahren ist der päpstliche Stuhl eine Art italienisches Fideicommiß, auf welches kein Ausländer mehr einen Anspruch hat. Damit das Erbe hübsch in der Familie bleibe, muß natürlich für eine geeignete Zusammenstellung des Cardinalcollegiums gesorgt werden, und dies geschieht denn auch mit solcher Sorgfalt, daß dasselbe in der Regel zu neun Zehntheilen aus geborenen Italienern besteht. Wenn man nun zu gleicher Zeit darauf hält, daß immer auch ein Deutscher, ein Franzose und ein Spanier mit dem rothen Hut beliehen sei, so geschieht es, um den Schein des Scheines zu retten. Daß nun gleichwol die Regierungen großer Staaten sich für diesen oder jenen von ihnen begünstigten Prälaten mit lebhaftem Eifer um die Cardinalswürde bewerben; daß die Bevölkerung gebildeter oder sich für gebildet haltender Städte die Cardinalisirung ihres Bischofs wie ein Jubelfest feiert; daß ernsthafte Zeitungen

eine solche Beförderung wie ein wichtiges Ereigniß behandeln, das Alles sind freilich ebenso viele traurige Zeichen der Schwäche, der Unklarheit und der Bestechlichkeit des öffentlichen Urtheils in diesem auf seine Aufklärung so stolzen Jahrhundert.

Die Regierung des Kirchenstaats ist seit der Wiederherstellung des Papstes natürlicherweise beinahe ausschließlich wieder in die geistlichen Hände übergegangen, deren unheilbare Unfähigkeit durch lange Erfahrung und durch allseitige Anerkennung feststeht. Verlangten doch selbst die absolutistischen Mächte in gemeinschaftlichen Staatsschriften von Gregor XVI., daß die Verwaltung des Staats wenigstens einigermaßen säcularisirt, und daß damit den Misbräuchen, der Unzufriedenheit und dem revolutionären Geiste eine der Hauptquellen abgeschnitten werde. Gregor XVI. würdigte diese Rathschläge nicht der mindesten Berücksichtigung, sein Nachfolger indessen richtete seine ersten Reformbestrebungen dahin, daß in dem fraglichen Punkte der öffentlichen Meinung und dem öffentlichen Bedürfniß einiges Genüge geleistet werde. Jetzt aber sind wir in Rom, wie gesagt, vollständig zu dem guten alten System zurückgekehrt. Cardinäle bilden das Ministerium, Cardinäle stehen an der Spitze der Provinzen, ein Cardinal leitet die Polizei, kurz das Priesterregiment ist in seiner vollen Reinheit wiederhergestellt. Von selbst versteht es sich, daß dabei nicht der unbedeutendste Rest von bürgerlichen Einrichtungen übriggeblieben, durch welche dem römischen Volke die Gelegenheit zu bescheidenen Vorübungen in der Selbstregierung gegeben würde. Selbst die Dorfschulzen werden von der Regierung ernannt. Ob aber auch die Feldhüter, wie das unlängst in der Nationalversammlung des demokratischen Frankreich beantragt, von einflußreichen Männern befürwortet, und von einer zahlreichen Partei unterstützt wurde, ob auch die Feldhüter, weiß ich nicht zu sagen. Die Censur ist na=

türlich in alle ihre Ehren wieder eingesetzt, der Index ist länger als je, und das Glaubensgericht, dessen Kerker durch die Revolution geöffnet und zerstört worden waren, hat seine unheilvolle Thätigkeit in aller Stille von neuem aufgenommen. Die Regierung Louis Bonaparte's sieht der Ausbildung des Unwesens, welches sie wieder ins Leben gerufen, stillschweigend zu, sie gibt ihre Soldaten sogar her zu Handlangern der päpstlichen Polizei, und seitdem sie vor Jahr und Tag einen zum Protestantismus übergetretenen Priester aus den Klauen der Inquisition befreit, ist nicht ein einziger Fall bekannt geworden, in welchem Frankreich seine Mitverantwortlichkeit für die römischen Greuel auch nur durch eine kräftige Einsprache zu decken versucht hätte. Die französischen Organe der „Partei der Ordnung" aber, mit dem „Journal des Débats" an ihrer Spitze, haben, so oft von Rom die Rede ist, nur Worte der Verketzerung und der Aufhetzerei gegen die ohnmächtige Opposition, während sie die Thaten der auf französische Bayonnete gestützten Priesterregierung, deren förmliche Billigung selbst mit einer eisernen Stirn nun einmal nicht möglich ist, mit einem zarten schonenden Stillschweigen übergehen.

Dennoch ist die bloße Anwesenheit der Franzosen in Rom, ganz abgesehen von ihren künftigen Wirkungen, eine Unbequemlichkeit für die päpstliche Regierung und ein Hinderniß für so manche kleine Kraftäußerungen, auf die sie nur mit bitterm Leidwesen verzichtet. So kann die priesterliche Polizei es nicht dahin bringen, daß Sonntags, nach ehemaliger Sitte, die Kaffeehäuser geschlossen werden, deren Besuch sich die französischen Soldaten nicht nehmen lassen. Nicht minder übel geht es mit der Handhabung der Fastenvorschriften, die gleichfalls hauptsächlich an der französischen Gottlosigkeit zu Schanden wird. In der Hauptstadt der katholischen Welt wurde sogar am Aschermittwoch und am Charfreitage in Gast-

höfen und Speisehäusern öffentlich getafelt wie am profansten Tage des Jahres, und wenn die Polizei im Stillen Aergerniß daran nahm, so ließ sie sich doch klüglicherweise nichts merken; sie that vielmehr, als ob ihr die Sache ebenso gleichgültig sei wie dem lieben Gott.

Ich war ungemein begierig auf das römische Osterfest, nicht des kirchlichen Pompes wegen, mit welchem es begangen wird, sondern um die Haltung des römischen Volks bei dieser feierlichen Gelegenheit mit eigenen Augen zu beobachten und mein Urtheil über das Verhältniß desselben zum Papstthum dadurch zu vervollständigen. Leider waren die Umstände mächtiger als mein Wunsch, sodaß ich gezwungenerweise auf das Osterschauspiel verzichten mußte. Schauspiel ist nach allen unbefangenen Zeugnissen, welche ich deshalb abgehört habe, das rechte Wort. Die Einen nennen es großartig, die Andern erhebend, die Dritten prahlerisch, Alle aber stimmen darin überein, daß das Osterfest in Rom viel mehr eine theatralische Vorstellung sei als eine religiöse Feier. Das römische Volk ist dabei auf den zweiten Platz verwiesen. Die Fremden, die Damen im Feststaat, die Herren im schwarzen Frack und mit dem weißen Halstuch sind als solche die privilegirten Zuschauer, welchen sich die Thüren und die Reihen der Schweizergarde bereitwillig öffnen, während der nicht hochzeitlich angethane große Haufen der Einheimischen durch unerbittliche Riegel ausgeschlossen, durch Kolben und Hellebardenstiele zurückgewiesen wird. Der Zweck eines solchen Verfahrens ist kein Geheimniß. Man will auf die Weite hinaus wirken, man will den Fernstehenden imponiren, man will durch die Entfaltung des höchsten Glanzes, den man zu seiner Verfügung hat, womöglich diejenigen Augen blenden, welche am wenigsten abgestumpft sind. Daß dieser Kunstgriff bei Diesem und Jenem gelingt, wer möchte es bezweifeln! Es gibt der schwachen Köpfe, der kranken Phantasien und der abgelebten

Geister so manche in der Welt, daß der Versuch der Bestechung durch alle jene auf die menschliche Hinfälligkeit berechneten Mittel von manchem Erfolge begleitet sein muß. In der That hört man in Rom alle Tage von der Bekehrung irgend eines fremden Ketzers reden, und besonders sind es neuester Zeit die reisenden Engländer und Amerikaner, welche dem päpstlichen Schafstall zuströmen. Wen der Drang des Herzens treibt, sich scheeren, wer den innern Beruf hat, sich das Fell über die Ohren ziehen zu lassen, der möge die Rolle spielen, welche die Natur ihm anweist; daß aber irgend ein Mann oder irgend ein Weib von gesunder moralischer Constitution jemals in Rom für den Katholicismus gewonnen werden könne, das ist bis auf den heutigen Tag noch durch kein einziges Beispiel bewiesen.

XXII.

Die vaticanische Bildersammlung.

Die Gemäldegalerie des Vatican ist in einen entlegenen Theil des Palastes verwiesen, dessen Zugang, durch keine Inschrift erkennbar, man nur mit Mühe ausfindig macht. Sie liegt an einem großen grasbewachsenen Hofe, in dessen Mitte ein alter Springbrunnen durch eintöniges Plätschern die Todtenstille durchbricht, welche rings umher gelagert ist, wie in einem ausgestorbenen Königshause.

Die vaticanische Bildergalerie ist ganz neuen Ursprungs, und, obgleich die einzige dem Staate angehörige Gemäldesammlung in Rom, sehr klein, kaum vierzig Nummern zählend. Aber freilich sind unter diesen vierzig Nummern wenige, die nicht ein Meisterwerk oder doch wenigstens das Werk eines Meisters vom ersten Rang bezeichneten. Im ersten Saale sind die berühmtesten Stücke der Sammlung vereinigt. Da ist die Madonna di Fuligno, gewiß eins der besten von Rafael's Bildern, Maria mit vier heiligen Personen zu ihren Füßen, unter denen Johannes der Täufer besonders beredt hervortritt. Weniger ansprechend ist die Krönung Maria's, von Rafael gezeichnet und von Giulio Romano und einem seiner andern Schüler ausgeführt. Christus, welcher der Mutter die Krone auffetzt, ist traditionswidrig alt und gar zu väterlich. Unterhalb der himm-

lischen Handlung ist eine Anzahl irdischer Personen um den offenen Sarg der Maria gruppirt, aus welchem Blumen hervorsprießen. Die fade bläuliche Färbung dieser Gruppe, die vermuthlich durch den darüber ausgespannten Wolkenhimmel motivirt sein soll, ist dem Auge sehr anstößig. Man denkt dabei unwillkürlich an die grün in grün gemalten Bilder des Oskars, des Malers mit dem orangefarbigen Bart, welcher in dem vielbewegten Leben des Jerome Paturot eine so große Rolle spielt.

Viel wirkungsreicher ist der nämliche Gegenstand von Rafael selber ausgeführt. Die anmuthige Naivetät im Charakter der Figuren erinnert an deutsche Auffassung und deutschen Ausdruck. Der graziöse Gedanke des Sprossens der Blumen im Sarge ist hier viel geschmackvoller dargestellt als in dem vorigen Bilde; statt eines bunten, vollen Beetes sieht man nur einzelne Rosen und Lilien.

Für das Hauptwerk Rafael's nicht nur in der vaticanischen Galerie, sondern überhaupt gilt die sogenannte Transfiguration. Von einem, nach der Manier der ältesten Maler sehr intentiös gezeichneten Berge schwebt Jesus in der Mitte von zwei andern biblischen Personen empor. Einige Apostel liegen geblendet am Boden. Das leichte luftige Schweben ist unübertrefflich ausgedrückt. Am Fuße des Berges ist eine zahlreiche Zuschauergruppe versammelt, deren Mittelpunkt ein Besessener bildet, und zwar ein Kind, das mit krampfhaften Geberden und verdrehten Augen wild aufschreit. Ich entsinne mich nicht, ob und inwiefern diese Scene biblisch ist; wie es aber auch damit sei, ich halte sie für entschieden unkünstlerisch. Die Personen, welche den Besessenen umgeben, beschäftigen sich theils ausschließlich, theils vorzugsweise mit ihm. Nur zwei oder drei derselben geben der Handlung, welche auf dem Berge und in den Lüften vorgeht, einige Beachtung, aber immer mit dringender Beziehung auf den

Besessenen, den sie, ich weiß nicht in welcher Absicht, auf oben verweisen. In dem Geberdenspiel herrscht große Einförmigkeit, und deshalb fehlt es der Gruppe an Lebendigkeit, ungeachtet die Bewegungen und das Mienenspiel der Figuren sehr heftig sind, mit Ausnahme jedoch der Personen des Hintergrundes, die sich ganz theilnahmlos verhalten.

Noch höher als die Transfiguration Rafaels wird von manchen Künstlern und Kunstverständigen Dominichino's Abendmahl des heiligen Hieronymus geschätzt. Es fehlt nicht viel, daß man dieses Bild für das vollendetste Werk des Pinsels erklärt, welches die heutige Welt überhaupt besitzt. Nun scheint es mir aber ein für die Gültigkeit dieses Urtheils von vorn herein sehr bedenklicher Umstand zu sein, daß das Gemälde Dominichino's ursprünglich ziemlich scheel angesehen wurde, sodaß Poussin den Auftrag erhielt, dasselbe zu übermalen, und daß sein Ruf erst mit der Weigerung Poussin's und mit dessen Versicherung begann, das Bild sei in allen seinen Theilen unübertrefflich. Was mich betrifft, so fehlt mir jedes Verständniß eines angeblichen Kunstwerks, welches nicht einen dichterischen Stoff in Formen und mit Mitteln behandelt, die dem Schönheitssinne wohlthun. Der fast gänzlich nackte, abgelebte Körper des Hieronymus ist ein widerliches Bild, je wahrer desto widerlicher, und darum paßt er nicht in meinen Begriff vom Wesen und von der Aufgabe der Kunst. Das Beiwerk mag mehr oder weniger gelungen sein; die Hauptfigur verstimmt mich dermaßen, daß mir alle Lust vergeht, mich mit den Nebenpersonen zu beschäftigen.

Im zweiten Saale der vaticanischen Sammlung ist die Blüte gräulicher Schlächterscenen zu einem scheußlichen Strauße zusammengebundeu. Auch Nicolaus Pusin, wie er sich eigenhändig unterschreibt, hat ein Stück ekelhafter Barbarei in diesen Saal geliefert, die Ausweidung irgend eines Hei-

ligen, der sich weigert, zu den römischen Göttern zu beten. Wer sich die Mühe geben will, einen Blick auf diese Cannibalenthat des Malers zu werfen, der wird sich leicht überzeugen, daß ihr der Stempel der Selbstherabwürdigung deutlich aufgedrückt ist, so sehr, daß selbst die sonst so warmen, lebendigen Farben Poussin's zu einer matten, verwaschenen Kleckserei ausgeartet sind. Und hätte Poussin tausend Bilder hinterlassen, wie dieses hier, sie würden ihm keinen Anspruch geben, in der Kunstgeschichte auch nur genannt zu werden.

Im letzten Saale finden wir noch einige Bilder von Rafael, namentlich eine Anbetung des Jesuskindleins, welche dem Katalog zufolge „in der ersten Manier" des Künstlers gemalt ist. Spräche der Katalog aufrichtig, so würde er dieses Bild eine Schülerarbeit nennen, die den künftigen Meister höchstens ahnen läßt. Von Rafael sind ferner drei kleine Medaillons, Glaube, Liebe und Hoffnung. Die Figuren sind in einem Stile gehalten, den ich classisch nennen möchte, ernst und lieblich zugleich. Nur wünschte ich, daß die Liebe nicht gar zu viel kleine Kinder in den Armen zu halten hätte; zwei, sollte ich meinen, würden jedenfalls genügen, zumal sie augenscheinlich Gefahr läuft, einige von den andern zu verlieren.

Ich würde hier auch der Zimmer des Vaticans gedenken, welche von Rafael mit biblischen, historischen und allegorischen Fresken ausgemalt sind, allein ich wüßte wahrhaftig nichts davon zu sagen; ich habe sie gesehen, bin fortgegangen ohne irgend ein Verlangen, sie zum zweiten Male zu sehen, und es ist mir kein anderer Eindruck davon zurückgeblieben, als daß diese Wandgemälde vielfach beschädigt, verblichen und verdunkelt sind, sodaß ich mich nicht gewundert habe zu hören, wie man schon vor hundert oder zweihundert Jahren im Begriffe war sie herunterzuschlagen, wo

sie denn durch irgend eine zufällige Verwendung gerettet wurden.

Wie um des Himmels willen kommt es nur, fragte ich neulich in halber Verzweiflung einen italienischen Maler, daß ihr Künstler so unendlich viel Wesens von Rafael macht? — „Es kommt daher", wurde mir geantwortet, „daß Rafael weniger Fehler macht als irgend ein Anderer." — Bei diesen Worten fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und je öfter ich später über dieselben nachgesonnen habe, desto klarer ist es mir geworden, daß sie den Sachverhalt ebenso treffend als einfach bezeichnen. Rafael macht keine Fehler, er verzeichnet nicht, seine Farben sind gut gewählt und gut behandelt, sie contrastiren weder miteinander, noch mit dem Gegenstande, seine Gruppirung ist durchdacht, er beobachtet nach allen Richtungen hin Maß und Verhältniß; mit einem Wort, Rafael ist ein correcter Maler. Daher geschieht es denn, daß er von allen Denen bewundert wird, welche die unermeßlichen Schwierigkeiten der malerischen Technik kennen; daher geschieht es, daß Diejenigen ihn mit rastlosem Eifer studiren, welche diese Schwierigkeiten selber überwinden lernen wollen. Rafael ist Meister des Handwerks der Malerei, — zugegeben, und man muß selber Kenner dieses Handwerks sein, um die Vollendung ganz zu würdigen, mit welcher er dasselbe ausübt.

Aber das Handwerk ist doch nur der Körper der Kunst, und wie steht bei Rafael es mit deren Seele? Keine Fehler machen, ist immer blos ein negatives Verdienst, und wie schwer es sein möge, sich dasselbe zu erwerben, man wird dadurch kein Künstler, ebenso wenig wie man ein tugendhafter Mann ist, weil man keine Laster hat.

Der göttliche Funken muß diese Farben und diese Linien durchglühen, wenn sie lebendig werden sollen. Trägt aber Rafael das schöpferische Feuer in sich, von welchem er aus-

geht? Hat er die Begeisterung, hat er den Schwung der Phantasie, welcher uns unbewußt auf den Fittigen des Genius himmelwärts mit sich fortreißt? Spricht aus seinen Bildern die Beredtsamkeit einer feurigen Seele, spricht daraus hingebende Liebe, heilige Andacht, irgend eine tiefe mächtige Leidenschaft? Nein, und tausendmal nein! Die Composition Rafael's ist durchweg kalt, schwach, gewöhnlich, nichtssagend; die Composition aber ist Das, was das Kunstwerk macht. Alles Uebrige ist lediglich Voraussetzung oder Mittel, ebenso wie bei dem Dichter die Sprache und der Vers bloße Voraussetzung und bloßes Mittel sind. Man lobt den Dichter, und mit Recht, wegen der Reinheit und des Adels seiner Sprache, wegen des Wohllauts und der Biegsamkeit seines Verses, aber zu einem Gedicht gehört noch ein Anderes als der tadellose Vers und die gelungene Sprache, und das Gedicht kann diese beiden Elemente, so werthvoll sie sind, immer noch eher entbehren als jenes dritte.

Ebenso ist es mit der Technik der Malerei im Verhältniß zu der Seele derselben, welche sich in der Composition ausdrückt. Wenn in dieser Beziehung zwischen Malerei und Dichtkunst ein Unterschied obwaltet, so besteht er nur darin, daß die technischen Mittel der erstern mit unendlich größerer Mühe erworben werden wollen, und daß ihre Wirkung zu gleicher Zeit eine bestechendere ist. Die Mühe, welche der Maler auf die Erlernung des Handwerks verwendet, ist demnächst ohne Zweifel die Ursache, weshalb er der technischen Fertigkeit eine sehr hohe Bedeutung beilegt, weshalb er sie, um es gerade heraus zu sagen, überschätzt, ein Irrthum, in welchen der Dichter nicht so leicht und nicht so tief verfällt. Das Publicum aber läßt sich durch die Einseitigkeit des Künstlerurtheils um so leichter imponiren, je weniger es seinem natürlichen Geschmack vertraut, zu dessen Rechtfertigung es keine dogmatischen Formeln ins Feld zu führen weiß.

Von der Einseitigkeit des Künstlerurtheils geben alle geläufigen Ausdrücke der künstlerischen Kritik ein sprechendes Zeugniß. Wie das gemalt ist! das ist so ziemlich der höchste Ausdruck ihrer Bewunderung. Was denn aber gemalt ist, davon ist fast niemals die Rede. Durch eine solche Auffassung allein wird es denn auch möglich, daß die Malerei sich an den nichtswürdigsten Stoffen versucht, an todten Hasen und ausgeweideten Ochsen, an aufgeschnittenen Melonen und an Blumensträußen. Ein lebendiger Blumenstrauß kann freilich etwas sehr Reizendes sein, aber er läßt sich ebenso wenig malen wie besingen, er ist ebenso wenig ein Gegenstand der Kunst, wie die angeschnittene Melone und der Hase ein Stillleben.

Was sagt das Bild, wie regt es an, welchen Gemüthseindruck bringt es hervor, das sind gewöhnlich die letzten Fragen, welche sich ein Maler stellt — wenn er sie überhaupt stellt. Von der Antwort auf diese Fragen hängt gleichwol der eigentliche Werth des Kunstwerkes ab. Der Kunstwerth besteht wesentlich in Dem, was das Kunstwerk sagt und wirkt. Die Kunst, welche nicht in gewissem Sinne dramatisch ist, führt ihren Namen mit Unrecht. Gerade die dramatische Seite der Rafaelischen Kunst aber ist äußerst schwach. Die Formen seiner Figuren mögen so vollendet sein, wie man nur immer will, aber er weiß ihnen keine Seele einzuhauchen, er weiß sie nicht in ein lebendiges Verhältniß miteinander zu setzen; in seinen Compositionen ist kein Geist und keine Handlung, und darum lassen sie mich vollkommen kalt.

XXIII.

Oper und Schauspiel in Rom.

Die profane Bühne nimmt im römischen Leben nur einen untergeordneten Platz ein, untergeordnet zumal im Vergleiche mit der großen Bedeutung und dem großen Einflusse, die man in andern italienischen Hauptstädten, besonders in Mailand, Florenz, Neapel, dem Theater beilegt oder zugesteht. Während Florenz mit höchstens hunderttausend Einwohnern zehn bis zwölf Theater besitzt und unterhält, hat Rom, bei einer beinahe doppelt so großen Einwohnerzahl, deren kaum halb so viel, und darunter höchstens drei, welche einem gebildeten Geschmacke irgend etwas Genießbares zu bieten haben. In der Fastenzeit werden die sämmtlichen Theater von Sacristeiwegen geschlossen, um eine gefährliche Concurrenz zu beseitigen, und im Sommer feiert die Mehrzahl derselben aus Mangel an Zuspruch. Die Zuschüsse, mittels deren andere italienische Städte und Regierungen die Haupttheater auf einem überaus glänzenden Fuße erhalten, fließen in Rom entweder gar nicht oder doch nur aus karger Hand — die geistlichen Herren, welche den öffentlichen Säckel halten, sind ja bei dem Theater nicht interessirt, da sie nicht hineingehen dürfen. Die Zahl der reichen oder wohlhabenden Leute aber ist in Rom nicht groß genug, um die beträchtlichen Kosten aufzubringen, welche eine allen Luxusbedürfnissen unserer Tage

entsprechende Bühne erfordert. Daher erklärt es sich denn, daß die römische Oper ihren Schwestern in den übrigen Hauptstädten von jeher bedeutend nachgestanden hat. Das Ballet, welchem die keusche neapolitanische Regierung seit der Wiederherstellung ihrer beglückenden Vollgewalt die bekannten grünen Beinkleider sofort wieder angezogen, das Ballet kann unter dem sittenstrengen päpstlichen Regiment vollends nicht gedeihen. Die Schamhaftigkeit ist ein so hervorstechender Zug im Charakter der römischen Regierung, daß dieselbe unwillkürlich das Auge zumacht, so oft einer ihrer Untergebenen oder auch eins ihrer Mitglieder sich einer schmuzigen Handlung schuldig macht, als da sind Verführung, Ehebruch, Bestechung, Unterschleif oder Erpressung. So kommt es, daß sie Jahr aus Jahr ein dasitzt, mit zugedrücktem rechten Auge, während das linke mit Luchsblicken über die Reinheit des Dogma in Staat und Kirche wacht.

Die Oper befindet sich in dem Apollo-Theater, einem unscheinbaren Gebäude, in einer engen und keineswegs überreinlichen Straße, weit abgelegen von dem eigentlichen Herde des römischen Verkehrs, in der Nähe der Tiber und der Engelsburg. Das Innere des Hauses hält indessen mehr, als die Außenseite verspricht. Aus einer geräumigen Vorhalle mit einem Springbrunnen in der Mitte und antiken Büsten an den Wänden, steigt man über eine prächtige Treppenflucht nach einem zweiten sehr geschmackvoll ausgeschmückten Vorzimmer hinauf, welches sich auf den Saal öffnet. Der Saal ist gut gezeichnet, von ansehnlichem Umfange und sechs Logenreihen hoch. Die Logen sind reich verziert und vor je zwei derselben ist ein Armleuchter angebracht, der indessen nur bei außerordentlichen Gelegenheiten dient; der sechsfache Kranz von geschmückten weiblichen Köpfen aber, welcher die Logen einfaßt, ist die reizendste Decoration des Saals. Die Herren, welche durchweg im Gesellschafts-Anzuge erscheinen,

sind durch die Sitte fast ausschließlich auf das Parterre angewiesen. Selbst der Begleiter einer Dame beurlaubt sich bei derselben gewöhnlich an der Logenthür, und nur selten sieht man die Damenreihe, solange der Vorhang aufgezogen ist, von einer männlichen Gestalt unterbrochen. Ländlich sittlich; diese geputzte Frauenwelt gewährt, wie gesagt, einen sehr artigen Anblick, aber Alles in Allem gewinnt der Reiz des Theaterbesuchs sicherlich nicht bei einer solchen Sonderung der Geschlechter.

Die heutige oder die heurige Oper — die Worte sind so ziemlich gleichbedeutend — hatte einen deutschen Namen „Wellingrode", aber einen italienischen Verfasser — Verdi. Verdi und Ricci, Ricci und Verdi, das sind zur Zeit die Abgötter der musiklustigen Italiener, sie sind es, die von Turin bis Syrakus drei Viertheile aller Kosten des italienischen Operngenusses bestreiten. Nur Donizetti und Mercadante sind Mitbewerber, welche noch einigermaßen in Anschlag gebracht werden müssen; Bellini ist veraltet und Rossini zu gelehrt. Und nun noch obendrein die schreckliche Sitte, die nämliche Oper den ganzen Winter hindurch allabendlich zu geben und zu hören! Wie die Italiener das aushalten, begreife wer kann. In letzter Zeit geschieht es freilich wol, daß einzelne Unternehmer zwei oder sogar drei Opern versprechen, aber dies Versprechen wird entweder gar nicht gehalten oder doch so, daß man mit dem kleinen Repertorium nicht von Tag zu Tage abwechselt, sondern vielmehr jedes der Stücke monatelang hintereinander gibt, und zu dem zweiten erst dann übergeht, wenn man entschlossen ist, zu dem ersten nicht wieder zurückzukehren.

Der Verdi'sche „Wellingrode" war die Langeweile in Noten gesetzt. Sänger und Sängerinnen waren der Musik vollkommen würdig. Sogar der Bassist war schlecht. Nach einem stundenlangen ersten Acte und einem ewigen Zwischen-

acte wurde ich durch die erste Scene des zweiten Aufzugs aus dem Saale getrieben, so gerne ich ein wenig von dem Ballet gesehen hätte, das der Oper folgen sollte — die bisherige Ausdauer war vergebens gewesen, meine muthvollen Vorsätze hielten nicht Stich.

Um die Musik des Herrn Verdi aus den Ohren loszuwerden, ging ich in das Theater Capranica, dessen Anschlagzettel zunächst eine schweigsame Pantomime versprach. Der Saal war groß und hübsch, mit einem genügsamen und lachlustigen Publicum angefüllt; die Pantomime plump und geistlos. Purzelbäume, Stockprügel und Fußtritte waren beiweitem der Hauptwitz. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, meine Verwunderung darüber auszusprechen, daß die greuliche Maske des Arlecchino sich bis heute unverändert auf der italienischen Bühne hat behaupten können. Wie ist es möglich, dem Publicum zuzumuthen, daß es daran glaube, daß dieser Bursche mit dem schwarzen Gesicht und der Hanswurstjacke von der saubern, netten Colombine begünstigt und, gleichviel wem, vorgezogen werde? Aber bis auf den jetzigen Tag ist noch kein Neuerer so kühn gewesen, dem Arlecchino wenigstens die widerwärtige Larve abzunehmen, und aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz führt Arlecchino noch jeden Abend die Colombine heim.

Auf die Pantomime folgte eine Seiltänzerei, auf die Seiltänzerei eine Kinder-Komödie, auf die Kinder-Komödie eine Reihe von Kraft- und Gelenkigkeits-Uebungen, ausgeführt von einer Genossenschaft amerikanischer Herculesse. Man sieht aus diesem Verzeichniß, daß es dem Theater Capranica wenigstens nicht an Vielseitigkeit fehlt und daß man dort voll fürs Geld bekommt.

Das bedeutendste der römischen Theater — nicht das vornehmste dem Range nach, denn darin steht natürlich die Oper voran, sondern das mit künstlerischen Kräften am

besten ausgerüstete — ist das Theater Valle. Das moderne Gesellschaftsstück und die alte Goldoni'sche Komödie werden hier vortrefflich gegeben; weniger gut ist es auf der einen Seite mit dem höhern Drama und mit dem Lustspiel nach französischem Zuschnitt bestellt, in welchem die Italiener sonst nicht selten Meister sind.

Die erste Vorstellung, welcher ich im Theater Valle beiwohnte, war die eines socialen Tendenzstückes, „Maria, die Sklavin" betitelt, das seinen französischen Ursprung, obgleich der Verfasser nicht genannt war, in jeder Scene verrieth. Das Stück ist mit umsichtiger Kennerschaft angelegt, und mit pariser Gewandtheit ausgeführt. Maria ist auf Martinique in der Sklaverei geboren, und — vermuthlich weil sie allerdings sehr weiß für ihren afrikanischen Ursprung — von einer gütigen Herrin wie die Tochter eines reichen Hauses erzogen worden. Aber die Pflegemutter stirbt, ohne die Formen der Freilassung erfüllt zu haben, und Maria soll von den Erben verkauft werden. Sie entflieht nach Cayenne, wo sie wiederum eine mütterliche Freundin findet, welche indessen nicht in das Geheimniß ihrer frühern Schicksale eingeweiht wird. In Cayenne lernen wir Maria kennen. Sie ist mit dem Staatsanwalt verlobt, welcher, Fanatiker des Gesetzes und Knecht aller creolischen Vorurtheile, den strengen aber beschränkten Ehrenmann vorstellt. Der Staatsanwalt kommt mir etwas langweilig vor, aber genug, Maria liebt ihn, und ein junger eleganter Fremder, der ihn aus dem Sattel zu heben versucht, wird mit Schaden zurückgewiesen. Der unglückliche Nebenbuhler ist im Begriff, verzweiflungsvoll abzureisen, als er entdeckt, daß Maria nicht nur eine Sklavin, sondern *seine* Sklavin ist. Die Verwickelungen, welche sich aus dieser Entdeckung ergeben, verstehen sich von selbst: Maria in Gefahr, als ein verächtliches Geschöpf bei Seite geschoben zu werden, den Mann ihres Herzens zu

verlieren und der Gewalt eines Andern zu verfallen, welcher eine verschmähte Liebe an ihr rächen will; der Staatsanwalt im Kampf zwischen seiner Liebe und seinem juristischen Gewissen und seinem creolischen Hochmuth; der Dritte von wilder Leidenschaft zu einer Schandthat gespornt, von welcher er sich vorspiegelt, daß sie nur die Ausübung seines Rechtes sei, während Menschlichkeit und Ehrgefühl laut Einsprache dagegen einlegen.

Die schwierigen Situationen, welche aus diesen Conflicten hervorgehen, wurden von den handelnden Personen fast ohne Ausnahme ausgezeichnet durchgeführt. Die Hauptträgerin der Handlung, Frau Ristori, ist eine Schauspielerin ersten Ranges, und ihre Umgebung war ganz gemacht, ihr Talent im glänzendsten Licht erscheinen zu lassen. In den Scenen des Affectes, des qualvollen Seelenkampfes, der gewaltigen Erschütterung bewährt die Ristori eine Meisterschaft, welche schwerlich übertroffen werden kann. Bei den heftigsten Ausbrüchen weiß sie die Grenzlinie des Wahren und des Schönen mit dem sichersten Takt innezuhalten und nicht ein einziges mal verfällt sie in die so nahe liegende Uebertreibung der Leidenschaft. In dem Auftritte zumal, wo sie, dem verschmähten Bewerber gegenüber stehend, nach und nach gewahr wird, daß sie entdeckt sei, in diesem Auftritte, wo sie von dem Ausdruck des abweisenden weiblichen Stolzes durch Unruhe, Angst, Entsetzen hindurch endlich zu flehender Demuth überging, bei diesem raschen Ueberschreiten einer unermeßlichen Leiter der verschiedensten Empfindungen war ihr Spiel hinreißend, unbeschreiblich schön. Und ich muß hinzufügen, daß die Wirkung ihres Spiels nicht etwa durch eine bestechende Persönlichkeit unterstützt wird. Frau Ristori soll zwar schön gewesen sein, aber heute muß man das den Leuten, die es behaupten, aufs Wort glauben; sie ist überdies nicht gut gebaut, mager, von übler Haltung, und sie

hat eine unangenehm rauhe Stimme. Einzig allein ihrem seltenen Talent verdankt sie es, der Liebling des römischen Publicums zu sein, welches mit Schrecken hört, daß der Gemahl der Ristori — sie ist seit Jahren mit einem dem hohen römischen Adel angehörigen Manne verheirathet — seine Frau dem Theater mit Ende dieses Winters entziehen wolle. Aber der Herr Marchese wird hoffentlich mit sich reden lassen, und die Frau hat doch in Haushaltungs-Angelegenheiten auch ein Wort mitzusprechen.

Die Goldoni'sche Komödie ist heute noch das wahre Lebenselement der italienischen Schauspielkunst. An einem andern Abend sah ich im Theater Valle ein Goldoni'sches Stück, dessen Name mir leider entfallen ist, ein Stück, in vollen Eimern an der Quelle geschöpft, klar, durchsichtig, und erquicklich zumal durch den gesunden, gutmüthigen Humor, von welchem es übersprudelt. Die Gutmüthigkeit ist überhaupt eine wesentliche Eigenschaft des italienischen Witzes, welcher niemals bis aufs Blut ritzt, geschweige denn, daß er Gift in die Wunde gösse — ein kindlich schalkhafter Witz, wohlgezielt und blitzschnell, aber ohne Stachel, und eben deshalb der spaßhafteste in der Welt. Goldoni ist Meister dieses nationalen Humors. Jener alte Narr zum Beispiel, welcher keinen Menschen und kein Ding nennen kann, ohne daß sein Mund überflösse von pompösem Lob und Preis, der aus Dienstfertigkeit Leuten, die keinen Proceß haben, einen Advocaten aufdringt, der im Uebermaß der Gastfreundschaft die Leute zu Tische nicht einladet, sondern geradezu preßt, obgleich er ihnen nichts vorzusetzen hat, dieser Alte ist eine der komischsten Originalfiguren, welche mir jemals begegnet. Und so die ganze Handlung. Das wird nicht an Fäden gezogen, das lebt; das ist gewachsen und nicht gemacht; natürlich. Goldoni ist ein nationaler Dichter durch und durch, und wo ihn das Talent im Stiche läßt, da hilft er sich mit der

Wahrheit. Keine seiner Figuren, welche dem Publicum nicht ein Stück seines eigenen Wesens abspiegelte, keine Handlung, keine Situation, die nicht ein treues Bild der italienischen Wirklichkeit wäre. Seitdem Goldoni schrieb, hat die Zeit allerdings diese und jene Ecke abgeschliffen von der Originalität der Charaktere und der Verhältnisse; aber die Hauptformen sind die nämlichen geblieben, der Italiener erkennt in der ersten wie in der letzten der Personen Goldoni's noch immer sich selbst, er findet bei Goldoni seine eigenen Lebensgewohnheiten, seine eigenen Schwächen, seine eigenen Liebhabereien wieder, und die scherzende Carikirung seiner eigenen Natur verfehlt ihre Wirkung auf seine Lachlust nie. Nochmals, weil die Goldoni'sche Dichtung von dem Geiste der Nation durchdrungen ist, deshalb war sie die Freude seiner Zeitgenossen, und deshalb ist sie jung geblieben bis auf den heutigen Tag. Es ist wahrlich nicht die künstlerische Vollendung, welche ihr die Anerkennung dreier Geschlechtsalter verschafft hat. Goldoni ist hier und da ein sehr schwacher Dramatiker, aber immer wahr, natürlich, verständlich, und niemals langweilig. Wenn er sich lustig macht über die Schwächen und Narrheiten, welche er in seiner Umgebung findet, so hat er doch zu viel Achtung vor sich selbst, um das Volk zu beleidigen, dem er angehört. Und das Volk hat nun einmal überall, wenn auch mancher Orten unbewußt, eine gewisse Empfindlichkeit gegen jede Art von Kränkung, wäre sie auch noch so indirect, bestände sie auch nur darin, daß man ihm irgend ein fremdes Zerrbild vorhält und dazu spricht: siehe, das ist dein Portrait. Ja selbst die von außen hergeholte Folie des dramischen Spiegels duldet das Volk nur mit Widerwillen, und es wird niemals eine Bühne als eine nationale gelten lassen, auf welcher die wahren oder die eingebildeten Herrlichkeiten des Auslandes als stehende Decoration oder Perspective angebracht sind.

Wenn Goldoni Venedig zum Schauplatz wählt, so ist die Lagune die Grenze seiner dramatischen Welt. Darüber hinaus gibt es gar nichts mehr, geschweige denn, daß irgend ein größeres, glänzenderes, vornehmeres Jenseits mit dem venetianischen Diesseits in einen beschämenden Gegensatz gestellt würde. Goldoni verspottet den venetianischen Zopf, nicht weil sie ihn anderer Orten anders tragen, sondern lediglich weil er ein Zopf ist; er züchtigt den Geiz der Venetianer oder ihren Geldstolz, aber er gibt nicht zu verstehen, daß die Venetianer neben den Engländern doch nur arme Schlucker seien, und wenn er das lustige venetianische Leben schildert, so fügt er nicht hinzu: aber in Paris, freilich in Paris geht es noch ganz anders her.

Wenn ich mir dagegen die ekelhafte Französelei vergegenwärtige, welche uns aus jeder Zeile des neuen und neuesten deutschen Dramas annäselt, so steigt mir die Galle auf, und ich lege die Feder weg.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Italienisches Wanderbuch.

II.



Italienisches Wanderbuch.

1850—1851.

Von

A. L. von Rochau.

Zweiter Band.

Leipzig:
Avenarius & Mendelssohn.

1852.



Inhalt des zweiten Bandes.

XXIV.

Römische Kirchen und päpstliche Paläste.

Ich bin ein großer Freund der öffentlichen Pracht, vorausgesetzt, daß sie die öffentlichen Mittel nicht überschreitet und daß sie nicht durch Ueberladung, durch barbarischen Prunk und Flitter über die Gesetze der Schönheit hinausgeht, deren Grundzug die Einfachheit ist. Wenn Gebäude und Anstalten zu öffentlichen Zwecken würdig und selbst glänzend ausgestattet werden, so geschieht damit nur was recht und löblich ist und was mit dem Gebrauche der weisesten Regierungen aller Zeiten und Länder übereinstimmt. Bescheidene Wohnhäuser neben prachtvollen Staatspalästen und Tempeln, diese Regel des atheniensischen Lebens sollte sich jeder Staat anzueignen suchen, welcher eine Regung jener Triebkraft in sich fühlt, die in dem griechischen Freistaate die herrlichsten Blüten des Menschendaseins zur Entfaltung gebracht.

Es liegt ein tiefer Sinn in jener Regel. Die bürgerliche Mittelmäßigkeit der äußern Existenz ist die sicherste Gewähr für die Gesundheit von Volk und Staat, und wo die öffentlichen Einrichtungen groß und würdevoll in die Erscheinung treten, da wird man den Schwung des öffentlichen Geistes nicht leicht vermissen. Oeffentliche Gebäude sind Mo-

numente, welche das Zeitalter sich selber setzt, und die karge Hand bei ihrer Ausstattung zeugt von kleinem Sinn. Kirchen, Rathhäuser, Parlamentssäle, Theater sind die Paläste des Volks, ihr Reichthum ist das Miteigenthum des Armen, und das Bewußtsein einer solchen Gütergemeinschaft hilft über manche persönliche Entbehrung hinweg. Viele von uns kennen aus eigener Erfahrung die gehobene Stimmung, welche man aus einer glänzenden Umgebung in die einfache Behausung mit zurückbringt; wir haben ja einen Antheil gehabt an jener Pracht, was wir davon gesehen, gehört uns. Ist der Gegensatz von Armuth zu Reichthum ein persönlicher, so mag er bei misgearteten Naturen statt des Behagens allerdings Neid, Unzufriedenheit und Groll hervorrufen; tritt aber der Armuth des Einzelnen der Reichthum der Gesammtheit gegenüber, so fällt jede Möglichkeit einer solchen Wirkung hinweg, und es bleibt nur der reine Genuß übrig, welchen die Befriedigung des dem Menschen innewohnenden Luxusbedürfnisses gewährt. Und wer könnte behaupten, daß dieses Bedürfniß, die Amme der Cultur, ein unstatthaftes, oder daß diejenige Befriedigung desselben eine unrechtmäßige sei, welche zwar auf Kosten Aller, aber auch zu Gunsten Aller stattfindet?

Unrechtmäßig dagegen, sündhaft, ja verbrecherisch ist allerdings jener Luxus, oder kann doch jener Luxus sein, welcher in egoistisch ausschließlichem Genusse ein Uebermaß von Mitteln und Kräften vergeudet, oder gar auf fremde Rechnung schwelgt. Für solchen Misbrauch ist es eine dürftige Ausrede, daß der verschwendete Ueberfluß der Gewerbsthätigkeit zufließe. Der Gewerbfleiß, welcher einer sybaritischen Ueberfeinerung dient, ist kein wohlthätiger, und wenn dieser und jener Gewerbsmann dabei gewinnt, so hilft er doch unfehlbar zur Verarmung der Nation. Ich hörte vor einigen Jahren von einem Shawl reden, welcher von

Ludwig XV. für irgend eine Dame seines Hofes bestellt, über achtzig Jahre lang in Arbeit gewesen, jetzt endlich fertig geworden und, ich weiß nicht von wem, für viele tausend Thaler gekauft worden sei. In dieser Idealität wird die gewissenlose, die empörende Verschwendung von Zeit und Arbeit nicht oft vorkommen, gleichwol gibt es der Leute nur zu viele, welcher in einer kaum weniger verantwortlichen Weise über die werthvollsten Kräfte verfügen zu dürfen glauben, weil sie ja im Stande sind dieselben zu bezahlen. Wenn diese Leute sich nun gar noch einbilden, daß sie durch Belebung des Gewerbfleißes Lob und Beifall verdienen, dann habe ich für sie nur die Versicherung des aufrichtigsten Mitleids. Die Andern hingegen, denen nicht jedes Verständniß der heutigen Dinge fehlt, diese Andern werden sich bei einigem Nachdenken leicht überzeugen, daß es nichts für die Ruhe der Gesellschaft und für die Sicherheit ihrer Grundlagen Gefährlicheres gibt als jene Leute und ihre „Beförderung der Industrie".

Daß man in Rom, der Hauptstadt eines geistlichen Staates, der Metropole einer unermeßlichen Glaubensgenossenschaft, einen besondern Werth auf den Bau großer, schöner und reich ausgestatteter Kirchen gelegt hat, ist ganz in der Ordnung. Die Zahl der römischen Kirchen geht jedoch allem Anschein nach weit hinaus nicht nur über das Bedürfniß, sondern auch über das Maß des Schicklichen. Indessen ist allerdings seit geraumer Zeit ein Nachlassen des Eifers eingetreten, mit welchem man Jahrhunderte lang daran arbeitete, alle Stadttheile Roms mit Kirchen nicht blos zu versorgen, sondern zu überfüllen. Im gegenwärtigen Augenblick wird, so viel ich bemerkt habe, nur eine einzige Kirche in Rom gebaut, oder vielmehr wieder gebaut, die Paulskirche, welche vor etlichen und zwanzig Jahren niederbrannte. Diese Kirche war berühmt durch ihr Alter, ihre Größe und durch die

seltene Reinheit, in welcher der Basilikenstil in ihr durchgeführt war; bei ihrer einsamen Lage vor einem entlegenen Thore, weitab von jeder bevölkerten Stätte, wäre sie indessen, einmal zerstört, vollkommen entbehrlich gewesen; allein dieselbe wird mit einem ungeheuern Aufwande wieder hergestellt. Da man bei dem Entwurfe des Neubaues in wesentlichen Stücken von dem Plane der alten Basilika abgegangen ist — statt des Spitzdaches von Holzwerk gibt man z. B. der Kirche eine flache Decke, die bei der großen Länge und Breite des Schiffs wie ein Sargdeckel auf demselben lastet — so ist es sehr zweifelhaft, ob die vielgepriesene architektonische Wirkung der alten Paulskirche auch auf die neue übergehen wird. Der Neubau imponirt durch seine unglaubliche Ausdehnung, welche bei den angenommenen Verhältnissen noch viel größer scheint als sie ist, aber es fehlt ihm dennoch die Majestät.

Die nämliche Ausstellung möchte ich bei allen übrigen Kirchen Roms, vielleicht mit der einzigen Ausnahme der Peterskirche, wiederholen. Unser an die dithyrambischen Formen der gothischen Bauart gewöhntes Auge, es mag Wohlgefallen finden an den weichen gereimten Linien des italienischen Kuppelstils, dem die große Mehrzahl der römischen Kirchen angehört, allein es läßt sich dadurch nicht überwältigen. Das Gefühl der Ueberwältigung aber, entsprechend der weiblichen Seite unserer Natur, ist und bleibt der Träger des höchsten Genusses, dessen wir fähig sind.

Im Gegensatze zu der Paulskirche erscheint die Peterskirche, von außen wie von innen, beiweitem nicht so groß wie sie ist. Die Außenseite macht überhaupt in der Nähe betrachtet keinen bedeutenden Eindruck. Die beiden Seiten der Kirche sind durch Nebengebäude vielfach entstellt oder maskirt, die Façade ist äußerst geschmacklos, und die Kuppel macht sich nicht in ihrem vollen Werthe geltend. Die bogen-

förmigen Säulengänge, welche den Platz vor der Kirche einfassen, an deren Vorderseite sie sich mit dem einen Ende anlehnen, während das andere Ende sich so zu sagen im Sande verliert, diese Säulengänge stellen sich in der Wirklichkeit noch viel unvortheilhafter dar als in den allbekannten Abbildungen. Die Absichtlichkeit eines solchen Anhängsels ist zu augenfällig, als daß ein gesunder Sinn nicht auf den ersten Blick dadurch beleidigt werden sollte. Jetzt wollen wir noch eine großartige Perspective machen, sagt sich der Baumeister, als er mit der Kirche fertig ist, und so stellt er denn acht lange Reihen riesenhafter Säulen auf, welche nichts tragen als ihr Gebälk, welche keinen Zweck haben als, wie gesagt, die Herstellung einer Perspective. Eine solche Spielerei ist der ernsten Kunst durchaus unwürdig, und um so unwürdiger, je kolossalere Mittel sie darauf verwendet. Wie nun gar, wenn das Kolossale nicht blos die Gesammtwirkung verfehlt, sondern auch in einer kleinlichen Weise gehandhabt ist. Die Säulen sind nämlich, bei ungeheuern Dimensionen, so nahe aneinander gerückt, daß die Gänge zwischen denselben ein enges, finsteres, unterirdisches Aussehen haben, dessen trübselige Wirkung durch ein holperiges Pflaster der gemeinsten Art noch trübseliger wird. Der einzige Dienst, welchen die Säulengänge des unglückseligen Bernini leisten, dieses Mannes, welchem Rom so manchen Kunstscandal verdankt, der einzige Dienst besteht darin, daß sie die elenden Baracken einigermaßen verdecken, welche hinter denselben hart an den Petersplatz anstoßen; dieser Dienst aber wäre wohlfeiler zu haben gewesen als für eine Million Thaler.

Beim ersten Eintritt in die Peterskirche ist man einer Augentäuschung ausgesetzt, welche, im Gegensatze des oben Gesagten, einer übertriebenen Vorstellung von der Ausdehnung des Gebäudes Vorschub leisten kann. Auf einem Geländer, welches vor dem Hauptaltar den Eingang in die

Gruft umgibt, brennt nämlich eine große Anzahl von Lampen, deren schwaches Licht den Maßstab einer außerordentlich großen Entfernung anzugeben scheint. Näher herantretend gewahrt man indessen, daß die geringe Höhe des Geländers und die Winzigkeit der Flämmchen die, ohne Zweifel berechnete, Ursache jener optischen Wirkung sind, welche alsbald, wie gesagt, in das Gegentheil umschlägt. Man muß die Peterskirche oft besucht und in ihren Einzelheiten aufmerksam studirt haben, ehe man eine richtige und lebendige Vorstellung von ihren riesigen Dimensionen erhält. Als der Grund dieser Erscheinung wird gewöhnlich dieser oder jener Fehler des Plans genannt; ich möchte indessen ganz im Gegentheil glauben, daß sie lediglich die Wirkung der Harmonie und des Ebenmaßes sei. Es ist ein Erfahrungssatz des alltäglichen Lebens, daß falsche Verhältnisse den Eindruck der räumlichen Ausdehnung steigern, wie denn z. B. ein langer dürrer Jüngling oft für größer gehalten wird als ein wohlgebauter ausgewachsener Mann, der ihn bedeutend überragt.

In einem ähnlichen Maße wie die Kirche selbst sind auch die Kunstwerke, mit welchen dieselbe geschmückt ist, riesengroß. So namentlich die Denkmäler der Päpste, mit denen die freien Plätze an Pfeilern und in Nischen bereits so weit ausgefüllt sind, daß es schwer werden möchte, auch nur für ein einziges Monument der Art noch Raum ausfindig zu machen. Eins der reichsten und effectvollsten Denkmäler ist das Clemens XIII., von Canova. Die Figur des Papstes, welche in der Stellung des innigen Gebetes auf dem Sarkophage kniet, wird von den italienischen Künstlern für eins der gelungensten Werke Canova's erklärt, der ihnen bekanntlich, unter den neuern wenigstens, für den Meister der Meister gilt. Zur Rechten des Papstes steht eine Frauengestalt, die Kirche darstellend, etwas hoch geschürzt, eine Virago viel mehr als ein seelengewinnendes Weib, und entstellt durch den Kranz

von langen marmorenen Stacheln, welcher den Nimbus um ihr Haupt vorstellt. Auf der andern Seite ruht, malerisch dahingegossen, ein Genius von weichen bestechenden Formen, den die umgestürzte Fackel, etwas unchristlich wie mich dünkt, als den Todesengel bezeichnet. An der Schwelle des Monuments aber sind zwei Löwen gelagert, so prächtig wie sie je aus dem Marmor herausgehauen worden. Alle antiken Löwen, die ich je gesehen, sind nürnberger Waare daneben, wie denn die alte Kunst überhaupt nichts seltener zu Stande gebracht hat als ein gutes Thierbild. Der eine der beiden Wächter schläft einen Schlaf, um den man ihn beneiden könnte; der andere ist wach und sprungfertig zum Entsetzen.

Auch die letzten Stuarts haben in der Peterskirche ein Denkmal von der Hand Canova's, welches durch Bescheidenheit des Entwurfs und der Inschrift anspricht. Die drei letzten Träger jenes unglücklichen Namens sind im Reliefbrustbilde dargestellt, und neben ihnen zwei trauernde Genien, welche die Schamhaftigkeit der päpstlichen Kirchenpolizei nachträglich mit einer Schürze umgürtet hat. Eine ähnliche Wohlthat ist auf einer andern Grabstätte einer symbolischen weiblichen Figur zu Theil geworden, deren Toilette man nicht vollständig genug fand. Daß auch den Personen des Michel-Angelo'schen jüngsten Gerichts in der Sixtinischen Capelle durch fromme Fürsorge Röcke und Hosen verliehen worden, verdient bei dieser Gelegenheit gleichfalls erwähnt zu werden, um so mehr, als die päpstliche Munificenz sich in diesem Falle nicht blos auf die Engel und die Seligen, sondern auch auf die Verdammten und sogar auf die Teufel erstreckt. Und nach solchen Handlungen der Barmherzigkeit gegen Gerechte und Ungerechte spricht man noch von römischer Unduldsamkeit!

Die Ersteigung der Kuppel der Peterskirche ist eine etwas angreifende, aber in hohem Grade lohnende Arbeit. Auf dem flachen Dache der Kirche, auf den innern und äußern

Galerien der Kuppel lernt man das Gebäude eigentlich erst kennen, während man zugleich eine volle Uebersicht des labyrinthischen Vatican erhält, wie sie schwerlich von irgend einem andern Punkte aus gewonnen werden mag. Die Fernsicht von der Spitze der Peterskirche aber ist die prachtvollste, welche Rom und seine Umgebung darbietet, so reich und wunderbar, daß jeder Versuch der Beschreibung eine verlorene Mühe sein würde.

Nächst dem Dome St.-Peters und der Basilika St.-Pauls gehören Santa Maria Maggiore und San Giovanni in Laterano zu den größten und prächtigsten Kirchen der Hauptstadt der katholischen Welt. Die prunkhafteste derselben ist aber ohne Zweifel Santa Maria della Vittoria, zur Feier, ich glaube des Sieges bei Lepanto erbaut, und zwar klein, aber mit Marmorbildwerk und Verzierungen dermaßen überladen, daß Einem der Muth und die Lust vergeht, Einzelheiten zu betrachten.

Zehn oder zwölf der römischen Kirchen waren ursprünglich heidnische Tempel oder Badesäle. Das Pantheon ist das großartigste dieser Bauwerke, voll antiker Hoheit und Würde, trotz vielfältiger, entstellender Modernisirung zum Behufe seiner gegenwärtigen Bestimmung. Diese herrliche Rotunde ist nach sorgfältigen Messungen mehrfach nachgeahmt, namentlich in Mailand und Neapel, aber niemals hat man die mächtige Wirkung derselben zu erreichen vermocht. Von außen eine leidliche Ansicht des Pantheon zu gewinnen, ist, da es von allen Seiten verbaut worden, unmöglich. Nur der Porticus vor dem Haupteingange ist dem vollen Blicke zugänglich, dem übrigens hier wieder einmal eine der Missethaten entgegentritt, durch welche sich der Ritter Bernini unsterblich gemacht hat, nämlich zwei winzige Glockenthürmchen, die man treffend genug die Eselsohren des Baumeisters genannt hat. Unter den wenigen Monumenten des Pan=

theon nenne ich nur das Denkmal, welches Thorwaldsen dem Cardinal Consalvi gesetzt hat. Es ist ein Relief, den Cardinal darstellend, wie er Pius VII., dessen stumpfes Gesicht sehr abstößt, die Provinzen des zum Theil durch seine Bemühungen wieder hergestellten Kirchenstaats vorstellt. Die Provinzen erscheinen in der Gestalt von blühenden Frauen, die sich dem Papste huldigend zu Füßen geworfen haben. Der Gegenstand und die Erfindung sind meinem Gefühl nach eines Thorwaldsen durchaus unwürdig; ich kann ihm das Consalvi'sche Denkmal nicht verzeihen.

Auf den Trümmern der Bäder Diocletian's ist Santa Maria degli Angeli aufgeführt, und zwar von Michel Angelo, welcher eine Anzahl ungeheurer Granitsäulen und eine Rotunde, die der Badeanstalt angehörten, in seine Kirche eingebaut hat. Jene Säulen geben einen hohen Begriff von der Großartigkeit der Kaiserbäder, deren gewaltiger Umfang überdies durch unermeßliche Ruinen noch heute deutlich bezeichnet wird. Büchersammlungen, Gemäldegalerien, Spiele, Plätze für körperliche Uebungen, alles was das öffentliche Leben erheitern kann, war in diesen Badeanstalten vereinigt, in denen täglich Tausende und aber Tausende von römischen Bürgern Unterhaltung, Zeitvertreib und Gesundheitspflege fanden. So mächtig waren die Traditionen der Republik, des Volksstaats, daß die Kaiser noch immer wetteiferten, den Bedürfnissen und selbst dem Luxus des Volks zu dienen, als längst keine Spur von öffentlicher Freiheit mehr vorhanden war. Dies war keine Bestechung, denn deren bedurfte es nicht mehr für das römische Volk, sondern nur für die Prätorianer; es war eine Huldigung, welche der Usurpator dem entthronten Souverän darbrachte. Dahin gehören auch die mannichfaltigen Anstalten für öffentliche Schauspiele, zahlreich und großartig, wie sie keine spätere Zeit jemals gekannt hat, Circus, Theater, Amphitheater, Naumachien. Wie die Eng=

länder den abgesetzten Sultanen Indiens anstandshalber einen glänzenden Hofstaat halten und große Jahrgelder zahlen, so wurde das abgesetzte römische Volk von den Kaisern mit Brot und öffentlichen Spielen pensionirt.

Der Tag kam, wo das Cäsarenthum Bankrott machte, wo die Paläste stürzten, die es dem entthronten Volke gebaut, wo Rom in nackter Bettlerarmuth seinem eigenen Elende gegenüber stand. Das war eine gute Zeit für Italien, eine Zeit der verdienten, der nothwendigen Züchtigung, eine Zeit des Blutes zwar, aber auch des Schweißes, jenes Schweißes, den die Römer seit Jahrhunderten nicht mehr gekannt hatten und ohne den es nun einmal keinen Segen und keine echte Frucht gibt auf Erden. Keine größere Wohlthat für ein entartetes Geschlecht als die eiserne Noth. Die Noth war es, welche machte, daß ein Theil des abgelebten Italiens aus der Barbarei, welche die germanische Eroberung über das Land gebracht hatte, mit jugendlicher Kraft und Schönheit wieder hervorging. Venedig und Genua, Mailand und Florenz wurden durch Mühe und Arbeit die Stärke und der Stolz ihres Landes; Rom hingegen, welches sich nur zu bald einbilden ließ, daß seine ehemalige Weltherrschaft in veränderter Form sich erneut habe, Rom verfiel von neuem dem Hochmuth und Müßiggang, und deshalb blieb es was es noch heute ist, eine Stätte prahlerischer Armuth, die auf fremde Kosten lebt.

Das Brot empfängt auch jetzt der vierte Theil der römischen Bevölkerung in der Gestalt von Almosen aller Art, und wenn dem Römer die Spiele, im alten Sinne des Worts, so weit sie überhaupt mit der heutigen Civilisation verträglich sind, augenscheinlich ungern zugestanden werden, so hat man doch einen modernen Ersatz für dieselben ausfindig gemacht. Immer noch wird für die Augenweide des Volks in Rom gesorgt, wie vielleicht in keiner andern Stadt

der Welt. Die Pracht der Kirchenfeste, der Pomp der Processionen, der Glanz der religiösen Aufzüge überhaupt, das Alles gilt heutzutage freilich wol vorzugsweise einem weitern Kreise, als welchen die Mauern Roms einfassen, allein immerhin haben die Römer die Wirkung aller dieser Einrichtungen aus erster Hand: was hauptsächlich für die Fremden, das Ausland, die Welt berechnet und bestimmt sein mag, daran nehmen der Natur der Sache nach die Einheimischen den ersten und größten Theil.

Von den berühmten kirchlichen Feierlichkeiten in Rom weiß ich nichts zu sagen, da ich keiner derselben beigewohnt habe. Der Zufall, der mich von den Herrlichkeiten ausschloß, welche die Peterskirche an hohen Festen darbietet, führte mich dagegen eines Morgens in die päpstliche Metropole, als gerade ein Franciscanermönch die Kanzel in einer der Capellen inne hatte. Eine Kapuzinerpredigt — ich versprach mir ein Fest und mischte mich eiligen Schrittes unter die Zuhörerschaft. Wie war ich betrogen! Statt eines geistlichen Tribuns, der eiferglühend auf die sündige Welt herunterdonnert, fand ich ein behagliches Männlein, welches in wohlwollendem Tone und mit süßlicher Modulation der Stimme sehr gemäßigt über den Zeitgeist sprach. Daß er denselben nicht gerade preiswürdig fand, versteht sich von selbst. Besonders die Philosophie und die Zeitungen waren es, welche er vor seiner Zuhörerschaft verklagte, aber ohne Bitterkeit und ohne Haß. Kurz, der Mann sprach, wie ein in seiner Art verständiger Geistlicher von mittelmäßiger Begabung vor einem gebildeten Auditorium sprechen kann. Vom Kapuziner hatte er offenbar nur den Rock. Ein echter Kapuziner, wenn er recht artig sein will, muß seine Zuhörer doch wenigstens mit: Satanskinder anreden, und dieser Mann im Kleide des heiligen Franciscus nannte uns einmal über das andere: O Signori! Bei solcher Anrede mache sich Illusionen wer kann.

In der französischen Kirche wurde mir bei einer andern Gelegenheit eine ähnliche Täuschung zu Theil. Ich fand, als ich eines Tages zufällig in die Kirche St.-Louis des Français eintrat, eine Anzahl französischer Soldaten dort versammelt, und erfuhr, daß sie gekommen seien, um einer „instruction“ beizuwohnen, die in einer Viertelstunde beginnen solle. Eine religiöse Unterweisung an die Soldaten der französischen Republik, in Rom — die Sache konnte sehr pikant, selbst lehrreich werden, und ich entschloß mich zu bleiben. Nach und nach wuchs die Zahl der Soldaten bis auf einige hundert, unter denen jedoch nicht ein einziger Offizier. Bald erschienen auch einige Geistliche, welche den Soldaten in einer auffallenden Weise die Honneurs der Kirche machten, sie in den Chor nöthigten, Stühle herbeischafften und Gesangbüchlein austheilten. Ein graubärtiger alter Herr, der neben mir Platz nahm, stellte sich mir mit den ersten Worten als vieille moustache de l'empire vor, und sprach sehr gottesfürchtig mit mir und mit einem Geistlichen, welchen er Monseigneur anredete, wiewol dieser Mann nicht einmal die Corpulenz eines Prälaten hatte.

Die Zeit fing an mir lang zu werden, denn aus den funfzehn Minuten waren drei Viertelstunden geworden, als die Handlung endlich begann, und zwar mit einer Psalmodie, bei welcher zehn oder zwölf Soldaten vor einem Notenpult gruppirt vortrefflich respondirten. Darauf folgte dann die magerste Kanzelrede, die man Nachmittags in einer Dorfkirche hören kann, eine Predigt ohne Geist, ohne Saft und ohne Kraft, die Langeweile in gesprochener Prosa. Von den Pflichten des Soldaten im Allgemeinen, oder im Besondern von denen des französischen Soldaten im Kirchenstaate kein Wort. — Bald hatte ich mehr als genug, und mehrern der rothhosigen Kriegsmänner ging es wie mir. Aber der Rückzug war abgeschnitten, die Thüre gesperrt,

gesperrt wider alles Völkerrecht, denn es heißt wohl: compelle intrare, aber nicht compelle remanere. Endlich gelang es gemeinschaftlicher List den Ausgang zu gewinnen. „Auf!" sagte draußen einer meiner Mitflüchtigen: „on ne m'y prendra plus!"

Die päpstlichen Paläste in Rom, so umfangreich sie auch sind, fallen nicht bedeutend ins Auge, am wenigsten der Vatican, obgleich ihm die stolzesten Schlösser anderer Hauptstädte an Ausdehnung kaum nahe kommen mögen. Der Vatican ist nämlich im Laufe mehrerer Jahrhunderte nach und nach zu seiner gegenwärtigen Größe angewachsen, jeder Papst hat nach seinem eigenen Plane daran fortgebaut, und so ist ein verworrener Knäuel von Haupt- und Nebengebäuden, von Galerien, Pavillons und Höfen daraus geworden, ein regelloser Steinhaufen, der nach keiner Seite hin Front macht, und von dem man nur aus der Vogelperspective, von der Höhe der Paulskirche herunter, ein Bild gewinnen kann. Der einzige architektonisch schöne Theil des Vatican ist der von Bramante gebaute Haupthof, nach welchem die offenen Galerien hinausgehen, die unter dem Namen der Loggien des Rafael weltberühmt sind. Der ganze Rest des Vatican, als Werk des Baumeisters, ist keinen Gang von zwanzig Schritten werth.

Der Lateran, am entgegengesetzten Endpunkte der Stadt, stellt sich besser dar. Er bildet mit der dazu gehörigen Kirche eine imponirende Baumasse, welche, ganz frei und so zu sagen in der Einöde gelegen, von allen Seiten her ein sehr stattliches Bild gibt, nur daß man es dabei mit Stil und Regel nicht allzu strenge nehmen muß.

In der Mitte zwischen Vatican und Lateran, auf der Grenze des bewohnten und unbewohnten Rom, liegt der Quirinal, das unscheinbarste von den Schlössern des Papstes, aber gleichwol dessen gewöhnliche Sommerresidenz, während

ihm der Vatican zum Winteraufenthalt dient, und der Lateran so gut wie gar nicht mehr benutzt wird. Da die jüngste römische Republik den Quirinal zu ihren Zwecken in Beschlag genommen und Kasernen und Spitäler darin errichtet hatte, so war der ganze Palast in diesem Frühjahr in einer Restaurationsarbeit begriffen, die ihn vollends nicht in der vortheilhaftesten Gestalt erscheinen ließ. Die Wohngemächer des Papstes indessen waren zu dessen Empfange bereits ziemlich vollständig eingerichtet. Man zeigte uns sein kleines Arbeitszimmer, wo mir aller Platz für Bücher zu fehlen schien, sein peinlich enges eisernes Bett, den Tisch, an welchem er seine, wie die Etikette es will, einsamen Mahlzeiten hält. Der Refrain eines bekannten deutschen Liedes summte mir dabei fortwährend in den Ohren. In einem benachbarten Saale machte der Custode auf eine Kugel aufmerksam, welche in ein kleines Deckengemälde, das Urtheil Salomonis darstellend, eingeschlagen hatte. Diese Kugel, sagte der Custode, solle am Tage der Flucht des Papstes, da er sich dem Fenster genähert, auf ihn abgefeuert worden sein, und zwar vom Fuße der Treppe, die nach dem Monte Cavallo — das ist der heutige Name des quirinalischen Hügels — heraufführt. Meine Begleiter, eifrige Anhänger des herrschenden Systems, fanden in dieser Mittheilung Anlaß zu Herzensergießungen im bittersten Geschmack; allein so sehr sie sich bemühten, den Custoden durch Fragen und Provocationen in den Strom ihres Zorns gegen Revolution und Republik mit hineinzuziehen, der Diener des Papstes ließ sich nicht aus dem ruhigen diplomatischen Tone herausbringen, in welchem er von Anfang an über alle diese Dinge gesprochen hatte, und so sehr man ihn drängte, die Republikaner, die den Quirinal innegehabt, dieser oder jener Unbill, der Roheit, der muthwilligen Zerstörung zu beschuldigen, er blieb der Wahrheit getreu und sagte Nein.

Im Garten des Quirinal war es frühlingsduftig. Aus den Beeten reckten Crocus und Narcissen die bunten Häupter hervor, der Rasen war blau gesprenkelt mit Veilchen, die kahlen Zweige der Pfirsichbäume hatten sich geröthet, und an den hohen Myrthenwänden öffneten sich die ersten weißen Knospen. Die Stille und Einsamkeit in den Laubgängen wurde nur unterbrochen durch das Plätschern eines Springbrunnens oder den eiligen Flug eines Vogels, der einen Grashalm zum Bau des Nestes trug. Aus Lorbeergebüsch glänzten Bildsäulen und Büsten hervor, und hier und da öffnete sich durch die Taxushecken ein prachtvoller Blick auf Rom. — Ich aber ging stumm und traurig von dannen.

XXV.

Steinhäuser's Werkstatt in Rom.

Unter den deutschen Künstlern in Rom nimmt der Bildhauer Steinhäuser aus Bremen eine der ersten Stellen ein, und seine Werkstatt gehört zu den reichsten, die man sehen kann. Ein dichterisches Gemüth, ein glücklicher Griff im Entwurfe und ein echt deutscher Fleiß in der Ausführung, das sind Eigenschaften, die uns zunächst aus den zahlreichen Werken ansprechen, welche Steinhäuser gleichzeitig bearbeitet. Selbst den unfruchtbarsten Stoffen weiß seine Hand überraschende Resultate abzugewinnen. So läßt sich z. B. kaum ein weniger dankbarer Gegenstand der künstlerischen Behandlung denken, als die ganze leibliche Persönlichkeit des Astronomen Olbers, und gleichwol hat Steinhäuser die unbedeutende Erscheinung dieses kleinen Männleins mit dem geleckten, stumpfen, nichtssagenden Gesicht zu einem Bilde zu verarbeiten gewußt, welches nicht blos das Auge fesselt, sondern auch dem Geiste lebhafte Anregungen gibt. Von wahrhaft monumentaler Wirkung ist die Figur des Bürgermeisters Smidt, welchem seine Vaterstadt die etwas unzarte Ehre erwiesen hat, ihm bei lebendigem Leibe den Denkstein herrichten zu lassen. Die verwitterten Züge des alten Diplomaten sprechen aus dem Steinhäuser'schen Marmor heraus mit antiker Würde, und die künftigen Geschlechter Bremens werden nach diesem

Standbilde des letzten oder vorletzten Bürgermeisters ihrer weiland „freien Stadt" mit ehrfurchtsvoller Scheu hinaufschauen.

Ein kolossales Denkmal Goethe's — für Berlin bestimmt — geht nach fünfjähriger unermüdlicher Arbeit jetzt seiner Vollendung entgegen. Das Monument ist nach dem bekannten Bettina'schen Entwurfe modellirt — der Dichter in sitzender Stellung, in der herunterhangenden Rechten einen Lorbeerkranz, in der Linken und auf das Knie gestützt eine Leier, deren Saiten von einem geflügelten Genius gerührt werden. Diese Idee ist keine glückliche, und sie hat bekanntlich bei Goethe selbst ebenso wenig Glück gemacht wie später beim Publicum. Indessen Bettina hat mit weiblicher Beharrlichkeit an ihrem verfehlten Kunstgedanken festgehalten, und es ist ihr gelungen, die Theilnahme des Königs von Preußen dafür zu gewinnen, in einer Zeit, wo sich die Blicke der Majestät noch nicht in Ungnade von ihr abgewendet. Bettina bestimmte den Ertrag ihres Briefwechsels mit Goethe für das nach ihrem Plane auszuführende Denkmal, und der König von Preußen machte sich anheischig, den etwaigen Ausfall zu decken. Das geschah, wie gesagt, vor einer Reihe von Jahren. Inzwischen scheint nun die Verlags-Unternehmung Bettina's, ungeachtet des großen literarischen Erfolges ihres Buches, durch allerlei Misgriffe, namentlich durch die Veranstaltung einer schlechten englischen Uebersetzung, übel ausgefallen zu sein, und ob der König von Preußen sich seiner blos mündlich gegebenen Zusage nach so langer Zeit und so vielen Zwischenfällen noch erinnert, ist zweifelhaft. Ist es schon eine sehr gewagte Sache, ein großer Mann in Deutschland zu sein — Goethe ist so ziemlich der Einzige, der seine Rechnung dabei gefunden —, wie viel mislicher steht es um das Denkmal einer deutschen Größe, wenn nicht ein solider Contract dessen Unterlage ist! Soll ich an den kläglichen Erfolg erinnern, mit welchem man

vor Jahren für ein Luther-Denkmal gesammelt hat? oder an die Hermanns-Statue, deren Bruchstücke seit zehn Jahren von Rost zerfressen und von Diebeshänden verschleppt werden? oder an das Standbild Lessing's, für welches die Pfennigbüchse gleichfalls seit vielen Jahren durch das Land geht? Indessen man schelte das deutsche Volk nicht, weil es keinen Gemeingeist und keinen Nationalsinn hat; der eine wie der andere sind unmöglich ohne das politische Vaterland, ohne den Staat. Allerdings unser ist zuletzt die Schuld, daß wir den Staat nicht haben, der andere Völker groß und stolz und frei gemacht hat; aber wir haben wenigstens zugenommen in der Erkenntniß unserer Schuld, und so gewiß wie der Geist es ist, der die Schicksale der Völker bestimmt, wir werden unsere historische Versündigung an uns selber tilgen.

Glücklicher als Hermann, Luther und Lessing hat Hahnemann in der Stadt Leipzig eine Patronin gefunden, deren Wort so gut ist wie Gold. Leipzig scheint sich's überhaupt angelegen sein zu lassen, für das Andenken bedeutender Männer einzutreten, welche keine eigentliche Heimat haben auf der deutschen Erde. Thaer hat meines Wissens ebenso wenig mit Leipzig gemein wie der Erfinder der Homöopathie, und wenn man gleichwol dem Einen wie dem Andern in der Pleißenstadt ein Denkmal setzt, so bin ich der Letzte, der den Leipzigern deshalb einen Eingriff in fremde Rechte vorwerfen würde; sicher aber ist es, daß jene löbliche Fürsorge für die Anerkennung deutschen Verdienstes immerhin auf noch würdigere Gegenstände hätte gewendet werden mögen. Oder wären die Namen Mendelssohn, Stein, Fichte, Hegel, List, wären sie nicht größer als die Namen Thaer und Hahnemann? Indessen wir wollen über solche Fragen keine Händel anfangen und uns dadurch noch weniger die Freude verderben lassen, daß unter den reichen Städten

Deutschlands wenigstens Eine ist, welche ihre eigene Ehre darin sucht, daß sie das Gedächtniß ausgezeichneter Landsleute ehrt, die nicht gerade ihren Bürgerbrief hatten oder angesichts ihres Glockenthurmes geboren wurden.

Die Steinhäuser'sche Statue Hahnemann's ist vermittels galvanoplastischen Verfahrens in Bronze geformt und so weit vollendet, daß sie binnen kürzester Zeit an ihren Bestimmungsort abgehen kann. Die Composition ist äußerst einfach, sitzende Figur mit einem aufgeschlagenen Buche auf den Knien, dem der feine Kopf des Greises — ohne Zweifel vollkommen bildnißtreu — mit sinnender Stirn zugewendet ist. Obgleich die Statue durch die sehr verwickelte galvanoplastische Behandlung, mit dem Modelle verglichen, vielleicht in manchen Einzelheiten verloren hat, so wird sie doch unzweifelhaft die beste Empfehlung der Goethe-Bildsäule sein, welche ihr hoffentlich binnen nicht gar langer Zeit nach Deutschland folgen wird.

Einer höhern Kunstsphäre angehörig und also der Entfaltung des künstlerischen Genius förderlich ist eine Reihe mythologischer und christlich-religiöser Figuren und Gruppen, welche in der Steinhäuser'schen Werkstatt theils bereits fertig dastehen, theils nur noch auf die letzte Hand warten. Ich nenne vorzugsweise eine gefesselte Psyche und eine Madonna mit dem Kinde, beide im höchsten Grade ausgezeichnet, jene zumal durch die Anmuth und Naivetät der Composition, diese besonders durch den Adel der Formen und den seelenvollen Ausdruck, welcher durch eine meisterhafte Drapirung des von einem leisen Lufthauche geschwellten Schleiers auf eine wunderbare Weise gehoben wird. In der Behandlung der Gewänder hat Steinhäuser es überhaupt zu einer Fertigkeit gebracht, welche schwerlich von irgend einem seiner Zeitgenossen erreicht wird. Der Marmor biegt und faltet sich unter seiner Hand wie ein geschmeidiger Seidenstoff, und

wenn es nicht gar zu nüchtern lautete, so würde ich sagen, daß Kleiderkünstler und Kleiderkünstlerinnen bei ihm in die Schule gehen könnten.

Das Prachtstück der Steinhäuser'schen Werkstatt ist ein Grabdenkmal, nach Nordamerika und für eine Familiengruft bestimmt. Die drei in der Blüte der Jahre gestorbenen Kinder, deren Andenken es gewidmet ist, sind, halb sitzend, halb liegend, im Todesschlafe eng aneinander geschmiegt. Die mittlere Figur, ein Mädchen, mit dem vollen frischen Reize der Jungfräulichkeit ausgestattet, hält mit der Rechten die jüngere Schwester umschlungen, während die Linke den kleinen Bruder umfaßt, dessen Kopf in süßem Schlummer auf ihrem Schoose ruht. Hinter den Kindern aber, und im Begriffe, ihre Stirnen zu berühren, steht ein Engel der Auferstehung, der sie erwecken wird zum ewigen freudigen Wiedersehen.

Ich habe nie ein Todtendenkmal gesehen, welches so rührend und so wohlthuend zur Seele spräche, wie dieses hier. Wie einfach der Gedanke, und in seiner Einfachheit wie genial! Die Grabsteine sind durchweg die schwächste Seite der Bildhauerei, der neuern nicht nur, sondern auch der mittelalterlichen und der antiken. Man gehe in die Museen, für welche die Friedhöfe der Vorzeit entweiht und geplündert worden sind, man durchwandere unsere Kathedralen, in denen sich Dynasten und Fürsten prunkhafte Monumente gesetzt haben, man steige in die Grüfte der Könige hinab, man durchforsche die unermeßlichen Nekropolen unserer Weltstädte, man besuche den Kirchhof der Residenz, der Handelsstadt oder des Dorfes, und überall wird man, neben Einem Grabstein von erträglicher Erfindung, hundert Monumente von haarsträubender Geschmacklosigkeit finden. Ein Denkmal vollends, welches einen schönen Gedanken in schöner Form wiedergibt, gehört zu den allergrößten

Seltenheiten in der Welt der Kunst. Auf dem ganzen ungeheuern Père-Lachaise z. B. würde man ein solches Monument wahrscheinlich vergebens suchen; ich wenigstens habe dort bei wiederholtem Besuche nur ein einziges Denkmal gefunden, welches auch nur dem Formensinn eine volle Genüge leistet, das Denkmal des Abelard und der Heloise. Einen einfachen Stein, der nichts Anderes sein will als der Träger einer Inschrift, lasse ich gern gelten, mit dem bescheidenen Wunsche jedoch, daß die Inschrift ausnahmsweise nicht gar zu albern sei. Gibt sich der Stein aber für ein Monument aus, dann erscheine er auch in einer dieser Rolle entsprechenden Gestalt, wenn er nicht verlacht und verachtet sein will. Als wahres Muster der monumentalen Possenhaftigkeit ist mir immer eine Combination erschienen, welche man in unzähligen Wiederholungen auf dem bereits genannten Père-Lachaise antrifft. Zwei Steine von gleicher Form stehen nebeneinander; sie bezeichnen das Doppelgrab eines Ehepaares. So weit ist Alles, wie es sein kann und wie es wo möglich sein soll. Aber aus dem obern Rande der Steine fahren zwei lange Arme hervor, die einander auf halbem Wege begegnen — es ist der Herr Epicier und Madame son épouse, die sich angesichts des gerührten Publicums über ihrem Grabe die Hände drücken.

Steinhäuser hat die drei schlafenden Figuren seiner Gruppe zugleich als Glaube, Liebe und Hoffnung symbolisirt. Die mittlere Figur charakterisirt sich selbst durch die liebevoll und schützend um die jüngern Geschwister geschlungenen Arme; die Schwester als Sinnbild des Glaubens hat ein Buch auf ihren Knien liegen; der Bruder hält als Emblem der Hoffnung eine Granatblüte in der Hand. Diese Allegorisirung trägt in meinen Augen nicht dazu bei, um die Gruppe zu heben, sie ist aber auf der andern Seite zu leicht und zu geschmackvoll angedeutet, als

daß die warme innige Natur derselben dadurch im mindesten überfröstelt würde.

Der Engel der Auferstehung scheint mir weniger gelungen, und ich würde ihn wenigstens nicht vermissen, wenn er fehlte. Ein wahrer Stein des Anstoßes aber ist mir das schwere Kreuz, welches er mit sich führt.

„Ich weiß es wohl, es ist ein Vorurtheil,
Allein es ist mir 'mal zuwider."

XXVI.

Die Sixtinische Capelle.

Wenn ein Maler die Sixtinische Capelle nennt, so geschieht es selten ohne eine Kopfbewegung der bewundernden Erinnerung, oder einen ausdrucksvollen Blick der Sehnsucht. Hohen Klanges geht jener Name durch die ganze Welt, die des Laienthums sowol wie die der Kunst. Wenn ich nun angesichts der Autorität der allgemeinen Stimme gleichwol das freimüthige Geständniß ablege, daß ich in der Sixtinischen Capelle vergebens eine Befriedigung irgend einer Art gesucht habe, so bin ich mir vollkommen bewußt, welchem Urtheile ich mich durch eine solche Erklärung preisgebe. Indessen, ich habe niemals den allermindesten Werth darauf gelegt, mich mit der geltenden Meinung abzufinden; es kommt mir vor allen Dingen darauf an, eine ehrliche eigene Meinung zu gewinnen, und indem ich sie mit möglichst geringer Rücksichtsnehmerei ausspreche, räume ich mit größter Bereitwilligkeit den Andern das nämliche Recht ein, welches ich den Meinungen der Andern gegenüber für mich in Anspruch nehme.

Die Sixtinische Capelle ist ein kleines, unansehnliches Bauwerk, welchem lediglich die Malerei seine künstlerische Bedeutung gegeben hat. Die Wände sind von verschiedenen namhaften Künstlern des fünfzehnten Jahrhunderts mit biblischen Bildern bedeckt; die Decke und die Mauer, an welche

sich der Altar lehnt, hat Michel Angelo ausgemalt, und die Werke dieses Letztern sind es, welche die päpstliche Hauscapelle zur Kaaba des Volkes der Künstler machen. Meine Verehrung für Michel Angelo und meine Bewunderung seiner vom Feuer des Genius belebten Hand ist zu lebhaft, als daß ich es für nöthig hielte, mich gegen den Verdacht des Vorurtheils oder der Undankbarkeit gegen ihn zu verwahren. Ich bezweifle auch keineswegs, daß die Fresken Michel Angelo's in der Sixtinischen Capelle, ungeachtet der kaum glaublichen Schnelligkeit, mit welcher sie ausgeführt sein sollen, des größten der italienischen Maler vollkommen würdig sind, und ich beklage um desto mehr, sie nicht genießen zu können.

Die Fresken der Decke sind mir ungenießbar durch eine ganze Reihe von Umständen, von denen jeder einzelne hinreichen würde, den Genuß zu verkümmern. Sie zerfallen in eine unzählige Menge von Abtheilungen, deren jede ein selbstständiges Bild enthält, und welche dergestalt ineinander hineingezwängt sind, daß das Auge Mühe hat, sie auseinander zu halten, daß der Blick durch die Menge und Mannichfaltigkeit der Stoffe von vorn herein verwirrt, ich möchte sagen übersättigt wird. Diese Decke ist eine überladene Tafel, auf welcher der Gast keinen Platz für seinen Teller findet. Jedes jener Bilder will ferner von seinem eigenen Standpunkte aus betrachtet werden, welcher nicht immer leicht zu finden ist mit steilrecht emporgerichtetem Blicke und peinlich gestrecktem Halse. Das körperliche Misbehagen, welches die nothwendige Stellung mit sich bringt, macht die Betrachtung zu einer Arbeit und verleidet die Kunstfreude, die mehr noch als jede andere Freude der Welt mit Bequemlichkeit genossen sein will. Endlich, die Höhe der Decke ist bei mäßigen Dimensionen der Figuren so beträchtlich, und das Licht der Capelle so schwach, daß für ein nicht ungewöhnlich scharfes Auge nur die stark markirten Partien der meisten Gemälde erkennbar werden.

Ein Künstler, welcher mit dem Drang und dem Entschlusse zu lernen in die Sixtinische Capelle tritt, mag alle jene Schwierigkeiten überwinden; wer aber eine Frucht sucht, nach welcher er nur die Hand auszustrecken braucht — und in Dingen der Kunst gehöre ich zu der Zahl —, der bleibe lieber draußen.

Auch das berühmte jüngste Gericht, welches die ganze Hinterwand der Capelle einnimmt, ist für mich keine Frucht, sondern ein Acker, der mühsam bestellt sein will. Das Gemälde zerfällt bei seiner ungeheuern Ausdehnung in eine große Anzahl von Gruppen, deren Zusammenhang mit dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte vielmehr gefolgert sein will, als daß er sich erschauen ließe: daß ich es gerade heraussage, diesem Gemälde fehlt die dem vollendeten Kunstwerk unentbehrliche Einheit. Dazu kommt eine Kühnheit der Gruppirung, welche Verwickelungen mit sich bringt, deren Entwirrung eine anhaltende Anstrengung erfordert, um so mehr, als auch bei diesem Bilde die räumliche Höhe, das mangelnde Licht und die verblichenen Farben wesentliche Hindernisse des Verständnisses sind. Diejenigen Theile des Bildes, welche der Betrachtung am nächsten gerückt erscheinen, behandeln gerade die Gegenstände, die am wenigsten geeignet sind, den innern Sinn wohlthuend anzusprechen. Links am untern Rande der Altarwand die Auferstehung, rechts die Hölle. Es mag eine durchaus kirchliche Vorstellung sein, daß sich beim Tone der himmlischen Posaune die Erde öffnet und ihre Leichen und Gerippe zurückgibt, aber für die künstlerische Behandlung ist das Ekelhafte der allerunglücklichste Stoff. Ebenso entspricht die Versinnlichung der Höllenstrafen ohne Zweifel dem Dogma oder doch seiner herrschenden Auslegung, und außer Michel Angelo haben viele andere ausgezeichnete Künstler ihr Talent jener dogmatischen Auffassung dienstbar gemacht; meiner Meinung nach immer eine bedauernswerthe Selbstverleugnung der Kunst, um nicht zu sagen ein Selbstmord. Dem Dichter ist Manches

erscheint, was sich der Maler unbedingt versagen muß, wenn er dem Dienst der Kunst nicht untreu werden will, nämlich der Schönheit. Wer das nicht fühlt, der wird es wenigstens mit dem Verstande begreifen lernen, wenn er bei Lessing in die Schule geht.

Den Parnaß kann man malen, die Hölle nicht. Sisyphus, der den Felsblock wälzt, die Danaiden, welche Wasser ins Faß schöpfen, Tantalus unter dem mit Früchten beladenen Zweigen, es sind freilich grausame Erfindungen, aber dabei doch wenigstens leidliche Bilder. Wie soll man dagegen die Gräuelscenen nennen, durch welche uns die sogenannte christliche Kunst die ewigen Strafen der Sünde veranschaulichen will. Ein gesundes Auge kann sich nur mit Widerwillen davon abkehren. Ich bin weit entfernt, den Dienst zu verkennen, welchen diese Schauergemälde der kirchlichen Gewalt geleistet haben und noch leisten, mit dem göttlichen Geiste der Kunst aber haben sie nichts gemein.

XXVII.

Römische Gemäldegalerien und Natur-Bilder.

Eins der großartigsten und prachtvollsten unter den römischen Wohngebäuden ist der Palast der Familie Borghese. Ein innerer Säulenhof, auf drei Seiten von der Façade und den beiden Flügeln des Palastes eingeschlossen, läßt nach hinten, unter luftigen Bogengängen hindurch, die mit kolossalen Statuen geschmückt sind, die Durchsicht frei auf einen kleinen Garten, wo zwischen Rosen und Myrthen der blanke Strahl mehrerer Springbrunnen aus moos- und epheubewachsenen Schalen hervor im goldenen Sonnenlichte spielt. Ein stattlicher Pförtner, mit dem Stabe seiner Würde in der Hand und dem dreieckigen Tressenhut auf dem Haupte, schreitet feierlich auf und ab unter den Bogengängen. Unser Eintritt unterbricht seinen gemessenen Gang, er macht Halt, grüßt mit gewandter Höflichkeit und kommt unserer Frage zuvor, indem er uns den Eingang in das Museum weist.

Die Gemäldesammlung des Palastes Borghese gehört zu den größten und besten Privatgalerien in Rom; ihre Einrichtung ist musterhaft, und die Liberalität, mit welcher sie dem Publicum geöffnet wird, läßt nichts zu wünschen übrig. Indem ich von den Bildern derselben einige hervorhebe, wähle ich nicht die besten oder die berühmtesten aus, sondern vor-

zugsweise diejenigen, welche mich durch ihren Gegenstand oder durch ihre Behandlung am meisten angezogen haben.

Dieser schwarze fast unheimliche Kopf hier im ersten Zimmer ist das Bildniß Savonarola's. Er ist im Profil dargestellt, sodaß die jüdisch-gebogene Nase und der vorstehende Unterkiefer so stark wie möglich ins Auge fällt. Die Stirn ist durch die bis über die Brauen gezogene Kapuze völlig verdeckt, unter welcher das ascetische Auge mit einem seltsamen halberloschenen Feuer glimmt. Das ganze Gesicht hat einen mönchischen Charakter, in welchem der Ausdruck der doctrinären Schwärmerei vorherrscht. Zum Lenau'schen Savonarola fehlt diesem Bilde ein Zug der Innigkeit und der Liebe, ein Zug, der die Herzen gewinnt und erwärmt.

Petrarca, auch ein Profilbild und gleichfalls mönchisch einkapuzt, stellt sich sehr unbedeutend dar. Seine Laura — es scheint ein Originalporträt zu sein — wäre nicht die meinige gewesen; blond, kalt und steif, mit chinesischen Brauen über den halbgeschlossenen Augen, der vorherrschende Charakterzug ihres Gesichts eine widerwärtige Prüderie. Möglich, daß von den unliebenswürdigen Eigenschaften des Bildes mehr auf Rechnung der noch jungen Kunst zu setzen ist, als dem Originale zur Last gelegt werden darf; die Sonnette Petrarca's selbst legen indessen den Argwohn ziemlich nahe, daß das Weib, welches in den süßesten Reimen gefeiert ist, die je von Dichterlippen geflossen, daß dieses Weib wenig mehr gewesen sei als eine immerhin schöne, aber herzlose und raffinirte Kokette.

Einen wohlthuenden Gegensatz zu der gezierten Sprödigkeit der Donna Laura bildet die Anmuth und Milde der Maddalena Doni. Sie ist gleichfalls blond, die Formen ihres Kopfes sind wunderschön, das Gesicht aber ist etwas zu voll, und der Ausdruck der Sanftmuth und Weichheit ein wenig zu einförmig über dessen Züge verbreitet.

Wer aber ist jener Cavalier, der, die feine weiße Hand in die Hüfte gestemmt, zurückgelehnten Kopfes hochmüthig und blasirt aus dem Bilde herausschaut? Der Aristokrat, der Hofmann und der Haudegen sind in diesem Bilde wunderbar ineinandergeflossen. Das reine Oval des Gesichts, die durchsichtig weiße Haut, die hohe geistvolle Stirn, die stolze Adlernase, das große schwarze Auge machen den Eindruck der vollendeten männlichen Schönheit, der auch der röthliche Haar- und Bartwuchs keinen Eintrag thut. Aber der Schnitt des Mundes straft alle jene edlen Züge Lügen, und durch das tiefe Auge blickt man in den Abgrund einer verödeten Seele. Gleichwol, wehe dem Weibe, dem dieser Mann als Bewerber naht! Er heißt Cäsar Borgia.

Ich will hier zugleich mit einigen Worten des Bildnisses seiner Schwester gedenken, welches sich in der Galerie des Fürsten Doria befindet. Lucrezia Borgia erscheint als eine Frau, die den Dreißigen nahe ist, ohne daß man zu sagen wüßte, ob diesseits oder jenseits der Grenze. Die Form ihres Kopfes ist ganz männlich, und das Gesicht hat etwas vom Mönch und vom Mandarin. Um schön zu sein, ist sie viel zu fett, aber das Licht des Verstandes leuchtet von der Stirn und aus den Augen, und wer sich ein wenig auf die Physiologie der Gesellschaft versteht, der wird auf den ersten Blick sagen: es ist ein Weib, welches Race hat.

Zu den gepriesensten Bildern der Galerie Borghese gehört die Danae des Correggio. Sie liegt auf dem Lager und sträubt sich ein wenig gegen den geflügelten Diener des Zeus — er sieht leibhaftig aus wie ein christlicher Engel, — der ihr die Decke wegzieht. Ueber ihr schwebt die göttliche Wolke, und zwei allerliebste Amoren spielen, unbekümmert um Das, was neben ihnen vorgeht, zur Seite des Bettes. Die reizenden Körperformen der Danae verlieren sehr, wie mir scheint, durch die ungraziöse Lage und durch die blutlose Farbe, durch

die der Künstler wahrscheinlich den Schauer des Augenblicks hat ausdrücken wollen. Das ganze Bild macht auf mich keinen bedeutenden und noch weniger einen erfreulichen Eindruck.

Und siehe da, unser alter ehrenfester Lukas Kranach, der seinen sonst so tugendsamen Pinsel gleichfalls an einem sehr gewagten Gegenstande versucht. Es ist Venus mit einem Federbarett auf dem Kopfe und übrigens in ein Spinngewebe gekleidet. Das Gesicht der Liebesgöttin ist etwas verzwickt, aus den Formen und der Haltung des Körpers aber spricht die höchste Anmuth, die durch eine gewisse schamhafte Schüchternheit doppelt reizend wird. Der Amor neben ihr ist freilich kein Götterknabe, dafür aber ein allerliebster Bube, so frisch und lebendig, wie ihn die Frau eines reichsstädtischen Patriziers nur je aus der Wiege genommen hat.

Die oben erwähnte Galerie des Palastes Doria besitzt eine große Anzahl von Bildern, deren Kunstwerth gerühmt wird, ich finde indessen wenig Ansprechendes oder Ergreifendes darin. Die Herodias von Pordenone ist eine bedeutende Figur mit schönem Kopf, aber ohne einen Zusammenhang mit der Handlung; sie trägt den wunderbar edlen durchgeistigten Kopf des Johannes, wie sie eine Suppenschüssel tragen könnte. Die Dienerin hinter ihr, obgleich ebenso wenig dramatisch aufgefaßt wie Herodias selbst, ist dennoch ein viel lebensvolleres Bild, und ihr blasses Gesicht, ohne schön zu sein, zieht unwiderstehlich an.

Das Porträt Machiavelli's ist mit großer Feinheit behandelt. Strenge und Ausdauer des Geistes, Spannkraft des Gedankens, unermüdlicher Forschersinn, sind die Eigenschaften, welche aus den scharf ausgeprägten aber unregelmäßigen Zügen Machiavelli's sprechen. Ein Held ist dieser Mann nur auf dem Felde der Combination.

Johanna von Aragonien, von Rafael oder nach ihm gemalt, ist ein Paradestück im gemeinsten Stil. Die Königin

erscheint geschmacklos aufgedonnert, wie eine Würzkrämerin, die zum Hofball geladen ist.

Im letzten Zimmer der weitläufigen Galerie steht ein prachtvolles Bett, welches der Olympia Pamfili, einer berühmten Vorfahrerin des Hauses Doria, angehört haben soll. Es ist ganz so eingerichtet wie die heutigen italienischen Betten, zum Zeugniß, daß man hier Landes den Werth einer bequemen geräumigen Lagerstätte schon vor Jahrhunderten zu schätzen gewußt hat, zu einer Zeit, wo man bei uns noch nicht weit über die Bärenhaut hinausgekommen sein mochte. Die ganze Galerie ist übrigens mit kostbaren alten Möbeln und schwerseidenen hundertjährigen Vorhängen decorirt; ihre gesammte Einrichtung macht den Eindruck des gediegenen Reichthums und der echten Pracht, und nur der backsteinerne schlechtgehaltene Fußboden stimmt übel zu dem glänzenden Ganzen.

Für heute hatte ich der Kunst genug, und ich suchte das Freie. Der freundlichste Theil der unmittelbaren Umgebungen Roms ist derjenige, welcher sich vor der Porta del Popolo ausbreitet, sobald man die Art Vorstadt im Rücken hat, die (wenn ich nicht irre, ist sie überhaupt die einzige Vorstadt Roms, das nach allen andern Seiten hin mit seinen Thoren unmittelbar an das Gartengebiet und an die Campagna stößt) sich an die Porta del Popolo anlehnt. Einen Feldweg zur Linken der Straße einschlagend, gelangte ich an das Ufer der Tiber, welchem ich bis zum Ponte Molle auf einsamem Pfade folgte. Der in tief ausgewaschenem Bette jach daher schießende Strom, und jenseits desselben der mit prächtigem Pflanzenwuchs bekleidete Monte Mario mit seinen an steilen Abhängen reizend gelegenen Landhäusern machen ein Landschaftsbild, in welchem sich das Wilde und das Sanfte zu einer eigenthümlichen Gesammtwirkung verbindet. Zur Rechten ziehen sich Gärten hin, welche ausnahmsweise nicht mit endlosen und unübersehbaren Mauern eingefaßt sind, sondern mit

einem freilich dürren Zaun, über den hinweg der Blick frei in die Weite schweifen kann, über Landsitze und Parkanlagen und kleine Lustwäldchen — eine große Seltenheit hier zu Lande. Der Frühling stand im vollen Schmucke des frischen Grün, in welches manche bunte Blüten hineinspielten, und das eben von dem Roth der ersten Rosen erleuchtet wurde, die in reichen Büschen über die Umzäunung der Gärten herüberquollen. Dem Rückwärtsschauenden aber bot sich durch eine lange, schön decorirte Perspective hindurch ein herrlicher Blick auf Rom, die Tiber entlang, deren Ufer ein schmales, aber prachtvolles Stück der Stadt einrahmen.

Der Ponte Molle, vor Alters Pons Milvius geheißen, und unter diesem Namen bekannt als der Punkt, an welchem Konstantin mit der sichtlichen Hülfe des lieben Gottes über den Maxentius die Schlacht und das Reich gewann, der Ponte Molle hat einen ganz modernen Anstrich; nur die Pfeiler der Brücke scheinen theilweise alt, und die geringe Breite, welche sie mit den übrigen Tiberbrücken gemein hat, beweist, daß sie wenigstens nach antikem Plane gebaut oder wiederhergestellt ist.

Auf dem Rückwege, den ich am andern Flußufer auf einer guten mit Bäumen eingefaßten Straße, den Monte Mario entlang, nahm, hörte ich heftiges Pferdegetrappel hinter mir. Ich sah mich um und erblickte einen Mann von der päpstlichen Nobelgarde, auf einem Kutschpferde dahersprengend; Roß und Reiter waren einer des andern würdig. Zweihundert Schritt hinter dem guardia nobile folgte ein Gendarm, in gemessener Entfernung von ihm ein zweiter, dann ein sechs- oder achtspänniger Wagen von einer zahlreichen Reiterescorte umgeben. In dem Wagen aber saß ein Mann mit feistem lächelnden Antlitz, der große Aehnlichkeit zu haben schien mit einer Büste, die ich oft gesehen.

Es war eine Spazierfahrt, so prahlerisch und so lärmend, wie sie mir noch nicht vorgekommen. Louis Philipp, nach

sechs oder acht mal wiederholtem Angriff auf sein Leben, der König eines der mächtigsten und kriegerischsten Völker der Welt, umgab sich mit weniger militärischem Gepränge als jener Priester, welcher sich den Nachfolger Petri nennt, des Apostels, der mit einem Stabe in der Hand in Rom seinen Einzug gehalten. Was doch binnen einiger hundert Jahre aus den Leuten werden kann! Aus dem Apostel ein Papst, aus dem Prediger der menschlichen Gleichheit ein geistlicher König, aus dem Manne Gottes ein Mann — nun, ein Mann der despotischen Gewalt.

Mehrere Personen, welche dem in reißender Eile dahin klappernden, klirrenden, rauschenden Zuge entgegenkamen, gingen an demselben vorbei, ohne die mindeste Notiz davon zu nehmen, während die Etikette des Herkommens nicht weniger verlangt, als daß man sich vor dem vorüberziehenden Knechte der Knechte Gottes auf die Knie werfe. Mir fiel dabei ein Epigramm ein, welches die öffentliche Stimmung mit treffender Wahrheit ausdrückt:

Qual differenza c'è, Chichibio mio,
Fra l'ultimo Gregorio e il nono Pio? —
Un divario grandissimo ci ho scorto. —
Ed è? — Che questi è vivo,
e quegli è morto.

Zu deutsch: Der große Unterschied zwischen Gregor XVI. und Pius IX. besteht darin, daß der Eine todt und der Andere lebendig ist. In der That möchte es sehr schwer sein, auch nur einen einzigen Punkt ausfindig zu machen, in welchem die jetzige Regierungsweise Pius IX. von dem System bleiernen Drucks, der Corruption, der unbarmherzigen pfäffischen Rache abwiche, welches sein tödtlich verhaßter Vorgänger mit einer seltenen Consequenz zu handhaben verstand. Die volksmörderische Politik Gregor's XVI. forderte zuletzt die einstimmige Einsprache der Großmächte heraus, selbst der Fürst Metternich und der Zar Nikolaus drangen auf deren Milde-

rung, wiewol vergebens, wie denn der Despotismus dem Despotismus gegenüber immer schwach und feige ist und all sein Heldenthum zum Kampfe gegen die Freiheit aufspart. Die Politik des heutigen Papstes, obgleich sie der Politik seines Vorgängers ähnlich sieht wie ein Ei dem andern, scheint keinen Widerspruch von Seiten der Mächte mehr zu finden. Ist doch selbst Frankreich deren demüthiges Werkzeug.

Weise Leute sagen: es ist nicht die Schuld Pius IX., wenn er die Bahn verlassen, welche er im Beginne seiner Regierung eingeschlagen; das römische Volk selbst hat ihn durch seinen Undank, seinen Aufruhr dazu gezwungen. Davon ist so viel wahr, daß das weltliche Papstthum überhaupt nur durch Gewalt ferner aufrecht erhalten werden kann, durch eine Gewalt, deren Beistand der Inhaber des Stuhles Petri im Auslande suchen muß. Daraus folgt aber weiter nichts, als daß das weltliche Papstthum sich überlebt hat, und daß es nur wider das Recht der Geschichte und wider die Natur der Dinge gefristet werden kann. Das bloße Dasein des weltlichen Papstthums ist dessen erstes Unrecht, aus welchem alle andern Missethaten, Grausamkeiten und Widersinnigkeiten wie aus einer unerschöpflichen Quelle hervorfließen, die man vergebens zu verstopfen versuchen würde.

XXVIII.

Der Palast der Conservatoren.

Man mag wollen oder nicht, die müßigen Wanderungen durch die Straßen Roms endigen gewöhnlich auf dem Forum und dem Capitol. Das Forum, so oft ich es in den verschiedensten Stimmungen besucht, das Forum, ich sage es gerade heraus, hat mich jeder Zeit vollkommen kalt gelassen. Die sämmtlichen Ruinen des alten Rom — das Pantheon ist keine Ruine und das Kolosseum nehme ich aus — ich würde sie nicht vermissen, wenn über Nacht ein Erdbeben sie dem Boden gleich machte. Ich will nicht fragen, ob unser Wohlgefallen an formlosem Gemäuer, dessen ganzer Werth lediglich in seinem Alter besteht, ob der heute mehr als je in Blüte stehende Cultus der Ruinen überhaupt eine vernünftige Probe bestehen kann, ob er mehr ist als eine krankhafte Erscheinung der Ueberreiztheit und der Uebersättigung unserer Zeit. Ich werfe diese Frage nicht auf, weil ich sie nicht mit Sicherheit zu beantworten weiß. Bei dem entschiedensten Widerwillen gegen allen Reliquien- und Curiositätenkram kann ich mich einer gewissen Pietät gegen die Ueberbleibsel eines hohen Alterthums doch nicht erwehren, und ich mag nicht verhehlen, daß ich angesichts einer „schönen Ruine" manchmal geschwärmt habe gleich den Romantischsten unter meinen Zeitgenossen. Was man die Schönheit einer

Ruine nennt, wird aber in der Regel hauptsächlich eine Wirkung der Lage und der Umgebung sein. Daß die Schönheit zugleich auch an den Ueberresten der architektonischen Linien, Verhältnisse und Verzierungen haftet, ist wenigstens der seltenere Fall. Wo dieser Fall eintritt, wie z. B. beim Heidelberger Schlosse, da rechtfertigt sich das Wohlgefallen von selbst; es ist die Freude an einem wenn auch verstümmelten Kunstwerke, welches an jeder andern Stelle ebenfalls bewundert werden würde, das aber allerdings einen doppelten Reiz gewinnt durch die glückliche Lage in einer wundervollen Landschaft.

Ob die Ruinen des Forums eine selbsteigene Schönheit haben, darüber kann ich mit den Sachverständigen nicht streiten, denn Sachkunde gehört jedenfalls dazu, um aus diesen trümmerhaften Resten von Gewölben und Bogen und Säulen den Kunstwerth herauszufinden, der sich dem profanen Auge verbirgt. Ihrer Lage dagegen, das ist klar auf den ersten Blick, verdanken die Ruinen des Forums gar nichts. Sie sind vielmehr am ganz unrechten Platze im Bereiche einer Stadt, welche immer noch Ansprüche auf Lebenskraft und Gesundheit macht. Der Contrast zwischen den Trümmern des alten und dem übertünchten Elend des neuen Rom erregt viel weniger Interesse als Misbehagen, er beleidigt. Diese Trümmer verlangen als Gegensatz entweder einen echten Glanz oder eine ungeschminkte Barbarei. Die letztere würde ohne Frage die vortheilhafteste Folie abgeben. Brennt das neue Rom nieder und siedelt eine Nomadenhorde in den Ruinen des alten an, und ihr werdet sehen, wie dieselben im Nu hundert Ellen höher emporwachsen, und ihr werdet hören, wie die stummen Steine Sprache gewinnen, ihr werdet empfinden, wie von diesen kalten, feuchten Gewölben herab der Geist der Geschichte und der Poesie euch mit warmem, belebendem Hauche anweht. Das schlichte

Grabmal eines unbekannten Mannes in der einsamen Campagna von Rom spricht beredter zu der Phantasie als alle Tempelreste des Forums, und alle jene Säulen, die ihr mit eisernen Bändern und Klammern mühsam aufrecht erhaltet, künstliche Ruinen in einem andern, aber kaum einem bessern Sinne als diejenigen, mit denen ein Herr Torlonia und so mancher Andere arme Tropf von Millionär seine Gärten verunstaltet. Wenn einst Hirsch und Eber weidet unter den Triumphbogen der Kaiser, dann werden sie, epheubewachsen, zerbröckelt, majestätischer dastehen als — nicht etwa in ihrer heutigen Wurmstichigkeit, sondern majestätischer als an dem Tage, wo der siegreiche Imperator an der Spitze seines beutebeladenen Heeres zum erstenmal durch dieselben einzog.

Etwas unmuthig darüber, daß es mir nun einmal durchaus nicht gelingen wollte, dem Forum die anregende oder gar die erhebende Seite abzugewinnen, stieg ich nach dem Capitol hinauf. Droben auf der Galerie des Glockenthurmes versöhnte ich mich zwar nicht mit dem Forum, das sich aus der Vogelperspective gesehen unscheinbarer ausnimmt als je, aber doch mit Rom überhaupt. Nächst der Kuppel der Peterskirche ist der Thurm des Capitols der günstige Standpunkt zum Ueberblick über die Stadt und deren Umgebung. Es ist eine Feierlichkeit und Würde in diesem Bild, welche eine gewisse Ehrfurcht erzwingt. Und welcher Reichthum der Einzelheiten, welche Mannichfaltigkeit der Gegenstände, von denen jeder einen langen Blick fordert und lohnt! Sicherlich, das Reizendste, was Rom zu bieten hat, das sind diese großen Architecturbilder, welche sich unmerklich in die wunderbarste aller Landschaften verlaufen.

Der Rückweg führte mich an der Thür des Palastes der Conservatoren vorüber, und ich trat ein, viel mehr von meinem Pflichtgefühl als Reisender getrieben, als von Neugier oder Wissensdrang, denn ich war durch Gelesenes und Gehörtes

gegen die in diesem Gebäude befindlichen Sammlungen voreingenommen. In der That treten dieselben neben den andern römischen Museen gar sehr in den Schatten, man findet darin aber doch mancherlei Gegenstände, die ein lebhaftes historisches Interesse in Anspruch nehmen. Dahin rechne ich zunächst ein im Hofe des Hauses unter allerlei Kunstgerümpel aufgestelltes marmornes Gefäß, welches lange als öffentliches Fruchtmaß gedient hatte, ehe es an seiner einfachen Inschrift als die Aschenurne der Agrippina erkannt wurde, der Frau des Germanicus, deren Gestalt in der Reihe der großen römischen Weiber mit so stolzem Glanze hervorleuchtet. Einige Schritte davon entfernt stehen die Statuen zweier barbarischen Könige — der Gesichtsbildung nach sind es ohne Zweifel Slawen — welche mit abgehauenen Armen im Triumphe aufgeführt worden sind. Sie hatten, heißt es, einmal besiegt und unterworfen, bei günstiger Gelegenheit von neuem zu den Waffen gegriffen. Wir wissen indessen, daß die Römer eines solchen Vorwands gar nicht bedurften, um mit empörendem Barbarenübermuth gegen besiegte Feinde zu wüthen. Von echter Großmuth, von ritterlicher Art und Sitte trifft man in der politischen und militärischen Geschichte Roms kaum eine Spur. Der öffentliche Charakter der Römer war nicht blos brutal und grausam, sondern er hatte sogar eine starke Ader von Gemeinheit. Wie wäre es sonst möglich, daß Geschichtschreiber und Dichter dem Scipio ein beinahe übermenschliches Verdienst daraus machen, daß er jenem spanischen Häuptling die Braut unversehrt zurückgegeben, die das Schicksal des Krieges in seine Gewalt gebracht hatte? Ich hasse die Römer noch mehr als ich sie bewundere!

In einem zweiten kleinern Hofe befinden sich, in die Mauer eingelassen, mehrere ungewöhnlich große Basreliefs mit Darstellungen aus dem Leben des Marc Aurel. Diese Arbeiten sind an sich nicht bedeutend zu nennen, aber sie geben

anziehende Scenen aus dem Gebiete der römischen Staats=actionen und überraschende architektonische Ansichten von einigen der prachtvollsten Punkte der kaiserlichen Stadt. Eins der Bilder zeigt uns den Marc Aurel im Triumphzuge. Der philosophische Kaiser, steif dastehend auf dem engen niedrigen Siegeswagen, macht eine Figur von zweifelhafter Majestät, und mich dünkt, daß die Triumphzüge überhaupt sich in den Beschreibungen der Alten und in unserer Vorstellung besser ausnehmen, als sie sich in der Wirklichkeit dargestellt haben. Jener auf der Achse rumpelnde zweirädrige Karren konnte nimmermehr ein vortheilhaftes Piedestal für die Feldherrnglorie sein, sodaß sich schwer begreifen läßt, warum der Triumphator bei der Siegesfeier aus dem Sattel des stolzen Schlachtrosses in dieses kleinliche Fuhrwerk herabstieg, welches ihn kaum um eines Hauptes Länge über den Troß der Begleiter und der Zuschauer erhob. Der Siegesaufzug, in welchem Titus an dem ihm gewidmeten Ehrenbogen abgebildet ist, läßt den triumphirenden Kaiser aus den nämlichen Ursachen ebenso wenig vortheilhaft erscheinen, wie es auf dem Capitol mit dem Marc Aurel der Fall ist. Das Ungewohnte der Stellung, die gezwungene Haltung, welche der Wagen dem Triumphator auflegte, und die allzu große Nähe der neugierigen, zudringlichen Umgebung mußten in der That auf der stundenlangen Fahrt zu einer wahren Pein werden, in welcher Würde und Wirkung nothwendigerweise verloren ging.

Unter der Führung eines tauben und unwissenden Custos durchwanderte ich die Gemächer des Hauses, in denen Gemälde, Bildhauerarbeiten und Curiositäten ziemlich planlos aufgestellt sind. Einer der Gegenstände, welche vorzugsweise ins Auge fallen, ist das eherne Sinnbild Roms, die den Romulus und Remus säugende Wölfin, welches in dem Tempel der beiden Gründer der Stadt aufgefunden worden ist. Die Gruppe soll dem ersten Jahrhundert der Republik angehören, und

wenn diese Angabe richtig ist, so enthält sie die beste Widerlegung der gewöhnlichen Behauptung von der völligen Unerfahrenheit der ältesten Römer in Sachen der Kunst, mit Ausnahme freilich der Architektur. Die Wölfin ist allerdings etwas roh gearbeitet, aber überaus lebendig aufgefaßt, voll Charakter und Ausdruck. Die Kinder unter ihr sind moderne Zuthat, da die echten Romulus und Remus verloren gegangen. Das harte Geschlecht der Säuglinge der Wölfin ist ja gleichfalls abhanden gekommen, und die, welche man jetzt in Rom deren Nachkommen nennt, sie sind Findlinge, welche man mit Weihwasser aufgezogen hat.

Der Erzbüste, welcher man den Namen des L. Junius Brutus beigelegt hat, wird diese Bezeichnung streitig gemacht. Mit welchem Rechte, weiß ich nicht zu sagen, jedenfalls aber ist dieser Kopf jenes großen Namens würdig, und ohne alle Frage ein Porträt. Die großen Züge des Gesichts sind von einem ehrfurchtgebietenden Ernst, der Mund zeugt von einer furchtbaren Entschlossenheit, die Brauen sind unerbittlich wie das Schicksal; dabei nicht die mindeste Uebertreibung des Ausdrucks, eine überraschende Naturwahrheit in jedem Zuge. Nochmals, wenn nicht das Bildniß des Brutus, so ist es doch das eines dem Brutus ebenbürtigen Mannes.

Alcibiades trägt in dem Palaste der Conservatoren eine edlere Miene zur Schau als mancher anderer Orten; er ist weniger fett, als man ihn sonst dargestellt sieht, aber immer ziemlich dickhalsig und überhaupt einem Ideale männlicher Schönheit wenig ähnlich. Neben ihm eine Sappho mit breitem, gemeinem Gesichte, wie das eines aus Holz geschnitzten Posaunenengels, ohne eine Spur der Aehnlichkeit mit den pikanten Köpfen, welche man im capitolinischen Museum und in Florenz mit demselben Namen bezeichnet. Sehr möglich, daß die einen mit der lesbischen Dichterin ebenso wenig gemein haben wie der andere, sintemal es nicht allzu wahr-

scheinlich ist, daß Sappho bei ihren Lebzeiten eine Rolle gespielt, welche die Welt nach dem Besitze ihres Bildnisses lüstern gemacht. Noch weniger möchte ich mich für die Treue der Büste des Diogenes verbürgen, bei der offenbar der sokratische Typus zum Vorbilde gedient.

Ein merkwürdiges Stück der Sammlung ist ein kleines, kaum einen Quadratfuß haltendes Marmorrelief, welches in sehr feiner sauberer Arbeit den Salomonischen Tempel darstellt. Mein Führer versicherte, daß dieses Relief auf dem Forum gefunden sei, eine Behauptung, deren Wahrheit ich keine Gelegenheit hatte weiter nachzuforschen. Ist es wirklich eine antike Arbeit, und demnach ohne Zweifel wahrheitstreu, so ist es mit der Baukunst der Juden durchaus nicht so übel bestellt gewesen, wie man aus den Schilderungen der alten Hebräer schließen möchte, deren endlose und kleinliche Details mir wenigstens immer ein ziemlich chinesisches Bild vom hierosolymitischen Tempel gegeben haben, welcher überdies in dem ganzen Alten Testamente so ziemlich als das einzige Gebäude aus der Mitte von Hütten und Zelten und Höhlenwohnungen heraustritt. Auf dem Relief, von welchem ich rede, erscheint der jüdische Tempel als ein wahrhaft großartiges Bauwerk, mit reicher und geschmackvoller Gliederung und in seinen Formen von dem classischen Stile nicht beträchtlich abweichend. Wer sich das Verdienst erwerben will, diesen Riß mit der alttestamentarischen Beschreibung zu vergleichen, dem werde ich meinestheils nicht vorgreifen.

Auch die dem Namen nach allgemein bekannte capitolinische Chronik wird im Palast der Conservatoren aufbewahrt. Diese Fasti capitolini sind ein in weißen Marmor gehauenes Verzeichniß der Consuln und einzelner wichtiger Begebenheiten, welche sich während der Amtswaltung derselben — Regierung ist in der Anwendung auf die römischen Consuln ein ganz ungeeignetes Wort — zugetragen haben. Das Verzeichniß

der Namen ist, da manche Tafeln fehlen, andere nur in Bruchstücken vorhanden sind, lückenhaft, das Verzeichniß der Begebenheiten äußerst mager, nichtsdestoweniger aber bilden die Fasti capitolini eine sehr wichtige Quelle der römischen Geschichte, der lehrreichsten aller Geschichten der alten und neuen Zeit. Für den vollständigen Livius gebe ich alle die Hunderttausende von Büchern, welche der Khalif Omar in Alexandrien nicht verbrannt hat. Und früher oder später werden wir des ganzen Livius doch noch habhaft werden, und sollten wir ihn aus den Eingeweiden von Herculanum hervorholen.

Die capitolinischen Tafeln sind in neuern Zeiten bis auf die heutigen Tage fortgeführt worden. Man muß nämlich wissen, was freilich wol nicht einmal jeder Römer weiß, daß es in Rom immer noch, wenn nicht Consuln — ich konnte es nicht mit Sicherheit ermitteln — doch wenigstens Senatoren gibt, welche sich als Nachfolger der Appier und der Scipionen geberden und mit heldenmüthiger Verachtung des verdienten Hohngelächters ihre Namen neben die Namen von Männern setzen, welche sich schwerlich dadurch besonders geehrt fühlten, daß der Gesandte des Pyrrhus sie mit Königen verglich. Der heutige Senat ist eine städtische Behörde, welche einige Aehnlichkeit mit einer Bürgermeisterei haben würde, wenn sie nicht, ohne alle Betheiligung der Stimmen der Bürger, lediglich durch die Regierung eingesetzt würde, und wenn sie nicht überdies bei der Ausübung ihrer geringfügigen Befugnisse auf Schritt und Tritt an die Willensmeinung derselben gebunden wäre. Um nichts zu verschweigen, füge ich hinzu, daß es indessen noch ein Gebiet gibt, auf welchem der Senat nach seinem Ermessen zu schalten scheint, nämlich bei der Feststellung der Brottaxe. Das desfalls allmonatlich erlassene Edict beginnt mit der pomphaften Formel: Senatus Populusque Romanus, Worte, welche an solcher Stätte natür=

lich nicht blos den Senator, der sie niederschreibt, sondern auch jeden römischen Bürger, der sie liest — und versteht — mit einem ganz besondern Hochgefühl erfüllen müssen. Auch gegen die herrenlosen Hunde pflegt der Senat von Zeit zu Zeit durch Proclamationen einzuschreiten, von deren Wirkung ich indessen, die Wahrheit zu gestehen, nicht das Geringste wahrgenommen habe. Der römische Senat steht übrigens natürlich viel zu hoch, als daß er sich von dem Ungehorsam der Hunde und der gegen dieselben aufgebotenen Häscher anfechten lassen sollte, und er weiß sich über den Nichtvollzug seiner Verordnungen mit einer Ruhe und Seelenheiterkeit hinwegzusetzen, die sich nur mit der stummen Würde vergleichen läßt, mit welcher seine Vorgänger einst die siegreichen Gallier in Rom einziehen sahen.

XXIX.

Villa Albani und Prinz Heinrich von Preussen.

Ein junger Römer verschaffte mir eine Einlaßkarte für die Villa Albani und erbot sich mit italienischer Gastfreundlichkeit, mich zu begleiten. Der Besitzer der Villa hatte aus Artigkeit die mehr oder weniger lästigen Bedingungen gestrichen, welche durch den gedruckten Text der Karte den Besuchern auferlegt worden, und unter denen das Anfahren zu Wagen obenan steht, eine Vorschrift, welche die Eigenthümer mehrerer sehenswerther Landhäuser in der Nachbarschaft Roms eingeführt haben, um den Zudrang der französischen Soldaten abzuhalten, deren Dienste sich der römische Adel ganz gern gefallen läßt, deren Personen aber bei ihm ebenso wenig beliebt sind als beim Volke. Timent Danaos et dona ferentes; und mit der Furcht Hand in Hand geht der Haß, der sich wo möglich in das Gewand der Geringschätzung ob der rohen militärischen Sitten kleidet.

Wir gingen also zu Fuß. Unmittelbar vor dem Thore liegen einige ansehnliche Landhäuser in Trümmern; Zerstörungen der Revolution, wie man sie in den Umgebungen Roms nicht ganz selten findet, und deren Zweck man nicht immer einsieht. Mein Begleiter wollte wissen, daß es lauter

Maurer und Zimmerleute gewesen, die im angeblichen Interesse der Vertheidigung Roms diese und ähnliche Verwüstungen angerichtet, um sich Arbeit und Verdienst beim Wiederaufbau zu verschaffen. Aber mein Begleiter war ein Nobelgardist des Papstes und also wol kein classischer Zeuge gegen die Revolution. Jedenfalls würden sich jene Leute, dem bisherigen Erfolge nach zu urtheilen, entschieden verrechnet haben, denn man hat noch nirgends Miene gemacht, die zerstörten Gebäude wieder herzustellen, und ich zweifle, ob jemals eine Hand dazu in Bewegung gesetzt werden wird. Rom, scheint mir, wird in Zukunft überhaupt wenig Neubauten sehen, dafür aber desto mehr neue Ruinen.

Beim Eintritt in die Villa Albani — Villa heißt nicht das Landhaus, sondern das ganze ländliche Besitzthum; das Landhaus wird Casino genannt — hat man einen überraschenden, unvergleichlichen Blick. Die Villa selbst, Rom, die Campagna, das nahe Sabinergebirge und der ferne schneeglänzende Apennin fließen zu einem zauberischen Gemälde zusammen. Der Versuch einer Einzelschilderung würde vergeblich sein und der Gesammteindruck läßt sich nicht anders wiedergeben als durch die Worte: Groß und mächtig.

Die Villa ist in einem ziemlich verwahrlosten Zustande, aber sie hat malerische Partien. Die steifen Taxushecken, vergilbt und anbrüchig, der bemooste Rasen, die grasbewachsenen Wege scheinen Zeugniß abzulegen von der Entmuthigung oder der Verarmung des Eigenthums — also gegen die Revolution. So wenigstens deutete sie der Nobelgardist. Hatte man doch auch an dieses Landhaus hier bereits Hand gelegt, und wurde es doch blos durch einen Zufall gerettet. Und wer weiß, was das nächste Jahr bringt.

Das Landhaus der Villa Albani ist hübsch von außen, aber unwohnlich eingerichtet, wie denn der Comfort in Italien selbst für die reichsten Familien zu den unbekannten Dingen

gehört; man ist dort ärmer als bei uns an häuslichen Bedürfnissen und also reicher an den Bedingungen der persönlichen Unabhängigkeit — an den Bedingungen, aber nicht an dem Resultat. Statt der luxuriösen oder doch wenigstens bequemen Einrichtung besitzt die Villa indessen eine Antikensammlung, welche hinreichen würde, eine Hauptstadt mit einem Museum auszustatten, das im Stande wäre, einen namhaften Rang in der Welt zu behaupten. Das Haus selbst ist mit Kunstsachen aller Art angefüllt, aber zu klein, um die vorhandenen Schätze alle zu bergen, für welche man deshalb im Garten noch eigene Galerien und Hallen gebaut hat. Mein junger Römer nöthigte mich leider, im Laufe durch die Sammlung hindurchzugehen, und der stillschweigende Vorbehalt eines zweiten Besuches, den ich mir bei diesem Höflichkeitsopfer machte, ist leider nicht zur Erfüllung gekommen.

Einige der Stücke, welche mir vorzugsweise ins Auge fielen, sollen indessen nicht unerwähnt bleiben. Hier die Büste des Aesop, das einzige Bildniß des Fabeldichters, welches wir haben — eine elend verkrüppelte Gestalt, aber ein von Geist und Gedanken strahlender Kopf, ohne die mindeste Andeutung des boshaften Zuges, welcher in der Miene von Leuten dieser Art so oft mit dem Ausdrucke des Witzes zusammenfließt. Die hiesige Büste der Sappho ist der florentinischen sehr ähnlich, aber schöner, mit trotzigen, herausfordernden Lippen. Ein kleiner metallener Apollo wird dem Praxiteles zugeschrieben. Der untere Theil der Figur ist etwas schwer, ja beinahe plump, der Oberkörper dagegen höchst reizend; vielleicht etwas zu weich, zu weiblich. Dagegen jener Antinous im Relief — pfui Teufel über den elenden Bauerlümmel!

Die Büste des Caracalla, die in keiner italienischen Sammlung fehlt, kommt in der Villa Albani zwei mal vor. Immer derselbe seitwärts gewendete Kopf, derselbe tückisch von unten herauf schielende Blick, immer derselbe Ausdruck der

boshaftesten, grausamsten Bestialität, mit welchem je ein menschliches Antlitz gebrandmarkt worden ist. Ich sehe dieses Gesicht nie an ohne einen geheimen Schauder. Wenn ein solches Scheusal unsers Gleichen ist, können wir noch glauben an den göttlichen Ursprung und Stempel unserer Natur? Und mit einem solchen Gesichte setzte sich der Kaiser Caracalla hin und ließ sich porträtiren, und sein Porträt vervielfältigen mehr als irgend einer seiner Vorgänger und Nachfolger, selbst den Septimius Severus kaum ausgenommen, den in sein eigenes Bild allem Anschein nach verliebtesten aller Cäsaren! Wenn Caracalla halb so klug gewesen als er schlecht war, er hätte den bloßen Versuch, sein Conterfei zu machen, als das schwerste aller Majestätsverbrechen behandelt. Ja er hätte bei einigem Verstande im Interesse seiner Eigenliebe und seiner Sicherheit wahrscheinlich das System der Prävention durch die Erfindung des „entfernten Versuchs zum Hochverrath" vollendet, welche in Folge seines Versäumnisses dem Genius der Jurisprudenz unserer Tage vorbehalten geblieben ist.

Auf dem Heimwege erfuhr ich gesprächsweise von meinem Begleiter, daß der Prinz Heinrich von Preußen zwanzig und mehr Jahre in dem Hause seiner Aeltern gelebt habe, und daß er dort gestorben sei. Ohne auf unbedeutende prinzliche Existenzen irgend einen Werth zu legen, fragte ich den Verhältnissen jenes Mannes weiter nach, und man gab mir in aller Unschuld Antworten, aus denen sich manche pikante Schlüsse auf die Verhältnisse ziehen ließen, die den Prinzen Heinrich während der zweiten Hälfte seines Lebens in Italien festgehalten. Doch davon ist hier nicht der Ort zu reden. Ein paar Züge aus dem Sonderlingsleben des Prinzen mögen indessen hier am Platze sein.

Während der letzten zwanzig Jahre verließ er das Zimmer und das Bett nicht mehr. Außer seinem Diener durfte Niemand zu ihm als die Großmutter und die Mutter meines

jungen Gewährsmannes und die Kinder der Letztern. Nur für die Kaiserin von Rußland wurde bei ihrem Besuche in Rom eine Ausnahme gemacht. Der Prinz war indessen nichts weniger als abgestorben für geistige Interessen, noch stumpf für sinnliche Genüsse; er las vielmehr den ganzen Tag, und hielt vortreffliche Mahlzeiten, die regelmäßig und allem Podagra zum Trotz, reichlich mit Champagner befeuchtet wurden. Bei einem entschiedenen Mistrauen und selbst Widerwillen gegen die Aerzte behandelte sich der Prinz in Krankheitsfällen selber durch allerlei wunderliche Mittel. Zuweilen verschrieb er sich eine Flasche Rum. Als er, hoch in Jahren, zuletzt von einer ernstlichen Krankheit befallen wurde, glaubte man ihm gleichwol vorschlagen zu müssen, einen Arzt rufen zu lassen. Der Vorschlag erschreckte ihn, aber er willigte ein. Einige Minuten später erschien Barone, der ausgezeichnetste Arzt in Rom, ging in das Krankenzimmer, kam aber unmittelbar wieder heraus mit den Worten: Ich bin überflüssig; lassen Sie den Geistlichen und den Gesandten rufen, er ist todt.

Meine Frage nach Grund oder Ungrund des Gerüchtes vom Uebertritt des Prinzen zum Katholicismus beantwortete der junge Mann mit der bestimmtesten Verneinung; das Gerücht könne lediglich dadurch entstanden sein, daß der Prinz eine jährliche Summe für die Armen seines Kirchspiels ausgeworfen und deren Vertheilung dem Geistlichen anvertraut. Die Familie, bei welcher er lebte und starb, bezieht eine monatliche Pension von 30 Scudi vom preußischen Hofe; hätte der Prinz ein Testament gemacht, meinte der Nobelgardist, die Seinigen würden sich besser dabei gestanden haben.

XXX.

Der Zusammenhang der Zeiten.

Ich würde die Unwahrheit sagen, wenn ich so vielen andern Reisenden nachspräche, daß mir aus den altrömischen Trümmern ein dramatisches Bild des antiken Lebens aufgegangen sei. Damit jene formlosen Ueberbleibsel eine solche Wirkung ausüben, muß man entweder mit mehr schöpferischer Phantasie, als mir zu Gebote steht, oder mit dem vorgefaßten Beschlusse sich selbst zu belügen, an dieselben hinantreten. Eine Seite des Tacitus lehrt mich von dem kaiserlichen Rom mehr kennen als alle Ruinen, welche den palatinischen Berg und das Forum bedecken; eine Epistel des Horaz gibt mir eine lebendigere Vorstellung von Dem, was die weltbeherrschende Stadt war, und was in den Palästen, auf den Marktplätzen und in den Theatern derselben vorging, als Alles, was mir der Alterthümler heute noch an Ort und Stelle zeigen und auslegen kann.

Wenn der Augenschein aber meine Vorstellungen vom alten Rom weder wesentlich erweitert, noch berichtigt, noch bereichert, so verdanke ich ihm dagegen ein Verständniß des Zusammenhanges zwischen der alten und der neuen Welt, welches mir bis dahin durchaus abgegangen war. In der gewöhnlichen Auffassung — denn ich glaube in diesem Falle aus allerlei Gründen von mir auf Andere schließen zu dürfen — liegt zwischen dem Alterthume und der Neuzeit eine ungeheure Kluft, über welche die Geschichte unsers Geschlechts

nur auf schwankenden Stegen herübergelangt ist. Auf Stegen, die hinter ihren letzten Fußtritten in den bodenlosen Abgrund versunken sind. Was wir durch den Nebel vieler Jahrhunderte hindurch jenseits dieses großen Spaltes der Zeit erblicken, es kommt uns vor wie die Erscheinung aus einer andern Welt. Unsere Logik muß einen Anlauf nehmen, um zu der vollen Erkenntniß zu gelangen, daß das Jenseits sich zu dem Diesseits doch nur verhalte wie die Prämisse zum Schluß, wie das Gestern zum Heute; daß unsere Civilisation sich auf den Trümmern jener ehemaligen Cultur aufgebaut hat; daß wir die Söhne jener Väter drüben sind und daß wir die Erbschaft derselben in Fleisch und Blut mit uns umhertragen. Rom ist geeigneter als irgend ein anderer Punkt in der Welt, um jene Erkenntniß zum vollen Bewußtsein zu steigern, um uns die Folge und den Zusammenhang der Schicksale unsers Geschlechts nicht blos einleuchtend, sondern sogar handgreiflich zu machen. Mit der Geschichte Roms von Jugend auf vertraut, findet man in jedem Ueberbleibsel des Alterthums einen sinnlichen Haltpunkt für die geistige Vermittlung der Zeiten. Was das Capitol einst gewesen, als Burg, als Nationalheiligthum, als Staatsgebäude, muß ich freilich aus dem Livius herauslesen, und die sorgfältigste Betrachtung der heutigen Ueberreste des Monumentes wird schwerlich auch nur eine einzige beschreibende oder erzählende Zeile des großen Geschichtschreibers aufwiegen. Aber indem ich an die Grundmauern des Capitols herantrete, hilft mir der sinnliche Eindruck über Jahrtausende hinwegschreiten, der unermeßliche Zwischenraum des Damals und Jetzt schrumpft wunderbar zusammen, der heutige Augenblick ist in unmittelbare Berührung gebracht mit der Vorzeit, deren Denkmal vor mir steht.

Solcher Denksteine finden wir in Rom eine Menge beinahe aus jedem Jahrhundert der großen Geschichte, die über diesen Boden hinweggegangen ist, und allmälig baut sich für

uns eine feste Brücke aus derselben auf, über welche die Einbildungskraft vom Ufer der Gegenwart bis an das fernste Ufer der Vergangenheit bequem lustwandeln mag. Unter diesem Bau verschwindet der Abgrund der Geschichte unsers Geschlechts. Dieser Bau, zu welchem ein jedes Menschenalter seinen Quader geliefert hat, ist ein stummer Zeuge von der Continuität der Zeiten. Das Vormals greift thatsächlich herüber in das Jetzt, das Eine ist mit dem Andern durch eine Unzahl von Zwischengliedern verwachsen, die sich an einander dergestalt anreihen, daß es hier und da unmöglich ist, die Uebergangspunkte zu bezeichnen. Oft haben die Namen der alten Einrichtungen gewechselt, während ihre ursprüngliche Bestimmung beibehalten ist; zuweilen hat das Umgekehrte stattgefunden, und manchmal ist Bezeichnung und Zweck, Form und Wesen der Dinge seit zweitausend Jahren ziemlich unverändert geblieben.

Das Letzte gilt, abgesehen etwa von den Namen, im vollsten Sinne des Worts von einer Anzahl alter Tempel, welche auch gegenwärtig noch dem Cultus dienen. Die alten Götter sind hinausgetrieben, ihre Altäre sind von christlichen Heiligen in Besitz genommen, im Uebrigen aber hat sich der Sache nach wenig oder nichts geändert. Die Blutsverwandtschaft des Katholicismus mit dem alten Heidenthum offenbart sich hier zu Lande durch tausend handgreifliche Zeichen. Die mythologischen Figuren, welche man unter dem Namen von Engeln oder Heiligen seit unvordenklichen Zeiten in so manchen italienischen Kirchen verehrt, diese getauften Götzen sind ein sprechendes Sinnbild der Umwandlung des alten Glaubens in den neuen. Die Theorie des Dogma ist unter der Hand der Kirchenväter und Concilien freilich eine andere geworden, die Formen des Cultus aber, und mit ihnen die Glaubensvorstellungen der Menge sind in ihren wesentlichsten Zügen geblieben, was und wie sie ehemals waren.

Das Heidenthum schwitzt dem römischen Katholicismus aus allen Poren. Die Heiligenbilder z. B. haben heut zu Tage ganz die nämliche Bedeutung wie die Götterstatuen vor Alters. Streng dogmatisch genommen ist die eine wie das andere ein bloßes Sinnbild; der Gott wohnt auf dem Olymp wie der Heilige im Himmel. In der Vorstellung des großen Haufens aber, dem nicht selten der Priester selber angehört, macht sich die Sache anders. Die himmlische Natur des unsichtbaren Wesens geht durch ich weiß nicht welchen geheimnißvollen Proceß über auf das körperliche Symbol; die bemalte Leinwand wird zum persönlichen Heiligen, der Marmorblock wird zum leibhaftigen Gott.

Es ist nicht zweifelhaft, daß der menschlichen Natur eine starke Hinneigung zu solcher groben Versinnlichung der Idee des Göttlichen innewohnt. Der Hausheilige des Russen, der von seinem Verehrer nach Umständen durchgeprügelt wird; der Lumpenbündel, den der Schamane anbetet; das goldene Kalb der Juden; das die Augen bewegende Marienbild, vor dem sich der Italiener auf die Knie wirft — sie gehören der nämlichen Ordnung der Dinge an, sie sind alle aus dem Verlangen nach einer leibhaftigen Gottheit entstanden. So natürlich nun aber dies Verlangen immerhin in einem gewissen Sinne sein mag, ebenso entwürdigend wirkt fast immer seine gewohnheitmäßige Befriedigung. Für Moses und Mohammed gibt es keine größere Sünde als den Götzendienst, den der letzte zumal durch eine unbarmherzige Strenge der Verbote innerhalb seiner Glaubensgenossenschaft bis auf die letzte Wurzelfaser ausgerottet und für alle Zeiten so gut wie unmöglich gemacht hat. Wenn die Stifter des Christenthums bei ihren Vorkehrungen gegen jene Ausartung des Glaubens weniger durchgreifend zu Werke gingen, so geschah es vielleicht hauptsächlich deshalb, weil das Judenthum, welches die Voraussetzung und den Grundstock der neuen Lehre bildete, die

Hinneigung zum Götzendienst damals bereits völlig in sich überwunden hatte. Diese Zuversicht nun, oder diese Sorglosigkeit, oder diese Fehlrechnung hat sich schwer bestraft. Bei dem Volke Israel fand das Evangelium aus sehr einfachen Gründen den wenigsten Eingang, anstatt Jerusalems wurde Rom die Centralstelle des Apostolats. Die aus dem Salomonischen Tempel hervorgegangene Lehre wurde mit dem im Pantheon herrschenden Geiste geschwängert, und statt des kosmopolitisch reformirten Jehovahglaubens, den man uns zugedacht, erhielten wir ein jüdisch gefärbtes Heidenthum.

Das heidnische Römerthum ist die eigentliche Basis des heutigen Katholicismus, selbst geographisch genommen. Je vollständiger ein Land der römischen Herrschaft erhalten und vom römischen Geiste durchdrungen war, desto tiefere Wurzel hat der Katholicismus in demselben geschlagen. So Italien, so Spanien, so Frankreich. England, weil nach dem Sturze Roms mehrfach von germanischen Eroberern überflutet, ist ein kirchlich zweifelhafter Boden; Schottland, dagegen das dem römischen Gesetze nur theilweise und auf kurze Zeit gehorchte, hat sich des Katholicismus gänzlich zu entledigen vermocht. Sogar in Deutschland fallen die alten Grenzen der militärischen Herrschaft Roms noch heute so ziemlich zusammen mit den Grenzen seiner kirchlichen Ueberlegenheit. Wenn es gewisse Länder und Völker gibt, deren kirchliche Richtung sich nicht danach bestimmt hat, ob sie von Rom politisch abhängig oder unabhängig waren, so bin ich weit davon entfernt, dieselben in mein System hineinzwingen zu wollen; ich beschränke mich vielmehr auf die Bemerkung, daß die von mir angeführten Fälle und Beispiele hinreichen zur Rechtfertigung des allgemeinen Satzes, den ich aufgestellt, und der freilich ebenso wenig wie irgend eine andere historische Wahrheit Anspruch machen kann auf die ausschließliche Beherrschung der geschichtlichen Thatsachen.

XXXI.

Ein romantisches Drama im Mausoleum des Augustus.

Für Leute, welche an Zeitüberfluß leiden, gibt es keine schwierigere Stunde in der Woche als die des Sonntagnachmittags. Jugend und Alter sind nicht so verschieden wie die beiden Hälften des Sonntags, welche durch die Mittagsstunde geschieden werden. Es ist Sonntag, sagt man sich beim Erwachen, und wie ein Widerschein der glückseligen schulfreien Tage der Kindheit überkommt uns eine festliche Stimmung. Kann man doch am Sonntag auch guten Gewissens eine Stunde länger im Bett bleiben! Das Glockengeläut, die geputzten Menschen auf der Straße, die Stille des Marktes — es ist Einem so wohl dabei zu Muthe, man geht munterer und frischer in die feiertägliche sonnige Welt hinaus. Denn der Sonnenschein darf natürlich einem Normalsonntage nicht fehlen, und überdies wird auch einiges Vogelgezwitscher hineinklingen und werden etliche Hollunder- oder Rosenbüsche hineinleuchten. Die Morgenstunden gehen im fröhlichen Tanze vorbei, vergnügt setzt man sich zu Tisch und belohnt sich für seine gute Laune durch ein Extragericht.

Kaum aber ist das Tischtuch weggenommen, so wechselt die Decoration des Tages. Sechs oder acht Stunden vor sich zu haben, mit denen man nichts, nichts in der Welt zu

machen weiß, welch eine Aussicht! Arbeiten? Unmöglich — es ist ja Sonntag. Spazierengehen? Eine fade Unterhaltung, von der man an gewöhnlichen Tagen zur Genüge hat. Eine Landpartie? Nicht auszuführen, denn draußen ist heute Alles voll von Lärmen, Schreien, Kegelschieben. Nach langem vergeblichen Suchen beschleicht es Einen wie Verzweiflung, man wäre der ungeheuersten Entschlüsse fähig, man wäre im Stande in die Nachmittagspredigt zu gehen. Verdrießlichkeit, Langeweile, und im glücklichsten Falle ein unbehaglicher Schlaf, das sind die Sonntagnachmittagsfreuden der Leute, welche keinen eigentlichen Werkeltag haben.

Zu diesen Leuten aber gehöre ich, solange ich in Italien bin, und in dieser Eigenschaft erschien mir eines schönen Sonntagnachmittags wie von einem rettenden Engel geschrieben der Maueranschlag: Theatralische Tagesvorstellung im Mausoleum Augusts.

Von dem Mausoleum Augusts sind nur noch wenige Mauerreste übrig, und an der Stelle, wo sich das stolze Denkmal des glücklichsten aller Usurpatoren erhob, steht jetzt der Grundriß jenes Rundbaues angepaßt, ein moderner Circus — eine Kunstreiterbude würden wir sagen, nur daß sie von Stein aufgeführt und ohne Bedachung ist. In diesem Circus nun hat zur Zeit eine Schauspielergesellschaft ihre Breter aufgeschlagen; ein kleiner Theil der Arena ist in eine Bühne verwandelt, der größte Theil derselben bildet das Parterre, hinter welchem die steinernen Sitzreihen in immer weitern Bogen aufsteigen, wie in den Theatern des Alterthums.

Das Haus war voll und ungeduldig. Und mit Recht, denn der Anschlagezettel verhieß Großes. Man gab: „Ginevra von Schottland, oder das große Turnier". Schon die bloße Inhaltsanzeige der einzelnen Acte, welche der Zettel mittheilte, machte Einem die Haut schauern vor Vergnügen. Der erste Act war betitelt: Die Ankunft des Helden — die Fäden der

Bosheit werden gesponnen; der zweite hieß: Eine gräßliche Verrätherei, und die Ueberschriften der andern drei thaten es den beiden ersten wenigstens gleich.

Endlich geht der Vorhang auf — eine in Sammet gekleidete Dame und ein Ritter im Zwiegespräch. Ob die Dame die Prinzessin Ginevra sein mag? Ich weiß es nicht; hingegen der Ritter — kein Zweifel, es ist der gräßliche Verräther, denn nur ein beispielloser Bösewicht kann das Barett so weit über die Stirn ziehen, und den Kopf so tief zwischen den Schultern stecken haben, gar nicht zu reden von dem fürchterlich schwarzen Barte, von den tückisch verdrehten Augen, und der finstern unheilschwangern Miene. Es werden Worte der Liebe, des Zornes und der Schmeichelei gewechselt, aber ich bin gewiß, der Ritter meint es nicht ehrlich, sondern er will die edle Jungfrau in irgend eine teuflische Falle locken. Wenn er ehrliche Absichten hätte, wie könnte er ihr sonst den Schwur zumuthen, daß sie Alles thun wolle, was er von ihr verlange, ohne zu fragen, mögen ihr seine Forderungen auch noch so seltsam und unerklärlich vorkommen? Das leichtsinnige Mädchen, wahrhaftig es leistet den Eid, der offenbar die entsetzlichsten Folgen haben muß. Dabei gereicht es mir zu geringer Beruhigung, wenn ich im Laufe des Gesprächs erfahre, daß es nicht Ihre königliche Hoheit Prinzessin Ginevra ist, welche sich in jenen gefährlichen Handel einläßt, sondern nur Höchst-Dero Kammerfräulein Kunigunde.

Der ganze Glanz der Majestät offenbart sich im nächsten Auftritt. Der König selbst erscheint mit der Prinzessin Ginevra, die ihrer schottischen Nationalität durch ein äußerst impertinentes Blond alles mögliche Genüge leistet. Vater und Tochter nehmen auf dem Throne Platz, und alsbald bewegt sich über die Bühne ein Triumphzug von sechs gewappneten Kriegern, deren Feldhauptmann dem Könige die Trophäen zu Füßen legt, welche er in einem glorreichen Heer-

zuge gegen die Iren erstritten. Der König ist außer sich vor Entzücken; er umarmt seinen Feldherrn, überhäuft ihn mit Gnaden und Ehren, und Prinzessin Ginevra ihrerseits bezeigt sich dermaßen huldreich gegen ihn, daß der scharfsinnige Beobachter alsbald einen gewissen Verdacht schöpft, um so mehr als der schwarzbärtige Ritter des ersten Auftritts beim Anblick dieser Scene das Barett noch tiefer auf die Stirn rückt, und die Augen wilder verdreht als je.

Kaum hat der König den Schauplatz verlassen, so erhalten wir die volle Bestätigung unserer Vermuthungen. Liebesscene zwischen Ginevra und dem Ritter Gaetano — da das Stück vor einem römischen Publicum spielt, so ist er ein Italiener, dieser Tapfere der Tapfern, welcher dem schottischen Könige die Schlachten gewinnt. Nachdem Ginevra sich endlich zurückgezogen und Gaetano eine beträchtliche Weile in wortreicher Liebesseligkeit geschwelgt, naht unheimlichen Schrittes der Schwarzbärtige; Explication. Beide machen Anspruch auf Herz und Hand der Königstochter. Der ritterliche Italiener will die Sache sofort mit dem Schwerte ausfechten, der feige und verrätherische Schotte aber macht ihm einleuchtend, daß die Entscheidung der Ginevra gebühre. Gaetano ist damit natürlich einverstanden, denn er glaubt sich ja der ausschließlichen Liebe der Prinzessin gewiß.

Armer Thor! entgegnet ihm mitleidig der Schwarze. Zum Beweise, daß ich der Bevorzugte bin, wirst du mich heute Abend in das Fenster der Königstochter einsteigen sehen. Wenn Gaetano bei dieser Eröffnung nicht in die Erde versinkt, so ist wahrscheinlich nur die mangelhafte Maschinerie des Theaters daran Schuld. Zum Glück für den gefühlvollen Zuschauer entzieht uns der Vorhang den herzzerreißenden Anblick seiner Verzweiflung.

Indessen stehen unserer Nervenstärke noch andere und schwerere Proben bevor. Beim Beginn des zweiten Actes

ist es Nacht geworden und Gaetano hat, in einen dunkeln Mantel gehüllt, vor dem Schlosse Posto gefaßt, um sein Unglück mit eigenen Augen zu sehen. Erschütternder Monolog, nach dessen Schluß man sich in einen Winkel zurückzieht, um ungesehen zu beobachten. Der leergewordene Platz wird alsbald von dem Nebenbuhler eingenommen. Nachdem er seinem Grimm und Hohn durch drastische Redensarten und noch drastischere Mienen Luft gemacht, tritt er unter das Schloßfenster, klatscht drei Mal in die Hände, und siehe da, sofort erscheint auf dem Balkon mit der Krone auf dem Haupte — die Königstochter? O fort mit dem schnöden Verdacht gegen jene engelreine Tugend! Nein, das Kammerfräulein, bethört durch ihre Liebe zu dem Ritter, hat sich bewegen lassen, die Rolle der Ginevra zu spielen, und zum Zeugniß ihres erlogenen Ranges die frevelnde Hand nach dem Symbole der Majestät ausgestreckt, um ihr schuldiges Haupt damit zu schmücken. Und noch dazu bei einer solchen Gelegenheit! — Die unechte Ginevra wirft dem Ritter eine Strickleiter zu und dieser verschwindet hinter den Gardinen des prinzeßlichen Gemachs.

Wie dem armen Gaetano bei diesem Anblick zu Muthe ist, kann man sich ungefähr denken; überdies aber nimmt er sich die Mühe, uns seinen Seelenzustand mit Worten und Geberden des Ausführlichen zu schildern. Umsonst versucht ihn sein Bruder zu beschwichtigen, der den ganzen Vorgang gleichfalls belauscht hat, und der jetzt eben zu rechter Zeit einschreitet, um Gaetano zu verhindern, daß er sein sieg- und ruhmreiches Schwert gegen die eigene Brust wende. Indessen die Verzweiflung Gaetano's weiß sich zu helfen; er reißt sich los aus den Armen seines Bruders, und — springt ins Wasser. Der Bruder aber schwört, daß die verrätherische Ginevra das Leben Gaetano's bezahlen soll.

Mit dem Beginn des dritten Actes werden wir in die

innersten Wildnisse der Romantik eingeführt. Tiefer Wald, ohne andere Spur menschlichen Daseins als eine im korinthischen Stile gebaute Einsiedelei. Erscheint, von seinem Schildknappen gefolgt, ein Reisiger zu Fuß, den man seiner Wohlbeleibtheit und dem fetten Klange seiner Stimme nach für einen Vetter des Sir Fallstaff halten könnte, wenn er sich nicht durch die tapfern Reden, die er an den Knappen richtet, alsbald als einen fahrenden Ritter kundgäbe, welcher in diesem Forste auf Riesen und Drachen pürscht. Der Einsiedler, welcher bald darauf zum Vorschein kommt, erkennt in dem Fremden Herrn Rinaldo, einen wackern Degen, der vor Zeiten, als er selber noch Helm und Panzer statt der Kutte trug, im Feldzuge Karl's des Großen gegen den König Agramont von Afrika sein Waffengefährte gewesen. Während er ihn zum Imbiß in die korinthische Hütte ladet, erklingt Hülferuf aus dem Dickicht, Ritter und Knappe stürzen brennend vor Kampfbegier in die Coulissen, furchtbares Schwertergeklirr schlägt an das bange Ohr, ein schneeweißes Fräulein mit fliegendem Haar stürzt sich hülfesuchend in die Arme des Einsiedlers, und bald athmen wir wieder auf, denn der dicke Ritter und sein treuer Knappe kehren unversehrt aus dem heißen Gefechte zurück. Es ist die Zofe der Ginevra, die sie aus Mörderhänden befreit haben, welche in ihrer Person einen gefährlichen Zeugen aus der Welt schaffen wollten.

Jetzt erfahren wir das Schreckliche, was sich inzwischen zugetragen und was noch bevorsteht. Der Bruder Gaetano's hat Ginevra des unsittlichen Lebenswandels angeklagt, und nach dem Gesetze Schottlands, welches selbst ihr königlicher Vater nicht beugen kann, muß sie sterben, auf dem Scheiterhaufen sterben, wenn nicht vor Sonnenuntergang ein Kämpe sich findet, ihre Unschuld in den Schranken gegen den Ankläger zu verfechten. Natürlich ist der Entschluß des fetten Ritters sogleich gefaßt, und er folgt mit den Uebrigen dem

Einsiedler in die Hütte, um sich durch einen Trunk für die Ausführung seines tapfern Vorhabens zu stärken.

Während drinnen der Küche und dem Keller des Anachoreten zugesprochen wird, erscheint draußen ein Ritter in schwarzer Rüstung und mit niedergeschlagenem Visir. Eine dunkle Ahnung sagt uns, daß es kein Unbekannter sei. Richtig, es ist Gaetano, der durch das kalte Bad nüchtern geworden, schließlich vorgezogen, das feste Land wieder zu gewinnen — che mi sono pentito di morire, sagt er mit heroischer Naivetät zu einem treuen Diener, dem er hier durch einen besondern Glücksfall begegnet, und der ihn mit weisen Worten über die Unbeständigkeit der Weiber vollends zu stärken sucht, Worte, die von dem bärtigen Theile der Zuhörerschaft mit jauchzendem Beifall aufgenommen werden. Aber der Diener sagt seinem Herrn auch, in welcher Gefahr Ginevra schwebt, die alte Liebe erwacht mit verdoppelter Kraft und entschlossen, die Prinzessin seines Herzens zu retten, geht Gaetano mit klirrenden Schritten ab.

Ich aber folge seinem Beispiele, da ich es für nachtheilig halte, so starke dramatische Aufregungen zu lange walten zu lassen, und ich nehme die tröstliche Hoffnung mit, daß die Unschuld nicht untergehen wird, die zwei so tapfere Kämpen gefunden.

XXXII.

Tivoli.

Um 2 Uhr, sagte man mir, gehe der Eilwagen nach Tivoli ab. Aus Pünktlichkeit stellte ich mich schon eine halbe Stunde später ein, allein es war noch immer viel zu früh. Weder Pferd noch Wagen zu sehen, weder Kutscher noch Passagier. Ich fragte nach dem Bureau; man wies mich in den Stall, und im Stalle hieß es, das Bureau sei ausgegangen. Das Wartezimmer der Reisenden? Man zeigte mir eine unter dem Thorwege stehende Bank. Drei oder vier Fuhrleute und Kofferträger, die darauf saßen, rückten zusammen, um mir Platz zu machen, und ich setzte mich in Geduld.

Der Raum unter dem Thorwege war der Tummelplatz für ein charakteristisches Stück römischen Volkslebens. In einem Breterverschlage hielt der Kassirer des Theaters Capranica seine Zettel feil, die indessen heute nur mäßigen Abgang fanden, denn es war schönes Wetter und die amerikanischen Gaukler spielten draußen im Freien. Mir gegenüber auf dem Wrack eines niedrigen Strohstuhls saß, eine große Brille auf der Nase, eine wohlbeleibte alte Frau, die mit unermeßlicher Seelenruhe die Nadel führte. Bedächtig holte sie den Zwirn aus dem Busen hervor, langsam fädelte sie ein, langsam machte sie den Knoten, langsam den Stich, und indem sie ohne Uebereilung den Faden anzog, fand sie

hinreichende Muße, um ihre bebrillten Augen ein Weilchen spazieren zu führen, ehe sie dieselben zum zweiten Stiche auf die Arbeit senkte. Daß ihr die Zeit nicht fehlte, Bemerkungen zu machen, Rede und Antwort zu geben, bedarf nicht der Erwähnung, und ebenso wenig brauche ich zu sagen, daß ihre Zunge fertiger war als ihre Hand. Nachdem sie dieser doppelten Beschäftigung eine Viertelstunde obgelegen, und einen spannenlangen Saum glücklich fertig gebracht, wurde der Zwirn wieder in Sicherheit gebracht, die Nadel in das Tuch gesteckt, die Schere bei Seite gelegt, und eine irdene Kohlenpfanne unter dem Stuhle hervorgezogen, auf der ein kleiner Topf leise brodelte. Es waren Artischocken darin, welche die Alte zu einem Stück Brot, das sie aus der Tasche gezogen, in herzhaften Brocken verspeiste, mit den Fingern zwar, aber säuberlich und ebenso langsam, wie sie das Nähzeug gehandhabt. Ein hübsches Kind, welches unter den Augen der Wärterin spielte, und dem Schmaus der Alten lüstern zusah, kam auf deren Wink heran, und wurde von ihr mit großmütterlicher Würde gefüttert, ohne daß das eigene Mahl dadurch eine Störung erlitten hätte.

Meine Banknachbarn, zu denen sich noch eine Anzahl von Kameraden gesellt hatte, trieben inzwischen untereinander allerlei Spaß und Unfug, der mehrmals die zürnende Intervention der Alten hervorrief. Einer dieser Leute, ein Einäugiger, war ein Ausbund von Witz und Muthwillen, sodaß der junge Mensch, welcher ihm vorzugsweise den Widerpart hielt, obgleich es ihm keineswegs an Keckheit und Gewandtheit fehlte, nicht gegen ihn aufkommen konnte. „Heda, Herr!“ rief der Letzte, nachdem er eben eine Niederlage erlitten, einen Vorübergehenden an: „mein Freund Joseph hier hat Ihnen etwas zu sagen.“ Der Fremde kam heran, Joseph trat ihm unwillkürlich einen Schritt entgegen, und — zwei Einäugige schauten einander ins Gesicht. Allgemeine

Heiterkeit, in welche der Fremde am lautesten einstimmte, indem er ohne weitere Erklärung mit schallendem Gelächter seinen Weg fortsetzte. Die Italiener verstehen eben Spaß, was nicht Jedermann von sich sagen kann.

Endlich fuhr der „Eilwagen“ vor, ein ausgebildeter Fiaker, dem man sich besonnenerweise nicht ohne eine Assecuranz für seine Gliedmaßen hätte anvertrauen sollen. Ich stieg mit einem andern Reisenden ein, dem der Abschied von einer „Gevatterin“, welche ihm das Geleite gegeben, schwerer wurde, als dem gleichfalls anwesenden Ehemanne der Gevatterin lieb sein mochte. Also doch wenigstens Raum auf den steinharten Sitzen, sagte ich mir, während wir über das Pflaster holperten. Trauriger Irrthum! In einer benachbarten Straße hielt der Wagen, um noch ein paar Reisende einzunehmen. Während wir auf dieselben warteten, siehe, da erschien die Gevatterin noch einmal am Schlage, um einen zweiten Abschied vom Gevatter zu nehmen, und der Mann stand wiederum mit möglichst lächelndem Gesichte dabei. Er und ich, wir waren vermuthlich die Einzigen, denen über die Saumseligkeit der Mitpassagiere die Zeit lang wurde.

Als diese endlich eingestiegen, waren wir indessen noch immer nicht fertig zur eigentlichen Abfahrt; es wurde vielmehr noch eine ganze Meile in der Stadt umherkutschirt, um den fünften und sechsten Reisenden abzuholen — die Gevatterin kam indessen nicht mehr zum Vorschein. Wahrscheinlich hatte der Mann sie am Rock festgehalten.

Hart am Thore von San Lorenzo beginnt die Campagna, die sich in der mannichfach abgestuften, winterlichen Färbung, welche sie vor zwei Monaten hatte, doch schöner ausnahm als heute — wir schrieben den letzten April — in ihrem ziemlich einförmigen und dabei einigermaßen brutalen Grün. Aber auch so ist das Aussehen der Campagna unendlich verschieden von dem eines gewöhnlichen Weide- oder

Wiesenlandes. Es ist nicht eine charakterlose, schwammige Ebene, sondern ein Felsboden mit dünner Erddecke überkleidet, dessen kräftige Musculatur unter dem Gewande sichtbar bleibt.

Unter den Mitreisenden war ein Landwirth aus der Nachbarschaft. An ihn richtete ich die oft aufgeworfene und niemals genügend beantwortete Frage, warum die Campagna nicht angebaut werde. Der Arbeitslohn ist zu hoch, erwiderte er. Einheimische Arbeitsleute sind auf dem Lande so gut wie gar nicht zu haben, und der fremde Tagelöhner, den man kommen läßt, verlangt 25 bis 30 Bajocchi (40—48 Kreuzer), obgleich er seinen Lebensunterhalt mit 4 Bajocchi bestreitet. Also die Parmesaner und Luccheser, die sich in Deutschland und Frankreich zu vielen Tausenden als Eisenbahnarbeiter mit dem geringsten Lohne begnügen, sie sollten nicht mit ähnlichem Nutzen nach Rom gezogen werden können, wo der fruchtbarste Boden nur auf den Pflug wartet, um die reichsten Ernten zu geben? Und wenn die Campagna sich nicht durch Tagelöhner bebauen läßt, warum wird sie nicht verpachtet? Warum verkauft man nicht, was davon verkäuflich ist, an kleine Landleute aus den übervölkerten Gegenden der Romagna und der Lombardei? Auf alle diese und ähnliche Einwendungen hat man in Rom keine Entgegnung, die irgend Stich hielte, denn die oft vorgeschobene Behauptung, daß die Benutzung der Campagna als Viehweide mehr eintrage, als ihre Verwandlung in Ackerland einbringen würde, diese Behauptung ist offenbar entweder eine Unwahrheit oder eine Umgehung der Schwierigkeit. Darauf kommt es ja eben an, den Grund des Räthsels auszufinden, daß man die Mittel nicht kennt oder nicht anwendet, um einen äußerst fruchtbaren Boden vor den Thoren Roms mit Nutzen seiner wahren Bestimmung wiederzugeben.

In geringer Entfernung von Rom kreuzt die Straße den Anio, der sich hier, kurz vor seinem Einmünden in die Tiber, immer noch als ein wilder Bergstrom darstellt, und dessen tief ausgewaschene Ufer stellenweise mit malerischem Baumwuchs decorirt sind. Weiter hin fährt man über einen Bach, welcher die Luft weit und breit mit starkem Schwefelgeruch erfüllt, dessen heilkräftiges Wasser aber schon seit langen Zeiten so gut wie gar nicht mehr benutzt wird. Jenseits dieses Baches ist die Campagna ausnahmsweise mit allerlei Buschwerk bewachsen, unter welchem sich einige Gewächsarten bemerklich machen, die mehr dem Ziergarten als der Wildniß anzugehören scheinen. Wer weiß, ob diese schönblühenden und lieblich duftenden Sträuche nicht die letzten Ueberbleibsel altrömischer Parks sind, an denen es hier, dem Fuße des Gebirges nahe, nicht gefehlt haben wird. Heut zu Tage ist auf dem ganzen Wege von Rom bis an die Feldmark von Tivoli außer der Straße selbst kein Merkmal menschlicher Cultur mehr zu erblicken, denn die drei oder vier elenden Schenken, an denen man vorüberkommt, haben mit der Cultur offenbar nichts gemein.

Tivoli, auf dem Rücken und am Abhange des nächstgelegenen Berges gelegen, war kaum noch eine gute Viertelstunde entfernt, als die Straße sich plötzlich zur Rechten wandte, um durch uralten Oelwald hindurch im weiten Bogen nach der Stadt hinaufzusteigen. Die Viertelstunde verlängert sich um das Vierfache, und beim anhaltenden Steigen erst gewahrt man, daß die Höhe, auf welcher Tivoli liegt, eine ziemlich beträchtliche ist.

Auf dem Spaziergange, welcher am Thor mit der Straße zusammenstößt, lustwandelten im Abendsonnenlicht geputzte junge Damen und geistliche Herren, die noch nicht alt waren. Einer derselben verabschiedete sich und — ich traute meinen Augen nicht — seine feine weiße Hand

ging bei den Mädchen von Mund zu Mund. Ich mußte den Blick wegwenden, um mir die gute Laune nicht zu vergällen.

Um nach dem Gasthofe Die Sibylle zu gelangen, muß man sich durch das winkelige, krumme, armselige Städtchen seiner ganzen Länge nach hindurcharbeiten. Die Herberge ist des Städtchens würdig — ein windschiefes Haus, lebensgefährliche Stiegen, defecte Möbeln, die bei jeder Berührung laut aufschreien, kurz ein Gasthof im italienischen Stile. Aber die Sibylle ist nächst einem zweiten, der nicht besser sein soll, obgleich er besser aussieht, der einzige Gasthof in Tivoli, sie liegt überdies in einem ziemlich günstigen Punkte und hat Aussicht, wenigstens in einigen ihrer Zimmer. Kunststudien dagegen lassen sich in allen ihren Zimmern machen, deren sämmtliche Wände von der Hand fahrender Maler mit Kohle und Kreide und Bleistift auf die bewunderungswürdigste Weise „illustrirt" sind. Viele dieser Zeichnungen zeugen von gewandter Hand, die indessen von dem Witze, den sie sucht, gewöhnlich im Stiche gelassen wird. Die Wandgemälde im jenaer Carcer schauen aus andern Augen. Freilich steht darunter Disteli pinxit.

Seinen Ruf der landschaftlichen Schönheit verdankt das heutige Tivoli hauptsächlich den Wasserfällen des Anio. Ehemals, als diese Berge noch mit Laub- und Nadelholz bedeckt waren, als noch hundert reiche Landhäuser mit Gärten und Parks an die waldbekränzten Höhen sich anlehnten, zur Zeit als Horaz die ländlichen Reize seines Tibur pries, damals mag das anders gewesen sein. Indessen auch die theils nackten, theils nur mit Oelbäumen bestandenen Berge, hier, wo der Anio sie mit tiefen Schluchten durchwühlt hat, und dort, wo er sich als brausender Schaum an ihren tiefen Abhängen hinunterstürzt, bieten immer noch eine Reihe sehr anziehender und selbst großartiger Bilder, Bilder, die vielleicht einzig sind

in ihrer Art, mit denen ich wenigstens keine andere Gebirgs-
scene zu vergleichen wüßte.

Der Hauptstrom des Anio ging früher durch eine ab-
schüssige Schlucht, welche Tivoli von den in seinem Rücken
liegenden Bergen abschneidet; da er aber in diesem Bette den
zunächst gelegenen Theil der Stadt gefährdete — er soll in
einem Frühjahr an zwanzig Häuser mit dem unterhöhlten
Gestein in die Tiefe gestürzt haben — so hat man ihm vor
einigen Jahren einen Kanal durch Felsen gehauen, durch
welchen er sich am Endpunkte der Stadt, der Sibylle gegen-
über, seitlings in jene Schlucht hineinstürzt. Der Kanal
führt in der Form eines doppelten gothischen Bogens vier-
hundert Schritte lang durch den Felsenberg, und unmittelbar
vor der Mündung dieses zweifachen Tunnels fällt der rasch
daherschießende Strom in die jähe Tiefe, donnernd und dia-
mantenstaubsprühend, und von allen Farben des Regen-
bogens funkelnd.

Man kann die beiden Tunnel, welche nur durch eine
dünne natürliche Wand voneinander getrennt sind, auf einem
schmalen Pfade durchwandeln, der auf beiden Seiten dieser
Wand in den Stein gehauen ist; trotz der eisernen Stangen
aber, die in den Felsen eingelassen sind, ist jener Spazier-
gang Niemandem zu rathen, der sich gegen Schwindel nicht
ziemlich sicher weiß, denn der pfeilschnelle Schuß des Stromes,
an dessen Rande man dahin geht, verwirrt die Sinne. Eine
neue oder schönere Ansicht des Wasserfalls selbst läßt sich
übrigens in dem Tunnel natürlich nicht gewinnen, und wer
sich mit den Standpunkten nicht begnügen will, die man in
und neben der Sibylle für den Anblick des stürzenden Stro-
mes gewinnen kann, dem bleibt nichts übrig, als sich an den
pfadlosen Abhängen der Schlucht einen Weg in die fast un-
zugängliche Tiefe derselben zu suchen, in der allein der Punkt
zu finden ist, auf welchem man den Wasserfall gerade vor sich hat.

Ein anderer Theil des Anio geht in mehrern Armen durch Tivoli hindurch oder unter dessen Straßen hinweg, und bildet am Rande des Berges, auf welchem die Stadt gebaut ist, eine Anzahl kleiner Wasserfälle, die sogenannten Cascatellen Die beste Ansicht derselben gewinnt man, wenn man der Straße folgt, die über den Hauptfall hinweg, hoch oben am Berge, dem rechten Ufer des Anio folgt, in welchen jene Nebenarme zuletzt, von einer Höhe von mehrern hundert Fuß herunter, im rechten Winkel wieder einmünden. Einige dieser Wasserfälle stürzen sich — ein überraschender Anblick — aus den Fenstern eines Römerbauwerks heraus, der Villa des Mäcenas, die man in eine Eisenfabrik verwandelt hat, deren Maschinerie durch den Anio in Bewegung gesetzt wird.

Ein in dieser Fabrik angestellter Schweizer, den ich auf meinem Spaziergange zufällig angesichts der Cascatellen traf, machte mich aufmerksam auf ein Haus, welches bei einer benachbarten Kirche stand. Dort, sagte er, wohnt ein Landsmann von Ihnen als Einsiedler, ein Kamerad, den es der Mühe lohnt kennen zu lernen. Ich ließ mich nicht zwei mal auffordern, und wir gingen den Anachoreten aufsuchen, der unmittelbar an der Landstraße in einem Hause wohnt, welches für eine ganze Familie hinlänglichen Raum hat.

Der brave Mann nimmt es überhaupt nicht sehr strenge mit sich, sagte der Schweizer, und Sie werden sehen, daß er ein gutes Glas Wein im Keller hat.

Der Anachoret lag zu Bette, und eine Art dienender Bruder, welcher mit ihm wohnt, sagte uns, er habe das Fieber. Es möge wol der Katzenjammer sein, meinte der Schweizer. Wie immer es damit sein mochte, der Waldbruder kam nach einigen Minuten zum Vorschein, ein schmuziger Bursche mit dem breitesten Stempel der Gemeinheit im Gesicht. Der Mann war aus Schlesien, als Schuhmachergeselle nach Rom gekommen, und nachdem er Satan und

seiner Ahle abgeschworen, zum Einsiedler bei Tivoli befördert worden, wo sein Amt in der Bewachung eines wunderthätigen Marienbildes und seine Pfründe in dem privilegirten Bettelsack bestand. Die Unterhaltung mit dem Exschuster war über alle Maßen unfruchtbar; es kam nichts dabei heraus als eine trockene nüchterne Dummheit. Der Schweizer machte eine Anspielung auf den Keller, der Einsiedler aber erwiderte, daß das Faß leer sei. Vor vier Wochen erst hat er es eingelegt, flüsterte mir der Schweizer zu. Sagt mir doch, fuhr er zu dem Manne Gottes gewendet fort, warum Ihr Euren Kameraden — den dienenden Bruder — immer noch in seiner Bauernjacke umherlaufen laßt, statt ihm auch so eine Kutte anzuziehen? Der Einsiedler machte ein saueres Gesicht, schüttelte den Kopf und sagte: Der Thomas betrinkt sich zu oft, er würde diesem Kleide Schande machen.

Ich hatte genug und wollte fort. Zuvor aber mußte ich noch das wunderthätige Marienbild sehen, welches in der an die Einsiedelei anstoßenden Kirche aufbewahrt wird. Es war eine kleine elende Figur von vergoldetem Holze, die vor Zeiten hier zur Stelle von einem Ochsenpaar aufgefunden worden ist — die Werkzeuge des Himmels sind halt zuweilen sonderbar gewählt. Auf den nächsten Sonntag stand die jährliche „Krönung" des Bildes bevor, ganz Rom war durch gedruckte Anschläge zu diesem Feste geladen, der Gemeinderath von Tivoli hatte Tausende für dasselbe ausgeworfen, und den Einwohnern der Stadt, arm und reich, war seit Monaten eine Reihe von freiwilligen Beiträgen zur Vermehrung der Feierlichkeiten abgepreßt worden. Der Einsiedler forderte mich auf, bis Sonntag zu bleiben und seines Marienbildes und seinen Ehrentag mitzumachen; ich aber wünschte mir Glück, daß es heute erst Donnerstag war, und daß ich also ohne Uebereilung am Sonnabend nach Rom zurückkehren konnte.

Jene Kirche neben der Einsiedelei heißt Chiesa di Quintilio, ein Name, welcher von dem des Quinctilius Varus abgeleitet wird, der hier in der Nähe eine Villa hatte oder gehabt haben soll. Als Ueberbleibsel derselben bezeichnet man, ich weiß nicht mit welchem Rechte, ein ausgedehntes starkes Gemäuer, welches, mehr unter als über der Erde, in den benachbarten Olivengärten liegt. Ob aber auch die Echtheit dieser Bezeichnung verbürgt sei oder nicht, wir können es uns immerhin gefallen lassen, daß die römische Ueberlieferung jenen Namen aufbewahrt, den wir in Deutschland nur aus den fremden Geschichtschreibern unserer Siege kennen gelernt, und seitdem bereits wieder so ziemlich vergessen haben.

Ich ging mit dem Schweizer quer durch das Thal des Anio, um die hoch oben auf dem entgegengesetzten Rande gelegene Eisenfabrik zu besuchen. Die Echtheit des Namens der Villa des Mäcenas, welchen man dem Fabrikgebäude gibt, scheint unzweifelhaft zu sein. Es ist ein großer, gut erhaltener Bau, von Backstein zwar, aber gleichwol eisenfest. Die architektonischen Zierrathen sind verschwunden bis auf die backsteinerne Säuleneinfassung eines Hofes; die innern Räume sind für spätere Benutzungszwecke vielfach verändert, aber gleichwol ist der ursprüngliche Plan des Hauses seinen Hauptzügen nach noch immer erkennbar, und wahrscheinlich gibt es im ganzen Italien kein altrömisches Privathaus, welches weniger verstümmelt auf unsere Tage gekommen wäre.

In den mächtigen Gewölben des Unterbaues sind die Oefen und Schmiedewerkstätten angebracht; die Wasserströme, welche Räder und Hämmer treiben, hat man durch den zweiten Stock geleitet, und sie stürzen sich, wie schon erwähnt, aus den Fenstern in die Tiefe des Thales hinab; die ehemaligen Prachtsäulen des fürstengleichen Patriciers sind in Werkstuben für kleinere Handarbeiten verwandelt, in denen

es von Feilen und Schleifsteinen und Zangen hundertstimmig klappert und schnurrt und kreischt.

Dieses Eisenwerk, welches mit Ausnahme der Tabacksmanufacturen des Fürsten Torlonia die größte Fabrikanstalt im Kirchenstaate sein soll, zählt etwa 120 Arbeiter. Es versteht sich von selbst, daß es unter der Leitung von Ausländern gegründet und in Gang gebracht worden ist. Die ersten Unternehmer haben übrigens schlechte Geschäfte gemacht, und die Fabrik ist jetzt das Eigenthum einer Gesellschaft römischer Capitalisten, in deren Händen sie zu gedeihen scheint. Darüber muß man sich wundern, wenn man erfährt, daß das Roheisen aus England kommt, daß die Kohlen von Velletri, eine starke Tagereise weit, und zwar auf dem Rücken von Pferden und Maulthieren, hergeschafft werden, daß halbwegs gewandte und zuverlässige Arbeiter mit unsäglicher Mühe gezogen und sehr theuer bezahlt werden müssen. Der Ort selbst liefert also nichts als die Wasserkraft, welche allerdings für zehn ähnliche Fabriken groß genug wäre, die aber bei ungeschickter Benutzung für diese eine nicht immer ausreicht. Wie ist es möglich, bei solchen Bedingungen zu bestehen? Das Räthsel ist leicht gelöst. Die väterliche Regierung des Papstes kommt den armen römischen Capitalisten dadurch zu Hülfe, daß sie einen Zoll von zwei Bajocchi — mehr als drei Kreuzer oder etwa 1 Silbergroschen — auf das Pfund Eisen (zu zwölf Unzen) legt. Wer ein Beispiel von unverständigem und unvernünftigem Schutzzoll braucht, dem stelle ich dieses hier zu Gebote! In einem Lande, welches weder Metall noch Brennstoff hat, in einem solchen Lande einer Speculantengesellschaft den Betrieb der Eisenindustrie durch Schutzzoll möglich machen, das heißt in der That dem Armen nehmen, ohne andern Zweck als dem Reichen zu geben.

Was Tivoli betrifft, so hat es allerdings seinen Nutzen

von dieser auf Kosten des römischen Volkes erkünstelten Gewerbsamkeit, aber selbst Tivoli würde sich unendlich besser dabei stehen, wenn ein kleiner Theil der in der Eisenindustrie angelegten Summen auf die Hebung des Fremdenverkehrs verwendet würde, so gering auch der Segen ist, der an dem Gewinn aus der Tasche der Reisenden zu haften pflegt. Ein ordentlicher Eilwagendienst zwischen Rom und Tivoli, und die Errichtung von anständigen Gasthöfen würde diesem Orte Hunderttausende zuwenden, welche ihm jetzt verloren gehen, ohne daß sie der Reisende erspart. Täglich kommen nämlich in der Sibylle allein 15—20 römische Miethwagen voll Fremder an, welche am nämlichen Tage wieder nach Rom zurückkehren, ohne Tivoli eigentlich gesehen zu haben, und wie gesagt ohne Ersparniß, denn ein Lohnkutscher läßt sich mehr zahlen, als ein zwei- oder dreitägiger Aufenthalt in Tivoli kosten würde. Und wie viele Fremde verzichten ganz auf Tivoli, weil sie die Fahrt in der elenden Landkutsche scheuen, die noch dazu nicht einmal regelmäßig abgeht, und weil sie auf der andern Seite die Forderungen der römischen Fiaker zu unbescheiden finden. Mit Hülfe von Eilwagen und Gasthöfen könnte und würde Tivoli für die Römer Das werden, was die Vergnügungsorte in der Nähe unserer großen Städte sind; jetzt ist es der Zielpunkt einer kostspieligen Reise, die man einmal macht und nicht wieder.

Am frühen Morgen des 1. Mai machte ich mich auf, um die viel genannte Villa des Hadrian zu besuchen. Der Himmel war blau, die Luft sehr frisch für einen italienischen Maitag; Glockenklang aus der Ferne und Nachtigallenschlag in den Hecken am Wege geleiteten mich eine Stunde weit bis an das Thor der Umzäunung, welche den ungeheuren Raum der weiland kaiserlichen Villa einschließt. Ungeachtet des Aufhebens, welches in den Reisehandbüchern von der Villa Hadrian's gemacht wird, trug ich mich mit einer ziemlich ge-

ringen Vorstellung von den Sehenswürdigkeiten derselben, ich fand aber, daß meine Erwartung beiweitem noch nicht tief genug herabgestimmt war. Was in aller Welt soll es bedeuten, daß man unsere Phantasie mit pomphaften Beschreibungen Dessen, was war, ins Feuer bringt, während es sich darum handelt, uns kennen zu lehren, was ist. Die Taschenspielerei, vermöge deren man die Vergangenheit und Gegenwart zu Einem Bilde verschmilzt, in welchem die Linien des Jetzt und Ehemals unmerklich ineinander fließen, ist eine der garstigsten Ungezogenheiten jener literarischen Marktschreier, die nur dann Eindruck zu machen glauben, wenn sie den Mund übervoll nehmen. Solche verlogene Schilderungen mögen sich mitunter recht gut lesen lassen und in manchem Leser eine lebhafte Neugier und Reiselust erwecken, für den Reisenden selbst aber sind sie ein unfehlbares Mittel, ihm seine Genüsse zu verkümmern und zu verleiden.

Der ganze Raum des ehemaligen kaiserlichen Landsitzes ist mit einer sehr nachlässig gehaltenen Olivenpflanzung bedeckt, von Garten= oder Parkanlagen ist keine Spur mehr vorhanden, und von den vielen Gebäuden, mit denen Hadrian sein Lustrevier besäet hatte, ist nichts übrig geblieben als formlose Mauerreste und Trümmerhaufen. Die Ruinen sind zahlreich, ausgedehnt, zum Theil kolossal, aber weder charaktervoll, noch malerisch. Was sich Werthvolles daran und darin befand, Säulen und Zierrathen, ist längst fortgeschafft worden; die Zeit und die Sammler haben nichts übrig gelassen als die glatten Mauern. Daß man dieselben mit allerlei volltönenden Namen belegt, erhöht ihren Werth in meinen Augen wenigstens nicht. Nicht wenige von diesen Namen legen ein trauriges Zeugniß gegen den Geschmack des kaiserlichen Bauherrn ab, von welchem sie herrühren. Da ist eine Akademie des Plato, ein Prytaneum, ein Lyceum des Aristoteles, gar nicht zu reden von dem Thale Tempe, vom

Elysium, vom Tartarus und andern Erfindungen eines anticipirten Zopfthums. Das Wichtigste bei allen diesen Dingen ist, sagen zu können, daß man sie gesehen habe; was aber mich betrifft, so will ich diesen Vortheil gern an einen Jeden abtreten, welcher mir die zwei oder drei Stunden zurückgibt, die ich in der Villa Hadrian's verloren.

Einiger anderer Alterthümer in und bei Tivoli wird man sich dagegen gern erinnern. Dahin gehören vor allen andern die angeblichen Tempel der Vesta und der Sibylle, dicht bei dem von der letztern benannten Gasthofe, und draußen, vor dem Thore, der sogenannte Tempel de la Tosse, ein Rundbau, dessen leicht gewölbte Decke vom saftigsten Pflanzenwuchs überwuchert ist.

Am Abend fröstelte es mich auf meinem Zimmer, und ich flüchtete in das Kaffeehaus. Die Wärme, welche ich gesucht hatte, fand ich hier freilich nicht, wol aber Unterhaltung. Vier oder fünf Männer, die, in den Mantel gehüllt, an den Wänden umhersaßen, Anfangs stumm und unbeweglich, geriethen nach und nach unter einander und mit der Wirthin in ein Gespräch, dessen Verlauf für mich, der Wirkung nach, einer guten Komödie gleich kam. Eine hochkomische Liebesscene besonders, welche ein ziemlich trockener Graukopf uns vordramatisirte, wurde so vortrefflich gegeben, daß selbst der artistische Director einer Hofbühne mit der Darstellung zufrieden gewesen sein würde. Was sage ich! Der besagte artistische Director hätte dem Darsteller auf diese eine Scene hin Handgeld geboten und Aussicht auf einen Platz im Spital für seine alten Tage.

Die ganze Naturanlage der Italiener und ihr ganzes Leben sind dramatisch durch und durch, und deshalb enthalten sie einen unerschöpflichen dramatischen Stoff. Deshalb wäre Italien, ganz abgesehen von seinen Museen, von seinem reizenden Himmel und seiner blühenden Erde, immer noch eine

schwer zu ersetzende Schule der bildenden Kunst. Dagegen fehlt dem italienischen Leben durchaus das lyrische, das elegische, das sentimentale Element der Poesie, und darum ist das italienische Leben durchaus unpoetisch in dem beschränktern Sinne des Worts, welcher vorzugsweise die genannten und einige denselben verwandte Elemente umfaßt. Der Staat, die Gesellschaft, die Familie, der Geist und Sinn des Volkes — lauter baare nüchterne Prosa. Die Natur und die Geschichte Italiens sind dichterisch, aber der äußere wie der innere Zustand des heutigen Volkes ist die Verwirklichung des Gegentheils aller Poesie des Gemüths.

Darum gibt es denn auch in Italien keinen Gesang und keine Musik — die Mandoline und die Guitarre sind eine reine Fabel, und außer dem Theater und der Kirche hört man keinen musikalischen Ton — darum gibt es keinen Tanz, keine Volksfeste (die kirchlichen ausgenommen), keine Sage, keine Blumen, keine Gärten, keine Freude am Landleben; denn die Villeggiatura der Italiener hat keinen andern Zweck als der Hitze und der bösen Luft des Sommers aus dem Wege zu gehen. Nicht einmal auf die gemüthliche Poesie eines guten Trunkes verstehen sich die Italiener. Nicht als ob sie den Wein just verabscheuten; aber um zu trinken stehen sie auf dem düstern Flur des Weinhauses zusammen, stundenlang, und höchstens setzen sie sich in eine dumpfe Schenkstube, während man bei uns das sauerste Bier doch gern unter einem grünen Baume trinkt, wenn es sich irgend thun läßt.

Am Sonnabend Morgen wurde ich durch ein wüthendes Artilleriefeuer aufgeweckt. Hunderte von Schüssen folgten einander Knall auf Knall und so zu sagen unter meinem Fenster. Erschrocken sprang ich auf, denn ich meinte nicht anders, als daß Tivoli in einem verzweifelten Barrikadenkampf gegen die ganze Heeresmacht des Papstes begriffen sei.

Glücklicherweise war es für diesmal nichts damit: Tivoli probirte blos seine eigenen Batterien als Vorspiel zu der bevorstehenden Feier der Krönung der Mutter Gottes des schlesischen Schusters. Dieses Geschütz ist sehr zahlreich aber nicht gefährlich. Eine sechs bis acht Zoll lange eiserne Röhre, die bis an die Mündung geladen und zum Abfeuern aufrecht auf den Boden gestellt wird, das ist das ganze Stück. Man begreift, daß die Maßregel der allgemeinen Entwaffnung nicht auf diese Feuerwaffen ausgedehnt ist. Im Kirchenstaate nicht nur, sondern auch in Neapel kann man an festlichen Tagen auf öffentlichen Plätzen und sogar in den Straßen endlose Reihen derselben aufgepflanzt sehen, die dann von Zeit zu Zeit in einem Lauffeuer gelöst werden, welches hinlänglich so viel Lärm macht, wie zu einem italienischen Feste nöthig ist, und vielleicht noch ein wenig mehr. In Deutschland würde jeder Pistolenschuß, an solcher Stelle abgefeuert, aller Märzerrungenschaften ungeachtet, eine namhafte Buße kosten; im belagerungszuständlichen Italien läßt man den Leuten wenigstens ihre Freude an dem Dampf und dem Knall ihrer Katzenköpfe.

Ich ging, mich durch einen Besuch in der berühmten Villa d'Este von Tivoli zu verabschieden. Mit einiger Mühe fragte ich mich in den abgelegensten Winkel der Stadt, wo man mir ein altes vermodertes Thor als den Eingang der Villa zeigte Dem schweren Eisenringe, den ich an die Pforte fallen ließ, antwortete von innen ein lauter Widerhall aus einer weiten Leere, die Thür öffnete sich wie von selbst langsam und ächzend, und ich trat durch eine Vorhalle in einen großen öden Hof, in welchem die Spur des letzten menschlichen Fußes, der ihn betreten, seit Jahren verwischt schien. In der Mitte stand ein seit unvordenklichen Zeiten ausgetrockneter Brunnen, wie sein eigener Leichenstein.

Ich ging über den Hof und trat in die jenseits desselben

offenstehende Thür. Drinnen weite Räume mit verschossenen Wandgemälden und vergoldetem Gebälk, aber vollkommen leer und mit zerbrochenen Fenstern in den morschen Rahmen. Durch die lange Reihe dieser öden Zimmer schreitend, die durch keine Thüren mehr von einander abgesondert waren und auf deren zerbröckeltem backsteinernen Fußboden der Schritt unheimlich schallte, kam ich mir selber beinahe vor wie ein Gespenst, und es war mir ganz lieb, als ich in dem ausgestorbenen Schlosse endlich einem menschlichen Wesen in der Gestalt einer Castellanin begegnete. Die Frau führte mich auf einen Balkon, der mit außerordentlich schöner Mosaik ausgelegt war und einen wundervollen Blick über die Ebene und das Gebirge darbot. Unmittelbar unter dem Balkon lag der Garten der Villa, in welchen ich hinabstieg, nachdem ich mich an der Fernsicht gesättigt.

Die Villa d'Este ist vor dreihundert Jahren von einem Cardinal dieses Namens angelegt, und sie scheint, abgesehen von den Zerstörungen der Zeit, ihren ursprünglichen Charakter unverändert bis heute beibehalten zu haben. Dies ist es, was dem Garten derselben nicht nur einen großen Reiz, sondern ich möchte beinahe sagen auch eine historische Bedeutung gibt. Sicherlich sind die Prachtgärten sehr selten, von denen sich mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen läßt, daß ihre Anlagen in ihrer gegenwärtigen Gestalt über drei Jahrhunderte hinaufreichen; ich meines Theils wüßte außer der Villa d'Este nur den Generalife bei Granada zu nennen.

Der Garten der Villa d'Este baut sich aus drei oder vier übereinander liegenden Terrassen auf, und er stellt sich im Ganzen genommen als ein Urbild des Stiles dar, welchen wir den französischen nennen und als dessen größter Meister der Gärtner Ludwig's XIV., Lenôtre, gilt. Dieser Stil ist nun aber ohne allen Zweifel eine italienische Erfindung, und im 16. oder 17. Jahrhundert mit so vielen

andern italienischen Künsten und Sitten von den Franzosen auf- und angenommen worden. Auch für die Weiterbildung desselben haben die Franzosen wenig oder nichts gethan, wie man aus einer Vergleichung ihrer Gärten von Versailles und Fontainebleau, mit denen des Quirinal, des Vatican und der Villa d'Este sehen kann; sie haben ihn nur mit größern Mitteln auf größere Verhältnisse angewendet und einige seiner geschmacklosesten Auswüchse weggeschnitten, die dann erst später wieder, nachdem wir die französische Gartenkunst geerbt, unter der Pflege unserer kleinen Höfe üppiger emporschossen als je.

Im Garten der Villa d'Este findet sich die ganze Feierlichkeit mit der ganzen Geschmacklosigkeit des Zopfstils vereinigt. Gradlinige Buchs- und Taxushecken, mannichfaltige Wasserkünste, steife Blumenbeete, Muschelgrotten, mythologische Statuen von angemessener Abscheulichkeit, Portale, hinter denen nichts steckt, gewundene Säulen, von Guirlanden umrankt, ein steinernes Schiff mit einem Obelisken als Mast im Schlamme eines winzigen Wasserbeckens, alberne kleine Tempel, lächerliche Kapellen — kurz der ganze Apparat der Naturwidrigkeit und des verzwickten Ungeschmacks ist hier in niegesehener Fülle und Mannichfaltigkeit aufgehäuft.

Aber sonderbar, das sichtbare Alter und der vorgeschrittene Verfall üben eine eigenthümliche Vermittelung zwischen uns und all jener Unnatur und Afterkunst. Die verwitterten Misgestalten von Stein und Stuck, die der Schere entwachsenen Hecken, die Spielereien einer verjährten Symbolik regen in ihrer heutigen Erscheinung mehr an als sie reizen. Und allerdings gesellt sich zu ihnen manches wahrhaft elegische Bild. Dieses halb versumpfte Bassin hier, in der Mitte eines moosbewachsenen Rasenplatzes, von verwilderten Rosenbüschen überhangen: es macht einen dichterischen Eindruck, der selbst durch die schnatternden Enten auf dem

trüben Wasser nicht gestört, sondern vielmehr gesteigert wird. Ein von Unkraut überwucherter Pfad führt in ein Lorbeerdickicht von Nachtigallen belebt, und dort unten am Fuße der breiten Treppe, die nach der untersten Terrasse hinabgeht, stehen acht oder zehn uralte Cypressen im Kreise herum, deren jede einen selbständigen Stoff für den Landschaftsmaler enthält. Einer der Riesenbäume ist vor langer Zeit vom Blitz getroffen und steht halb zersplittert und verbrannt da wie eine mächtige Ruine.

Der gegenwärtige Eigenthümer der Villa d'Este, der Herzog von Modena, hat in jüngster Zeit Arbeiten zur Erhaltung dieses seit langen Jahren gänzlich vernachlässigten Besitzthums angeordnet. Diese Arbeiten sind jetzt eben begonnen und zwar mit — der Wiederherstellung der Wasserkünste. Also, daß die Delphine wieder Wasser speien und die Tritonen wieder Wasser blasen, das ist die Hauptsache für den Herzog von Modena. Indessen desto besser. Vielleicht verliert man inzwischen die Lust, an das Uebrige die Hand zu legen, und wenn das Uebrige in dem bisherigen Zustande bleibt, so wollen wir die restaurirten Wasserkünste verschmerzen. Die Villa d'Este kann bei jeder Neuerung und bei jeder Auffrischung nur verlieren. So wie sie ist, leistet sie Alles, was der Künstler, der Dichter und der Mann von Geschmack von ihr erwarten kann, und der Herzog von Modena, mit Verlaub zu sagen, wäre selbst bei einer mäßigern Vorliebe für Tritonen und Delphine nur im Stande, auch dieses kleinste seiner Erbstücke zu verhunzen.

Unter den Emblemen, welche an den Wasserwerken angebracht sind, kommt sehr häufig auch die Lilie vor. Ob man auch ihre Restauration zu unternehmen beabsichtigt, weiß ich nicht. Gleichviel indessen; ehe das Jahrhundert abläuft, wird doch die letzte dieser Wappenblumen verblüht sein.

Indem ich diese Worte niederschreibe, muß ich mir

unwillkürlich gestehen, daß es immer ein misliches Ding bleibt mit dem Prophezeien. Ausgenommen jedoch, wenn man die Kunst versteht, wie der „Lunario di Fuligno“, der beliebteste aller Volkskalender in hiesigen Landen, welcher nicht blos das Wetter weissagt wie alle Kalender in der Welt, sondern auch die Politik. Und zwar mit untrüglicher Sicherheit. So heißt es vom Januar: Eifersucht zwischen zwei Höfen — es ist offenbar von Wien und Berlin die Rede; vom Februar: einige Truppenbewegungen gehen vor sich — in der That hat man im Februar exercirt und paradirt, wie in jedem andern Monat; vom Juli: einige hohe Beamte werden ihrer Stellen entsetzt — es sind die Herren von Auerswald und Bonin. — So gewiß wie der „Lunario di Fuligno“ bin ich nun allerdings meiner Sache nicht bei der ausgesprochenen Prophezeiung; dagegen habe ich eine ziemlich beruhigende Wahrscheinlichkeit, daß ich wegen der etwaigen Nichterfüllung derselben im Jahre 1900 keine Vorwürfe zu leiden haben werde. Inzwischen seien wir guten Muthes und hoffen wir, was wir wünschen.

XXXIII.

Römische Schlendereien.

Ich ging, dem Vatican meinen Abschiedsbesuch zu machen. Der Hof des Bramante war noch ebenso schön wie das erstemal, wo ich ihn sah; in der Sala Regia stieg mir die alte Galle bis an die Kehle beim Anblick des Fußfalles des Kaisers Friedrich vor dem Papst Alexander, aber der Hohn übermannte den Zorn angesichts des Bildes der pariser Bluthochzeit, welche das Papstthum ja auch unter seine Triumphe zählt; an der Sixtinischen Capelle ging ich vorüber wie gewöhnlich; in den Loggien des Rafael machte ich, wie schon oft, den vergeblichen Versuch, mich der Deckengemälde ohne eine peinliche Verrenkung der Halsmuskeln zu erfreuen.

Als ich im Begriff war, das Museum zu betreten, stellte sich mir ein dicker Schweizer, der die ganze Thür ausfüllte, in den Weg und sprach: Geschlossen. — Und die Gemäldegalerie? — Gleichfalls. — Warum? — Der Herzog von Modena hat sich ansagen lassen.

Also die kleine Hoheit des Herzogs von Modena füllt die unermeßlichen Räume des vaticanischen Museums dergestalt aus, daß kein Platz übrig bleibt für uns andere gewöhnliche Menschenkinder! Es war das dritte oder viertemal, daß ich, nachdem ich den mehr als halbstündigen Weg nach

dem Vatican gemacht, an der Thür des Museums wieder umkehren mußte.

Die ganze Einrichtung und Verwaltung dieses Museums ist überhaupt die illiberalste, welche sich bei einer „öffentlichen" Sammlung denken läßt. An zwei Tagen der Woche hat man angeblich unentgeltlichen Eintritt, aber die Thürsteher geberden sich gleichwol, als ob es eine reine Gefälligkeit sei, uns das Gitter aufzuschließen, ein Dienst, der seinen Lohn gebieterisch verlangt. An den übrigen Wochentagen ist das Museum gleichfalls für Jedermann offen, nur daß die päpstlichen Diener an diesen Tagen auf ein doppeltes Trinkgeld Anspruch machen und daß sie dem Fremden überdies wo möglich Einen der Ihrigen zum Begleiter aufdringen. Bänke oder Stühle zum Ausruhen und zum bequemen Genusse der vorzüglichsten Werke sucht man im Vatican vergebens. Wenn an andern Orten in jedem Saale oder jeder Abtheilung das Verzeichniß der dort befindlichen Gegenstände aufgelegt oder angeschlagen ist, so hütet man sich im Vatican klüglich vor einem solchen Leichtsinne, der ja offenbar dem Verkauf des Kataloges Eintrag thun würde. Ebenso fehlt jede Nachweisung über den Ursprung oder Fundort der Kunstwerke, wogegen aber an einer großen Zahl derselben mit Uncialbuchstaben in den Marmor eingehauen zu lesen ist: Geschenk des oder des Papstes, eine Prahlerei, deren Roheit jeden unverdorbenen Geschmack empören muß.

Auf dem Rückwege veranlaßte mich die offenstehende Thür, noch einmal in die Sixtinische Capelle einzutreten. Sie war voll von Fremden, welche mit wenigen Ausnahmen ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Teppiche und Behänge richteten, die von dem Osterfeste her in der Capelle zurückgeblieben waren, lauter Stoffe von den grellsten, schreiendsten Farben. Die Wand- und Deckengemälde machten heute keinen stärkern Eindruck auf mich als früher; es

war heller Mittag und ich sah wenig mehr als verworrene, farbige Massen und allgemeine Umrisse. Ein Maler, der das „Jüngste Gericht" copirte, half sich mit einem Perspectiv — es muß gut gewesen sein, wenn er mit dessen Hülfe zu einem halbwegs richtigen Verständniß des Bildes gelangt ist.

In die Peterskirche mußte ich wenigstens im Vorübergehen einen Blick werfen. An der Thür traf ich zusammen — mit wem? — mit dem Herzog von Modena, welchen ein „Monsignore" geleitete und dem ein großer Schwarm von Geistlichen, Adjutanten, Kammerherren und Polizeidienern folgte. Ich war gewärtig, daß man während des Besuches dieses Potentaten auch die Peterskirche für das gemeine Volk sperren werde, allein ich durfte unverhoffterweise trotz jener erhabenen Gegenwart gleichfalls eintreten. Das war doch recht hübsch von der hohen Kirchenobrigkeit.

Da ich das in mehrfacher Hinsicht merkwürdige Kloster San Onofrio noch nicht gesehen, so richtete ich meine Schritte nach dem benachbarten Trastevere. Eine vereinsamte Straße führt nach dem Janiculus hinauf, an dessen der Stadt zugekehrtem Abhange, noch innerhalb der Mauern Roms, das Kloster liegt. Ein kleiner Rasenplatz vor der Pforte, von schönen alten Bäumen beschattet und terrassenartig gelegen, gewährt einen ersten hübschen Ueberblick über die Stadt. In dem bergansteigenden Garten erweitert sich der Gesichtskreis, der Standpunkt bleibt aber doch immer zu niedrig, als daß die Einzelheiten des römischen Panorama sich hinlänglich sondern sollten, um dem Auge ein tieferes Eindringen und ein klareres Verständniß möglich zu machen. Wenn indessen die einzelnen Partien und architektonischen Gruppen weniger deutlich und übersichtlich hervortreten, so hat man dafür ein durch seine Massenhaftigkeit imponirendes Gesammtbild, dessen Vordergrund heut durch Rosen und blühende Orangenbäume und junges Weinlaub reizend decorirt war. Angesichts dieser

großen und geschmückten Scenerie erheben sich vier oder fünf Reihen grasdurchwachsener Backsteinstufen, die Filippo Neri zum Behufe eines Auditoriums unter freiem Himmel hier errichten ließ. Ob die Schüler des heiligen Mannes von seiner frommen Wissenschaft in dieser Umgebung viel profitirt haben mögen?

Der schönste Punkt des wild ins Kraut geschossenen Gartens ist unterhalb der von Tasso benannten Eiche, an deren Fuß der Dichter seinen Lieblingssitz gehabt haben soll. Es ist nur noch ein Bruchstück von dem mächtigen Stamme der Eiche vorhanden, den der Blitz vor einigen Jahren zersplittert. Aber aus diesem kurzen und halbirten Stumpf ist, wie aus einer Kopfweide, ein Büschel junger Zweige hervorgeschossen, von deren Lebenskraft die reiche Fülle ihres kräftigen Laubes zeugt. In dieser Gestalt ist der Baum so dichterisch schön, wie er wahrscheinlich nie zuvor gewesen, und mit einiger Schonung und Pflege könnte er sicherlich noch manche wallfahrende Poetengeneration erfreuen. Aber wer denkt hier an Pflege oder auch nur an Schonung! Noch eine kleine Reihe von Jahren, und er wird von dem Messer der insularischen und der noch gefährlichern Barbaren aus der neuen Welt vollends geschunden und scalpirt sein. Und diese Leute, welche die rührendsten Denkmäler der Vergangenheit in formlosen Brocken davontragen und in einen Rumpelkasten sammeln, diese Leute halten sich alles Ernstes für gebildete Menschen!

In dem Zimmer des Klosters, welches Tasso als Halb-Gefangener und als patentirter Narr bewohnte, sind noch manche Erinnerungszeichen seines Daseins zurückgeblieben. Das anziehendste derselben ist die Todtenmaske, in deren Zügen ein rührender Ausdruck des Leidens liegt, die aber gleichwol kaum das Alter von mehr als funfzig Jahren anzuzeigen scheint, welches Tasso erreichte.

In der alten unscheinbaren Klosterkirche sieht man in die Wand eingemauert einen kleinen schlichten Grabstein mit Tasso's Namensinschrift. Das ist das einzige Monument, welches sich dem Dichter an der Stätte geziemt, wo er im Auftrag fürstlicher Rache vom Pfaffenthum zu Tode gemartert wurde. Wenn eine Gesellschaft von Verehrern Tasso's jetzt damit umgeht, ihm ein mehr oder weniger prächtiges Denkmal in der Kirche San Onofrio errichten zu lassen, so zeugt dieses Vorhaben mehr von gutem Willen als von einem echt poetischen Gefühl. Die düstere Tragik des Schicksales Tasso's findet in jenem einfachen alten Steine einen Ausdruck, welcher durch jeden modernen Zusatz nur geschwächt werden kann, wäre derselbe auch mit edlerm Geschmack behandelt als der Entwurf des Monumentes, dessen Errichtung man beabsichtigt. Will man das Andenken Tasso's durch ein nationales Denkmal ehren, so wird dasselbe an jedem Punkte Roms oder jeder andern italienischen Stadt besser an seinem Platze sein als in der Kirche von San Onofrio. Welche unglückselige Manie die Italiener nur überhaupt fort und fort treiben mag, die Denkmäler ihrer ausgezeichneten Männer durchweg in die Nacht der Kirchen zu verbannen. In allen andern Ländern ist man längst hinaus über diese mittelalterliche Gewohnheit und über den Leichenstil, welchen sie der Kunst aufdringt; in Italien dagegen wüßte ich, mit Ausnahme fürstlicher Standbilder, nicht drei Denkmäler namhaft zu machen, welche an öffentlicher Stätte im Lichte der Sonne allem Volke ein Bild geistiger Größe oder patriotischen Verdienstes vergegenwärtigten. Was insbesondere Rom betrifft, so besitzt es aus christlicher Zeit nicht ein einziges außerkirchliches Denkmal, es wäre denn, daß man die Statuen von Aposteln und steinerne Säulenheilige Monumente nennen wollte. Freilich, es hat seit anderthalbtausend Jahren nicht viele Römer gegeben, denen die Nachwelt ein Denkmal schuldig

gewesen wäre, und die besten unter diesen wenigen stehen auf dem Index. Möglich auch, daß das geistliche Regiment aus Grundsatz kein weltliches Monument und am wenigsten zu Ehren weltlicher Männer duldet. Aber die nämliche Erscheinung wiederholt sich in dem mehr als profanen Neapel, in dem an berühmten Namen überreichen, pracht- und kunstliebenden Florenz, in dem bis gestern republikanischen Genua und Venedig. Und doch ist der Localpatriotismus die heftigste aller öffentlichen Leidenschaften der Italiener, und doch findet man nirgends in der Welt einen so lebhaften städtischen Stolz wie in Italien, eine so dankbare Erinnerung an jeden Namen und jede That, welche der kleinen Heimat Ehre und Ruhm gebracht hat, wäre es auch in den allerfernsten Zeiten gewesen. Columbus und Galilei, Dante und Ariosto, Dandolo und Doria, Cola Rienzi und Masaniello, die Staatsmänner, die Dichter, die Träger der Wissenschaft und die Männer der rettenden Thaten, fast immer fragt man vergebens nach den Denkmalen, welche ihnen die Bewunderung, die Dankbarkeit oder auch nur die Eitelkeit ihrer Mitbürger errichtet. Im glücklichsten Falle wird der Frager in eine Kirche gewiesen, an deren Wänden, zwischen den Bildnissen namenloser Bischöfe und Domherren, irgend ein gemeiner oder geschmackloser Leichenstein das Monument der größten Persönlichkeiten ganzer Jahrhunderte vorstellt. Ist Das Zufall und nichtssagende Gewohnheit, oder ist es ein Kennzeichen des Geistes der Nation? Ich weiß keine Antwort auf diese Frage.

Auf dem Heimwege begegnete ich einem Bekannten, welcher mir vorschlug, ihn zu einem seiner Freunde, einem Geistlichen, zu begleiten, in welchem ich einen ausgezeichneten Mann kennen lernen werde. Don Marcello, den wir in einer kleinen, kalten, nackten und unheimlichen Amtswohnung antrafen, war ein junger Mann von lebhaftem Kopf, aber augenscheinlich ohne eigentlichen Fonds des Geistes und des

Charakters. Wie alle Geistliche, mit denen ich in Berührung gekommen, zeigte er sich sehr begierig nach Nachrichten aus Deutschland, welche schon in Mittelitalien so selten, unzuverlässig und mangelhaft sind, als ob sie aus einem wildfremden Welttheile kämen. Natürlich. Fremde Zeitungen werden hier nicht mehr gelesen, und die italienischen Blätter verstehen selbst Deutschland viel zu wenig, als daß sie ihren Lesern richtige und klare Begriffe über unser Thun und Sein beibringen könnten. Don Marcello wußte von einer engen Allianz zwischen Preußen, Oesterreich und Rußland, einem förmlichen Bunde gegen die Revolution, der ihm große Beruhigung gab. Das in jenen Tagen aufgetauchte Gerücht von drohenden Forderungen, welche Oesterreich an Piemont gestellt habe, namentlich in Bezug auf die Freiheit der Presse und der Rednerbühne, gab Don Marcello Gelegenheit, auf die entschiedenste Weise Partei für Oesterreich zu nehmen gegen Sardinien, dem er ohne Scheu eine dritte und letzte Niederlage wünschte. Die italienische Geistlichkeit, und die römische insbesondere, ist überhaupt durchweg anti-national, jeden Augenblick bereit, das Vaterland preiszugeben, um ihre Stellung zu retten, und diese verrätherische Selbstsucht ist es, die sich früher oder später furchtbar rächen wird.

Die Wiederherstellung des Papstes durch die Mitwirkung aller katholischen Mächte, die ihre historische Eifersucht diesmal gänzlich vergessen, galt Don Marcello für die sicherste Bürgschaft für die weltliche Zukunft der Kirche; daß aber sogar die *protestantischen* Staaten durch ihren moralischen Beistand zu jenem großen Ereignisse mitgewirkt, das konnte er sich nur durch ein Wunder Gottes erklären. Ich wußte eine andere Erklärung, die sich weniger auf die göttliche Weisheit, als auf menschliche Unweisheit und Schwachheit stützt, aber ich verschwieg sie, um Don Marcello nicht scheu zu machen, dessen Herzensergießungen mir sehr wohl gefielen.

Der geistliche Herr schien indessen dem Weltfrieden und seinem eigenen Raisonnement doch nicht recht zu trauen, und er kam immer auf Deutschland zurück, als den eigentlichen Schlüssel der europäischen Situation. Die Regierungen von Oesterreich, Preußen, Baiern, meinte er, seien zuverlässig; wie es denn aber mit der Volksstimmung stehe, ob sie vor allen Dingen gut monarchisch aus den Bewegungen der letzten Jahre hervorgegangen? Ich konnte nicht umhin, ihm meine Beobachtungen und Erfahrungen ziemlich offenherzig mitzutheilen, deren Inhalt dem Don Marcello begreiflicherweise nicht sehr behagte. Die Monarchie, meinte er, sei eine unabweisliche Consequenz des Autoritätsbedürfnisses der menschlichen Natur, eine Nothwendigkeit. Aber Amerika? wendete ich ein. Ach, Amerika! versetzte Don Marcello. Die Amerikaner sind zur Republik gekommen ohne zu wissen wie; sie sind schläfrige, einfältige Menschen, verweichlicht durch Wohlleben und Klima, und so kommt es, daß sie die Häupter des Staats schalten lassen wie es ihnen beliebt, so kommt es, daß der republikanische Name fortbestehen kann, weil die republikanischen Leidenschaften fehlen.

Damit war unser Gespräch an einem Punkte angekommen, wo natürlich jede Gegenrede von meiner Seite aufhören mußte. Glücklicherweise trat in diesem Augenblicke der Famulus des Geistlichen ein, der auf einen Wink seines Herrn im Schlafzimmer Chocolade zubereitet hatte. Die Chocolade war vortrefflich, das Backwerk gleichfalls, und ich verließ Don Marcello ebenso zufrieden mit seiner Bewirthung, wie erbaut durch seine Unterhaltung.

XXXIV.

Von Rom nach Neapel.

Rom ist todt, es lebe Neapel! Das war der Ruf, welcher am Tage nach der Beendigung des römischen Carneval durch alle Reihen des Heeres der fremden Wallfahrer ging. Manche hatten den Reisewagen in demselben Augenblick bestiegen, wo im Corso die letzte Wachskerze erlosch, am Aschermittwoch sah man ganze Karavanen durch die Straßen ziehen, welche nach dem Thore San Giovanni führen, und bevor die Woche zu Ende ging, schien Rom halb ausgestorben zu sein. So war es denn wol an der Zeit, meinerseits gleichfalls an den Abzug zu denken, obgleich das Märzwetter nichts weniger war als einladend zur Reise.

Die Reise von Rom nach Neapel muß allen Ueberlieferungen gemäß nothwendigerweise mit einem Vetturin gemacht werden, und dazu bedarf es einer Reisegesellschaft von vier bis sechs Personen, welche man nicht immer findet, wie man sie mag, und die man zuletzt doch so nimmt, wie man sie just haben kann.

Hätte ich mir meine Reisegefährten bestellen können, sie würden denen, welche ich hatte, sehr wenig ähnlich gesehen haben. Ein Deutsch-Amerikaner, zu übellaunig, um ein angenehmer Begleiter zu sein, zwei amerikanische Seeoffiziere, der eine eintönig wie ein Pescheräh, der andere roh wie ein

Halbwilder, und als fünfter Mann ein glatt polirter, aber lächerlich unwissender Italiener, das waren die Genossen, mit denen ich auf vier Tage in den engen Raum von vier Kutschwänden eingesperrt werden sollte. Nun, der Wille des Schicksals geschehe! sagte ich mit Ergebung.

Der Himmel schien Wohlgefallen an meiner frommen Resignation zu haben, denn nach wochenlangem Sturm und Regen nahm er kurz vor dem zur Abfahrt bestimmten Tage plötzlich die heiterste Miene an. Zwei herrliche Frühlingstage wurden auf die weitläufige Regelung der Paßangelegenheit und andere Reisevorbereitungen verwendet, und als der ersehnte Morgen anbrach, da — regnete es in Strömen.

In trüber Morgendämmerung fuhren wir in die aschgraue Welt hinaus. Die anfangs ziemlich lebhafte Unterhaltung verstummte bald, und im Stillschweigen der übeln Laune ging es durch die öde Campagna auf das vom Regenschleier halb verhüllte Albaner Gebirge zu. Rechts und links von der Straße — man nennt sie heute noch die Appische — in größerer und kleinerer Entfernung melancholische Trümmer ansehnlicher Bauwerke, deren einstmalige Form und Bestimmung man höchstens errathen mag, wiewol manche von ihnen auf gut Glück mit historischen Namen belegt werden. Mit Sicherheit erkennbar sind nur die Ueberreste ungeheurer Wasserleitungen, von denen hier und da noch lange Bogenreihen aufrechtstehen, durch weite Lücken unterbrochen, in welchen selbst der letzte Stein der Grundmauern unter dem Rasen des Angers verschwunden ist. In großen Entfernungen voneinander liegen einige armselige Schenken an der Straße; ein Dorf, eine Ansiedlung, ein Stück bebauten Bodens ist stundenweit nicht zu sehen.

Nach mehrstündiger Fahrt hatten wir die wüste Campagna endlich hinter uns, und die Straße begann das Ge-

birge hinanzusteigen, welches von dem auf halber Höhe desselben gelegenen Albano benannt wird, das diesen Namen seinerseits, vorbehältlich des bessern Wissens der Herren Archäologen, wahrscheinlich von dem weiland benachbarten Alba Longa geerbt hat. Als wir in die Stadt einfuhren, hatte der Regen nachgelassen und den Albanern gestattet, sonntäglicher Sitte gemäß, ihre nachkirchliche Volksversammlung zu halten. Der Marktplatz und die Hauptstraße wimmelten von Männern, jung und alt. In Deutschland würde man bei einem solchen Anblick den Ausbruch einer Revolution nahe geglaubt und mindestens die Gendarmerie requirirt haben; hier aber handelte es sich lediglich darum, ein wenig Maulaffen feil zu halten, was nach den Gesetzen des Kirchenstaates nicht verboten ist und von der päpstlichen Polizei für unbedenklich gehalten wird.

Die Frauen, als das frömmere Geschlecht, waren inzwischen noch in der Kirche versammelt, sodaß wir also die erwünschte Gelegenheit hatten, die berühmte Schönheit der Albanerinnen und ihre gepriesene malerische Tracht in Masse auf uns wirken zu lassen. Das Hauptstück dieser Tracht besteht in dem weißen Tuche, welches viereckig gefaltet auf dem Kopfe flach aufliegt; der übrige Anzug hat sich der heutigen Weltmode angepaßt, mehr noch als der der Römerinnen selbst, welche wenigstens bei feierlichen Gelegenheiten immer noch in der rothen Jacke mit Goldborten erscheinen, die schon ihren Urgroßmüttern so gut zu dem vollen Körper und dem ausdrucksvollen Gesichte gestanden hat.

Was nun die Schönheit der Albanerinnen betrifft, so fand es sich nach sorgfältiger Heerschau, daß sie keinen von uns aus der Fassung gebracht hatte. Einige hübsche Gesichter neben einer viel größern Zahl von nicht hübschen, das war es, was wir Alle in der Kirche gefunden. Schön

würde ich höchstens zwei oder drei Frauen genannt haben, welche die Jugend längst hinter sich hatten, schön wie die Großmutter einer zehnjährigen Enkelin nur immer sein kann.

Während der Vetturin seine Pferde fütterte, wollten wir uns die Umgebungen von Albano ein wenig ansehen, so weit Wind und Wetter es erlaubten. In einer Viertelstunde erreicht man vom Städtchen aus den Rand eines tiefen Kraters, dessen unterer Theil, mit Wasser ausgefüllt, den Namen des Albaner Sees führt. Am jenseitigen Ufer bezeichnet man die Stelle, wo Alba Longa gestanden und Hannibal, als er Rom bedrohte, sein Lager aufgeschlagen haben soll. Beide Angaben haben nichts Unwahrscheinliches, sollten sie indessen falsch sein, so würde der Reiz der Landschaft in meinen Augen dadurch nicht verlieren.

Auf der schmalen Kraterwand führt ein wunderhübscher Weg nach dem päpstlichen Lustschlosse Castel Gandolfo. Zur Rechten der tief unten ruhende dunkle See, zur Linken die Aussicht über die Campagna und über Rom bis in das Meer hinaus, und zu Häupten ein grünes Laubgewölbe, von schlanken lebendigen Säulen getragen. Das Schloß des Papstes gleicht einer finstern Kaserne. Der dabei liegende Ort ist ein armseliges schmuziges Dorf, sodaß ich den Hinweg das Schönste nennen würde, was Castel Gandolfo zu bieten hat, wenn wir nicht einen noch schönern Rückweg gefunden hätten. Am äußern Abhange des Berges nämlich, welcher das Ufer des Sees bildet, führt eine zweite Straße nach Albano zurück, welche zwar weniger Aussicht gestattet, dafür aber durch die uralten Bäume, mit denen sie eingefaßt ist, einen Schmuck erhält, der für jenen Mangel hinlänglich entschädigt. Es sind immergrüne Eichen, dicker als die stärksten Ulmen im wiener Prater, wahre Wunderthiere ihrer Gattung. Einige davon haben sich unter dem

Gewichte ihrer eigenen Schwere auf die Seite geneigt und sind durch mächtige steinerne Säulen gestützt, und fast jede derselben ist für sich allein ein reizendes Landschaftsbild. Ich verweilte so lange in dieser Zauberallee, daß ich die Zeit zum Besuche des idyllisch gelegenen Grabes des Pompejus darüber versäumte, was mich indessen nicht hinderte, sehr zufrieden mit meinem Ausfluge wieder in den Wagen zu steigen.

Einige tausend Schritte von Albano entfernt liegt, hart an der Landstraße, ein sonderbares Monument, welches im Munde des Volks das Grabmal der Horatier genannt wird, während die Gelehrten ein Denkmal darin sehen wollen, welches der König Porsenna seinem Sohne Aruns habe setzen lassen, welcher in dem zu Gunsten des Tarquinius unternommenen Restaurationskriege den Tod fand. Der stärkste Grund für die Ansicht der Gelehrten besteht darin, daß sich das Gegentheil nicht beweisen läßt. Möglich in der That, daß die junge Republik ein Denkmal nicht blos geduldet, sondern sogar ganz gern gesehen, welches die Legitimität so zu sagen ihrer eigenen Niederlage gesetzt. Aus den jüngsten Tagen könnten wir Beispiele eines umgekehrten Verfahrens anführen. Waren wir doch Zeuge, daß sogar ein Gemälde, welches den Tod des Generals Manara behandelt — er fiel bei der Belagerung Roms durch die Franzosen — seines Gegenstandes wegen von einer öffentlichen Ausstellung ausgeschlossen wurde, obgleich die hohe Obrigkeit den Maler als einen Mann von unzweifelhaft correcter Gesinnung kennt, der sich bei der Wahl seines Stoffs von rein künstlerischen Rücksichten hatte bestimmen lassen.

Unweit des Denkmals der Horatier verließen wir den Wagen, um zu Fuß einen Richtweg nach Ariccia einzuschlagen, welches seit den Zeiten, wo Horaz dort auf zärtliche Abenteuer ausging, zwar seinen Namen um einen

Buchstaben bereichert hat, an Wohlstand und Bevölkerung aber allem Anschein nach beträchtlich zurückgekommen ist. Die Lage des Städtchens dagegen, auf einem steilen Hügel, vor sich die römische Ebene, die Stadt und das Meer, mit dem Rücken angelehnt an einen prächtigen Wald, zur Rechten von reichen Fluren, zur Linken von der romantischen Wildniß des berühmten Parks des Fürsten Chigi flankirt — die Lage von Ariccia ist im höchsten Grade einladend und anmuthig. Um den Zugang zu der Stadt zu erleichtern und abzukürzen, hat man vor zehn oder funfzehn Jahren ein Werk unternommen, welches im ganzen Kirchenstaate vielleicht einzig ist in seiner Art, und das der thatkräftigsten Regierung Ehre machen würde. Die tiefe Schlucht nämlich, welche vor dem Hügel von Ariccia liegt und durch welche sich die bisherige Landstraße mühsam hindurchwindet, ist überbrückt worden, und über die neue Brücke, deren Vollendung jetzt nahe bevorsteht, da die Arbeiten an derselben während der Revolution nicht unterbrochen wurden, nahmen wir in Gesellschaft eines Schwarms geschwätziger französischer Soldaten unsern Weg. Zwei Bogenreihen, von denen die obere eine sehr beträchtliche Höhe hat, tragen die Brücke, welche, bei einer außerordentlichen Länge, ungemein zierlich erscheint, unbeschadet des Eindrucks der Festigkeit und Dauer. In Deutschland haben kleinere Staaten als der römische großartigere Werke ähnlicher Art ausgeführt, in Italien aber, und zumal im päpstlichen Italien sind solche Unternehmungen zu selten, als daß wir sie nicht, von jeder Vergleichung absehend, bewundern sollten, wenn sie uns aufstoßen.

Auf Waldwegen und zwischen Alleen erreicht man das in einem reizenden Hügellande gelegene Genzano. Diese ganze Gegend ist so lieblich anzusehen, daß man kaum ohne Gewissensbisse als flüchtiger Reisender hindurcheilen kann.

Nach allen Seiten hin herrliche Gesichtspunkte, lachende Thäler, lockende Seen, Waldesfrische, überall die Spuren eines großen Ehemals, und freundliche Aufforderungen zum frohen Genusse des heutigen Tages. Um aber den heutigen Tag froh genießen zu können, darf man freilich kein Italiener sein — und auch kein Deutscher.

In Velletri, wo wir Nachtquartier machen sollten, kamen wir drei Stunden vor Sonnenuntergang an, sodaß wir uns alle mit Verwunderung fragten, warum wir denn eine Stunde vor Sonnenaufgang von Rom abgefahren, oder nicht wenigstens unsern Aufenthalt in Albano oder in Ariccia um ein paar Stunden verlängert. Die Antwort auf diese Fragen wußte Niemand zu finden, und weniger als Alle der Vetturin. In Velletri wurden die noch übrigen Stunden des Tages zu einer wahren Last. Die Stadt ist zwar ziemlich groß, aber armselig, schmuzig, in den engen, bergauf bergab führenden Gassen sucht man vergebens nach einer Beschäftigung für das Auge, und draußen vor den Thoren ist gleichfalls nichts zu finden, was die Mühe eines Ganges lohnte. Der einzige hübsche Punkt, welchen Velletri bietet, ist ein kleines Stück eines alten Walles, hoch gelegen am Rande eines blühenden Thales, welches jenseits von trostlos nackten Bergen begrenzt wird. Dort lustwandelte ich, im ziemlich uneigentlichen Sinne des Worts, bis zum Sonnenuntergang. Er war schrecklich, wie wenn man — um ein Bild im Homerischen Stil zu gebrauchen — einen neuen Louisdor in ein Dintenfaß versenkt. Ich verzweifelte, das Gestirn des Tages jemals wieder zu sehen, und ging, einer neuen Sündflut gewärtig, mit dumpfer Resignation zu Bett.

Als der Kellner am andern Morgen weckte, war meine erste Frage nach dem Wetter. „Noch regnet es nicht", lautete die trostreiche Antwort. Fünf Minuten später war das

Wort des Kellners nicht mehr wahr, und was in der Nacht im Punkte des Regnens etwa versäumt worden, das wurde im Lauf des Tages überreichlich nachgeholt. Von Sonnenuntergang war heute ebenso wenig die Rede wie von Sonnenaufgang, und als ich wiederum zu Bette ging, war ich zweifelhafter als vierundzwanzig Stunden zuvor, ob die Sonne überhaupt noch existire.

Bei Cisterna, ein paar Stunden von Velletri entfernt, beginnen die Pontinischen Sümpfe, durch welche sich die Landstraße schnurgerade viele Meilen weit bis in die Nähe von Terracina fortzieht. Torre de' tre Porti ist die einzige Ortschaft, welche man auf dieser ganzen Strecke Weges berührt oder auch nur sieht, und diese Ortschaft besteht lediglich aus einer Posthalterei und einer Kirche. Die Straße ist gut, von mehrfachen Reihen schöner alter Bäume eingefaßt und beinahe in ihrer ganzen Länge von dem Hauptkanal begleitet, welcher das Wasser der Sümpfe dem Meere zuführt.

Außer diesem Kanal war übrigens von Sumpfwasser wenig zu sehen, trotzdem daß wir uns mitten in der Regenzeit befanden. Buschland, Wiese und Weide, und hier und da ein reich bewachsenes Stück Ackerfeld, von Gräben durchschnitten, füllen das ganze Gebiet der Pontinischen Sümpfe aus, soweit es dem Auge von der Straße aus erreichbar ist. Zur Linken wird dieses Gebiet von dem kahlen Sabiner Gebirge, zur Rechten durch eine waldige Wildniß begrenzt, welche sich in beträchtlicher Breite am Meeresrande hinzieht, ein morastiges, urwaldartiges Dickicht und eins der reichsten Jagdreviere, welche in Italien übriggeblieben sind.

Eine Stunde diesseits Terracina verändert der Bergzug zur Linken seine Richtung und nöthigt die Straße dadurch gleichfalls eine kleine Wendung zu machen, worauf sie dann, wiederum gerade wie ein Pfeil, auf die Stadt losgeht. Auf dieser ganzen Strecke ist der freie Raum zwischen der

Straße und dem Fuße der Berge den Sümpfen abgewonnen und in ein Ackerland verwandelt, welches von Fruchtbarkeit strotzt; nach der Seeseite hin dagegen sieht man nichts als busch- und baumbewachsene Gründe, welche jetzt bis dicht an die Straße herantreten.

Die schlechte Luft, welche die Pontinischen Sümpfe unbewohnbar macht, herrscht bis an die Thore von Terracina. Die Stadt selbst verdankt ihre weniger ungesunde Lage dem Umstande, daß das Gebirge sich hier dem Meere so weit nähert, daß nur Platz für einige Häuserreihen übrig bleibt. Von der fernern Trockenlegung der Sümpfe ist kaum mehr die Rede, man versichert sogar, daß seit dem Liegenbleiben der zu diesem Zweck in frühern Zeiten unternommenen Arbeiten das Uebel mit jedem Jahr wieder ärger wird. In Toscana — das morastige Küstenland erstreckt sich bekanntlich bis nach Livorno hinauf — wo man die Austrocknung der dort sogenannten Maremmen mit großem Eifer und bis auf den heutigen Tag betrieben hat, ist der Erfolg bisher wenigstens ein sehr geringfügiger gewesen, sodaß man an der Möglichkeit des Gelingens eines Unternehmens verzweifeln könnte, welches so oft vergeblich versucht worden, wenn es nicht geschichtlich feststände, daß wenigstens ein großer Theil jenes versumpften Bodens einst ein blühendes, stark bevölkertes Land gewesen. Und überdies, wenn es den Holländern gelungen ist, aus ihren Morästen einen großen Garten zu machen, was würde nicht unter dem unendlich günstigern Himmel Italiens durchgesetzt werden können, sobald die rechten Leute Hand ans Werk legten! Die rechten Leute aber sind eben nicht vorhanden, und es wird vermuthlich lange währen, ehe sie geboren werden.

Terracina zieht sich am Rande des Meeres am Abhange eines Berges hinauf, welcher mit einer mächtigen Schloßruine gekrönt ist, die man auf gut Glück vom Gothen-

könige Theodorich benennt. Vor dem Berge hält ein senkrecht abgeschnittener Felsen Wacht, welcher so zu sagen von dem Pflaster der Stadt thurmartig emporsteigt und dessen Fuß bei hochgehender See über die Straße hinweg von den Wellen bespült wird. Ein idyllischer Schmuck der wildromantischen Landschaft sind die kleinen Gärten, welche zwischen vereinzelten Häusern am Bergesabhange emporsteigen, voll von Orangen- und Citronenbäumen, mit tausend Früchten beladen; dazwischen blütenreiche Pfirsich- und Mandelbäume, und hier und da, wie eine Gazelle in der Ziegenheerde, eine vornehm einsame Palme. Das dunkle Grün der durchwinternden Bäume schattete sich malerisch ab gegen das erste zarte Laub der Pappeln und Weiden, und neben den Sträuchen und Bäumen, an deren schlanken Zweigen die Blüte dem Laube vorausgeeilt war, traten die wunderlich verrenkten Gestalten der nackten Feigenbäume phantastisch hervor; mit Einem Wort, das Frühlingsbild von Terracina war trotz des trüben Himmels zauberisch schön.

Das Albergo Reale in Terracina ist, ungeachtet seines prahlerischen Namens, ein sehr anständiger Gasthof, groß, mit geräumigen, wohleingerichteten Zimmern und mit voller Aussicht auf den Hafen und das Meer. Was den Hafen betrifft, so ist er zwar klein und schlecht, aber immerhin groß und gut genug für das Bedürfniß, falls sich dasselbe nach den beiden Fischerbarken bemessen läßt, welche, aufs Ufer gezogen, an jenem Tage den ganzen Bestand der in Terracina anwesenden Kriegs- und Kauffahrteiflotte ausmachten.

Auf einem Gange durch die Stadt zeigte man mir eine alte Kirche von den sonderbarsten Formen, und erzählte man mir von einem Büffelrennen, welches jährlich auf einer überaus abschüssigen Straße gehalten wird und das bei der Schwerfälligkeit jener Thiere spaßhaft genug sein mag.

Uebrigens, um mit Immermann's altem Schwaben zu reden, „lauter wüste Kerl, und sonst weiter nichts zu sehen."

Am nächsten Morgen erwachte ich unverhoffterweise bei blauem Himmel und Sonnenschein, trotz der Prophezeiung zweier jener wüsten Kerle, die sich Seeleute nannten und mit großer Zuversicht neuen Regen weissagten. Der Wasservorrath des Himmels mußte wol vollständig erschöpft sein, denn binnen der nächsten vier Wochen fiel kaum ein Tropfen mehr zur Erde.

Heute bestiegen wir unsern Wagen frohern Muthes als gestern, wo er uns eigentlich als Arche gedient hatte. Eine Stunde hinter Terracina verläßt man das päpstliche Gebiet durch ein Thor, das den Durchgang durch eine Art von chinesischer Mauer öffnet, welche die Gebiete von Rom und Neapel voneinander absperrt, wenn nicht zur Abwehr gegenseitiger Feindseligkeiten, so doch zur Erschwerung des Schmuggels. An einem zweiten Thore wartete unser Polizei- und Zollamt. Die Paßförmlichkeiten waren für uns Ausländer dadurch abgemacht, daß wir dem Beamten Namen und Heimat vorbuchstabirten. Anders mit dem Italiener; er mußte außer dem Passe noch ein besonderes politisches Sittenzeugniß beibringen, mit welchem er sich in Rom auf die Weisung des neapolitanischen Gesandten vorsorglich versehen hatte. In Terracina war ihm die Auszeichnung zu Theil geworden, daß man von ihm, dem getreuen Unterthan Sr. Heiligkeit des Papstes, eine beträchtliche Paßsteuer erhob, während wir Ausländer frei ausgingen. Kurz in den kleinen wie in den großen Dingen, in persönlichen wie in öffentlichen Angelegenheiten wird das Glück, ein Deutscher zu sein, unglaublicherweise noch überboten durch den Vortheil ein Italiener zu heißen.

Nach der Polizeistube das Zollamt. Hier hatten wir lediglich die Erklärung zu Protokoll zu geben, ob wir steuer-

bare Gegenstände bei uns führen oder nicht, worauf wir nach der Hauptdouane entlassen wurden, jedoch nicht ohne dem Zöllner, welcher das Schriftstück abgefaßt, und den Carabinieren, die dabeigestanden hatten, unsern Tribut entrichtet zu haben. Einer der letztern nahm alsdann neben dem Kutscher Platz, nachdem er uns höflichst um Entschuldigung gebeten, daß er uns den Rücken zuwende, und unter seiner Escorte ging es nach dem Hauptzollamte im nahe gelegenen Fondi, wo wir von den Weitläufigkeiten einer förmlichen Durchsuchung gegen klingende Münze freigesprochen wurden.

Ein quiekendes Concert bettelnder Kinderstimmen geleitete uns durch die schmuzigen Gassen von Fondi bis zum Stadtthore, wo ein Vorspannpferd auf uns wartete. Draußen wendet sich nämlich die Straße aus der von Fruchtbarkeit strotzenden Ebene zur Linken nach dem Gebirge hin, dessen Höhepunkt sie in mäßiger Steigung binnen zwei Stunden erreicht. Die untern Abhänge der Berge sind terrassenförmig aufgemauert und mit Oelbäumen bepflanzt, während die Gipfel in trauriger Nacktheit dastehen, wiewol die Wiederbewaldung derselben an vielen Stellen immer noch möglich wäre, wenn man in Italien Geld und Lust hätte, sich mit Unternehmungen zu befassen, deren Nutzen erst einem künftigen Geschlecht zu gute kommen wird.

Zu meiner nicht geringen Verwunderung wurde hier, eben jetzt in der Mitte des März, die Olivenernte gehalten, die in Oberitalien und im südlichen Frankreich in den October und November fällt. Die Oliven, welche man hier Landes am Stiele überwintern läßt, sind in der That reifer, fleischiger, saftreicher und viel angenehmern Geschmacks als diejenigen, welche an andern Orten im Herbst abgeerntet werden, und es käme sicherlich nur auf eine leidliche Behandlung an, um durch ihr Erzeugniß das Provenceröl vom euro=

päischen Markte zu verdrängen, den dasselbe bis jetzt beinahe ausschließlich inne hat. Aber wie sollten die Italiener dazu kommen, ein gutes Oel zu machen, sie, die ihren köstlichen Trauben kaum ein erträgliches Getränk abzugewinnen wissen!

Dem langsam bergan steigenden Wagen vorausgehend, wurde ich von einem jungen Menschen angesprochen, dem ein allem Anschein nach überreifer grauer Staar das Gesicht genommen hatte. „Wie lange seid Ihr blind?“ fragte ich ihn. „Seit vierzehn Jahren“, war die Antwort; „ich war zwölf Jahr, als ich das Gesicht verlor.“ — „Aber Euer Uebel läßt sich ohne Zweifel heilen; habt Ihr Euch denn nie an einen Arzt gewendet?“ — „O ja, allein die Aerzte verlangen Geld und ich habe keines.“ — „Aber es muß öffentliche Anstalten geben, in denen Ihr Euch behandeln lassen könnt?“ — „Freilich, freilich, in Neapel ist ein Blindenspital, aber“, setzte er mit einem Lachen hinzu, das mir durch die Seele schnitt, obgleich es keineswegs bitter klang, „aber um in das Blindenspital zu kommen, muß man ebenfalls Geld haben, und ich bin, wie Sie sehen, ein Bettler.“ — Also ein Mensch in der Blüte der Jugend seit vielen Jahren zur Blindheit verdammt, weil ihm die paar Goldstücke fehlen, mit denen er sich aller Wahrscheinlichkeit nach das Gesicht wieder erkaufen könnte! Diese Thatsache dünkt mich schauderhafter als ein Hungertod. Als ich dieselbe in Neapel einem Manne mittheilte, welcher sich nicht nur des Besitzes aller seiner Sinne, sondern auch der Mittel erfreut, denselben jede Art von Genuß zu verschaffen, wurde mir erwidert, daß jener Blinde sich vermuthlich nicht operiren lassen wolle, um seine bequeme Bettlerexistenz nicht zu verlieren. Als ob man in Italien eines Vorwandes bedürfte, um zu betteln! Hätte aber jene Vermuthung wirklich das Rechte getroffen, dann würde mir die Sache in

einem noch schrecklichern Lichte erscheinen. Wie, in der That, sollte man eine Volkserziehung bezeichnen, welche es einem menschlichen Wesen möglich macht, sein Gesicht um Almosen zu verkaufen! Wer seine Augen hergäbe um eine Million, den würde man schlechter nennen können als die schlechteste Bestie; wer sich aber für Bettelpfennige blind machte, dessen Verworfenheit würde keinem Ausdrucke der menschlichen Sprache erreichbar sein. Und eine solche Verworfenheit sollte im starkgläubigen, in der Polizeischule so wohlerzogenen Volke der Neapolitaner gefunden werden?

An dem malerisch gelegenen Felsenneste Itri vorbei führt die Straße über Berg und Thal nach Molo di Gaeta, gegen welches ich mit einem lebhaften Vorurtheil erfüllt wurde, als wir die abschüssige Gasse der engen finstern Vorstadt hinabrasselten. Aber siehe da, mitten in einer Reihe armseliger Häuser öffnet sich ein Gitterthor, in welches der Wagen einbiegt, das holperige Pflaster bleibt hinter uns und über wohlgeebnete Sandwege, zwischen den Blumenbeeten und verschnittenen Bäumen eines französischen Gartens rollen wir rasch auf ein Landhaus von vornehmer Miene zu. Weder im Theater noch im Leben habe ich je einen überraschendern Decorationswechsel gesehen. Das Erstaunen steigerte sich aber zum Entzücken beim vollen Ueberblick des Punktes, auf welchem wir uns befanden, und seiner Umgebung. Von dem Rande des schönen Gartens, welcher uns gastlich aufgenommen, stieg eine Reihe von Terrassen bis zum Meere hinab, alle bedeckt mit Bäumen, die theils in voller Blütenpracht, theils im Goldschmuck ihrer reifen Früchte dastanden. Alte Bautrümmer, vom Meere halb überflutet, ragten in diese blühende Welt herein wie eine dichterische Mahnung an die Vergänglichkeit. In unermeßlichem Bogen lag die ganze Bai von Gaeta vor unserm Blicke, rechts von der Stadt eingeschlossen, welche ihr den Namen gibt und die sich in langer

weißer Linie unter einem halbkugelförmigen Berge hinwegzieht, um zuletzt in ein wahres Vorgebirge von Baumassen und Festungswerken auszulaufen. Zur Linken reicht der gewaltige Schwung des Bogens der Bai bis zum thurmartigen Capo Miseno hinauf, in dessen Nähe der Vesuv seine beiden Hörner emporstreckt. Vor der Mündung der Bai aber, in weiter Ferne liegt Ischia mit einigen andern Inseln, Ponza, Ventotiene, Namen, die wie zerschmetternder Donnerton in die Träume gewisser Leute in Neapel hineingellen müssen, wenn diese Leute noch so viel Gewissen haben wie Franz Moor. Auf jenen Inseln liegen in tiefen Felsenlöchern begraben Hunderte der Männer, welche sich erfrecht haben, die neapolitanischen Verfassungsversprechungen von 1848 im Ernste zu nehmen und deren Erfüllung zu verlangen. Dieses neapolitanische Land ist ein Stück des Paradieses, welches der Teufel zu seiner Colonie gemacht hat.

Haus und Garten, wo wir abgestiegen waren, sind die Besitzung eines neapolitanischen Grafen oder Fürsten, der in Betracht der schweren Zeiten seinen reizenden Landsitz, der unter dem Namen der Villa Caposele weit und breit berühmt ist, an einen Gastwirth verpachtet hat. Desto besser für das Volk der Reisenden. Unser Jahrhundert, dessen entschiedenes Streben darauf ausgeht, das Schöne, und überhaupt Alles, was Genuß gibt, zum Gemeingut zu machen, es weiß tausend Mittel zu seinem Zwecke zu finden, und man braucht wahrhaftig kein Communist, sondern nur ein wenig Mensch zu sein, um sich seiner Strebsamkeit und seiner Erfolge nach dieser Richtung hin zu freuen. Die socialistischen Narrheiten sind der Rauch des Feuers auf dem Altar; je heller dasselbe aufflammt, desto dünner wird der Rauch, desto rascher und spurloser verschwindet er in der Luft.

Der reizende, üppige Vordergrund, wenn er wie heute in den reichen Farben des neapolitanischen Frühlings prangt,

macht die Landschaft, welche man von der Villa Caposele aus überblickt, zu einem unvergleichlichen Bilde. In Neapel selbst habe ich nichts gesehen, was mir eine ähnliche Erinnerung zurückgelassen hätte, und erst durch den Anblick von Sorrent wurde der Eindruck der Villa Caposele überboten. Marcus Tullius Cicero, der würdige alte Herr, der sich auf die edelsten und feinsten Lebensgenüsse verstand wie wenige seiner Zeitgenossen, und noch wenigere von Denen, welche ihnen gefolgt sind, Cicero schon hat der Schönheit dieser Stätte eine Beglaubigung gegeben, indem er sich hier ein Landhaus baute, dessen Ueberreste man in den Trümmern am Rande des Meeres zu erkennen glaubt. Wo immer im italienischen Lande ein von der Natur vorzugsweise begünstigter Punkt war, da hatte Cicero einen Sommersitz. Das neue Cäsarenthum hatte nebenbei eine gute Erbschaft zu machen, indem es diesen Mann auf die Proscriptionsliste setzte, welcher bei allen seinen kleinen Schwächen, und bei aller humanen Cultur, dennoch von echt römischem Patriziersinn beseelt war, und dessen großer parlamentarischer Name schon unverträglich sein mochte mit dem neuen Zustande der Dinge, mit dem neuen System der Ruhe und Ordnung, welches nach fünfhundertjähriger Anarchie in Rom endlich die Oberhand erhielt.

Gaeta hat, über die Bai hinweg, ein sehr stattliches Ansehen. Zu Wasser erreicht man die Stadt von Molo di Gaeta aus in einer halben Stunde, allein der Einlaß ist für die Fremden mit so großer Weitläufigkeit verbunden — man scheint eine Ueberrumpelung der Festung durch Mazzinisten zu fürchten, die sich etwa als Engländer verkleiden möchten, — daß man bei beschränkter Zeit wohl thut von vorn herein darauf zu verzichten. So begnügten wir uns denn mit einer Wanderung durch die schmuzigen Gassen von Molo di Gaeta, in denen mir nichts so sehr auffiel als die

große Zahl blauaugiger und blonder Menschen. Auf dem Rückwege kam ein Polizeibeamter, welcher in uns eine gute Beute erspäht zu haben glaubte, hinter uns drein gelaufen, mit dem Vorschlage, das Visa unserer Pässe zu besorgen, welches am Thore genommen werden müsse, ehe man die Stadt verlassen könne. In der Ungewißheit, wie es sich mit der Wahrhaftigkeit dieser Mittheilung verhalte, lehnten wir das damit verbundene Anerbieten ab. „Nun denn", sagte der polizeiliche Biedermann trotzig, „da Sie mir die Pässe nicht geben, so werden wir Sie am Thore zwei Stunden warten lassen." — „Das wollen wir sehen", war die Antwort.

Bald darauf waren wir in unserm Wagen am Thore. Der Polizeimann von vorhin trat an den Schlag und bat äußerst höflich um die Pässe. „Es ist 1 Uhr", sagte ich ihm, indem ich ihm die Uhr zeigte, „und ich bin doch neugierig, ob Sie Wort halten." Mit einer nichtssagenden artigen Redensart verschwand er in die Wachstube, und nach einigen Minuten war das Geschäft beendet. Mit freundlichster Miene überreichte er uns die Papiere, indem er sich der buona grazia unserer Excellenzen empfahl. „Aber die zwei Stunden, die Sie uns versprochen hatten?" sagte ich, indem ich ihm von neuem die Uhr zeigte. Irgend ein gutgewendeter Scherz war die Antwort, welcher eine abermalige Erinnerung an die buona grazia folgte. Ich war schwach genug in die Börse zu greifen, und unter einer Flut polizeilicher Glückwünsche setzten unsere Excellenzen die Reise fort.

Der Tag ging auf die Neige, als wir in Santa Agata ankamen, einer einsam an der Landstraße gelegenen Herberge, deren Bauart und Einrichtung einigermaßen an eine spanische Venta erinnert, nur daß der Stil der letztern doch in allen Fällen weniger civilisirt und so zu sagen morgenländischer erscheint. Die Venta liegt überdies gewöhnlich in felsiger

Einöde, in welcher man, soweit das Auge reicht, kein zweites Haus, geschweige denn einen Kirchthurm entdeckt; Santa Agata dagegen hat nicht blos eine vortrefflich angebaute Umgebung von Feld und Weinberg, sondern auch die Nachbarschaft eines hübsch gelegenen Städtchens, Sessa geheißen, welches man in einem halbstündigen Spaziergange erreicht. Mauern und Festungsthürme zeugen durch ihre gothischen Formen und ihre Zierrathen von den Zeiten der normännischen Herrschaft. Vielleicht ist es eine Nachwirkung des normännischen Blutes, welche die Einwohner von Sessa zu einem überaus rührigen, gewerbsamen Völkchen macht, in dessen Mitte wir uns geraume Zeit auf- und abbewegten, ohne eine Spur des Bettels wahrzunehmen, der anderer Orten in Italien zur wahren Geißel des Fremden zu werden pflegt.

Von Santa Agata bis Neapel bleiben nur noch fünf bis sechs Meilen zurückzulegen, wir durften es uns also diesmal bequem machen, gehörig ausschlafen, mit Muße frühstücken, und uns des schönen Morgens freuen, ohne durch die Sorge um rechtzeitige Abfahrt und Ankunft gestört und gedrängt zu werden. Ueber ein mäßiges Gebirge hinweg gelangt man bald in ein Plattland, dessen absolute Fläche sich über Capua hinaus bis nach Neapel erstreckt. Wie in der Lombardei und in der obern Romagna tragen hier die Felder zwei und dreifache Ernten über einander, von denen die unterste sich zwei oder dreimal alljährlich erneut. Getreide, Wein und das Laub der Maulbeerbäume oder das Brennholz der Ulmen werden gleichzeitig auf dem nämlichen Acker gezogen, ohne daß der Baum die Rebe oder die Rebe die Saaten beeinträchtigt, und sobald die letztern abgeerntet sind, nehmen Mais und Futterkräuter ihre Stelle ein. Jener schwäbische Bauer, welcher dem Herzoge von Württemberg sagte, als er sich über den vortrefflichen Stand der Felder wunderte: „Das Land ist eben nicht umzubringen, Durch-

laucht", jener Bauer würde vielleicht anderer Meinung geworden sein, wenn Württemberg dem Könige von Neapel verfallen wäre. Das Campanerland aber ist selbst für eine neapolitanische Regierung nicht umzubringen.

Das alte Capua ist heut zu Tage eine kleine, ziemlich armselige Stadt, deren Ueppigkeiten kaum einem Schweizer-Corporal mehr gefährlich werden mögen, geschweige denn einem Hannibal. Im Reisehandbuche war unter den Merkwürdigkeiten Capuas eine Statue Friedrich's II. verzeichnet. Ich eilte das Bild des Mannes aufzusuchen, welcher in der ganzen Reihe der deutschen Kaiser von jeher die anziehendste Erscheinung für mich gewesen — nicht groß, nicht deutsch, nicht thatenreich, und dennoch eine Persönlichkeit, welche Achtung gebietet, welche die Aufmerksamkeit, die Theilnahme, die Bewunderung, ja sogar die Liebe magnetisch an sich zu ziehen und festzuhalten vermag. Wer aber kannte in Capua die Statue, welche Capua dem Kaiser Friedrich gesetzt hatte! Gleichwol machte ich sie ausfindig, und sah — einen enthaupteten Rumpf. Indessen ich wußte mich darüber zu trösten. Was hätte ich von einem steinernen Bildnisse aus der Mitte des 13. Jahrhunderts erwarten können? Eine falsche Vorstellung von dem Manne, den ich kennen lernen wollte, oder im glücklichsten Falle eine Bestätigung meiner bisherigen Ungewißheit. Diese Bestätigung gab mir aber auch der kopflose Torso, und ich hatte also keinen Grund zur Unzufriedenheit. So wenigstens lautete die Theorie meiner Selbstberuhigung.

Obgleich von Capua nach Neapel eine Eisenbahn führt, so zogen wir doch vor, den Rest des Weges in unserm Wagen zurückzulegen, um der Weitläufigkeiten des Umpackens überhoben zu sein. In zwei bis drei Stunden gelangten wir auf vortrefflicher Straße durch den bestangebauten Theil des Campanerlandes hindurch an das Thor der Haupt-

stadt, wo wir uns auf gut römisch mit klingender Münze von einer Durchsuchung nach Fleisch und Wein und andern accispflichtigen Gegenständen loskaufen mußten, die nie in einem Koffer geführt worden sind, so lange es Reisende in Italien gibt. Es war Festtag in Neapel. In allen Straßen Menschengedränge, Wagengerassel, schmorende Pfannen, schreiende Verkäufer von Erfrischungen, tausendstimmiger betäubender Lärm. Langsam und mühselig arbeitete sich unser Vetturin durch das Gewühl hindurch bis nach Santa Lucia, wo wir Quartier zu nehmen gedachten. Alles besetzt in den Häusern, die man uns empfohlen hatte; in mehrern Gasthöfen die nämliche Antwort. Kurz, der Rest des Tages ging unerfreulich in vergeblichem Suchen nach Wohnungen dahin, und als wir endlich ein bescheidenes vorläufiges Unterkommen gefunden, war die Stunde zu spät, die Ermüdung zu groß und die Stimmung zu abgespannt, um noch unsern Theil an dem Feste des Tages für uns in Anspruch zu nehmen.

XXXV.

Neapel, Stadt und Volk.

Von welcher Seite und mit welchen Augen man es auch betrachte, Neapel gibt den Eindruck einer großen Stadt im vollsten Sinne des Worts. Nichts ist unscheinbarer als die Front, welche Neapel nach der Straße von Capua macht, und gleichwol wird man auch auf dieser Straße schon von weitem gewahr, daß man eine Weltstadt vor sich hat; ein solches Gewimmel des Verkehrs, wie es sich auf diesem breiten stattlichen Pflaster bewegt, kann nur von einem Orte ausgehen, der durch Volksmenge und Reichthum einen Platz einnimmt, wie er nur wenigen Städten der Erde gegeben ist. Kaum hat man das Thor hinter sich, und wäre es auch das der entlegensten Vorstadt, so vervielfältigen sich die Kennzeichen des großstädtischen Lebens, Kennzeichen, welche oft weder einen Namen haben noch sich beschreiben lassen, die aber trotz ihrer schwer greifbaren Natur für ein geübtes Auge untrüglich sind. Wer den Toledo, den Schloßplatz und Chiaja durchwandert, dem wird, wenn er an das unlängst verlassene Rom zurückdenkt, „die Hauptstadt der Welt" (so lieben die Römer ihre Heimat zu tituliren) vorkommen wie „ein hinter der Cultur der Zeit zurückgebliebenes Dorf". Rom ist eine ehrwürdige Matrone, welcher man eigentlich nur aus Dankbarkeit, oder wol gar blos aus alter Gewohnheit den Hof macht;

Neapel ist das jugendlich-üppige Weib, falsch aber schön, mit lügnerischen Rosenwangen angethan, trotz des fressenden Giftes in seinen Adern.

Von der Seeseite her, oder von irgend einem Punkte seines eigenen Ufers aus gesehen, erscheint Neapel noch weit größer, als es ist. Von Posilipo bis Torre del Greco in einer Ausdehnung von wenigstens vier Stunden, zieht sich um den Rand des Golfes eine Kette von großen und kleinen Ortschaften, welche untereinander und mit Neapel so eng zusammenhängen, daß kein Zwischenraum die verschiedenen Ortsgebiete auch nur errathen läßt; der ganze ungeheure Halbkreis, vom Fuße des Camaldulenserberges bis zum Fuße des Vesuv, bildet für das Auge nur eine einzige prächtige Stadt. In der Ebene, welche zwischen diesen beiden Bergen an das Meer stößt, liegt die Hauptmasse des eigentlichen Neapel, während Vorstädte, Landhäuser, Lustschlösser und Kastelle bis zu einer beträchtlichen Höhe des Camaldulenserberges hinaufsteigen.

Der Kern der Stadt, das alte Neapel, ist eng gebaut und finster, aber von geradlinigen Straßen durchschnitten, reich an stattlichen Wohngebäuden und selbst in seinen entlegensten und ärmsten Theilen ohne Spur jenes Anstrichs von Verfall und Verödung, welcher wenigstens fünf Sechstheile Roms charakterisirt. Die entferntesten Winkel der Stadt sind belebt, überall herrscht die Bewegung und der Lärm des Verkehrs oder des Müßigganges; die Ruhe, die Stille, die Einsamkeit haben innerhalb der Mauern Neapels keine Stätte. In den jüngern Stadttheilen gibt es einige Straßen und Plätze, in welchen Eleganz und Geschmack mit einer seltenen architektonischen Pracht vereinigt sind; was aber Neapel vor allen Städten der Welt voraus hat, das ist seine Riviera di Chiaja — eine endlose Reihe von Palästen nach dem Meer zugekehrt, von welchem sie nur durch die köstlichen Anlagen

der Villa Reale getrennt sind, eines öffentlichen Spaziergangs, dessen Schönheit Bewunderung erregen würde, auch wenn er nicht der einzige wäre, den Neapel besitzt. Wenn man die Länge der pariser Rue Rivoli verdoppelt, wenn man die kasernenartige Einförmigkeit ihrer Häuser durch geschmackvolle Mannichfaltigkeit ersetzt, wenn man überdies die Seine zum Meere erweitert und auf der andern Seite einen prachtvoll decorirten Felsenberg aufgepflanzt, alsdann hat man ein Bild, welches der Chiaja einigermaßen ähnlich sieht. Ein endloser Strom von Wagen und Rossen braust über die wohlgefügten blanken Lavaplatten dahin, welche die ganze Breite der Chiaja wie aller andern neapolitanischen Straßen ausfüllen, die vergoldete Jugend, zahlreicher und prunkhafter als an jedem andern Orte, trägt früh und spät ihre feinen Gesichter und ihren Müßiggang zur Schau, von den benachbarten Höhen grüßt ein tausendfarbiger Frühling in die glänzende Stadt herunter, und der Himmel lächelt der Welt und den Menschen mit der Miene göttlicher Seligkeit.

Aber die Menschen, nur mit dem Blicke der Trauer können sie jenen Gruß und jenes Lächeln erwidern, und ihr Herz verschließt sich krampfhaft gegen die freundliche Ansprache der Natur. Ich spreche nicht von dem gedankenlosen Pöbel, nicht von den Sklaven des Herkommens und der Selbstsucht, ich spreche nicht von Diplomaten, Schweizeroffizieren und andern Speculanten, — ich spreche von Leuten, welche es nicht verstehen, ihr kostbares Ich und seine Genüsse loszulösen von dem Schicksale ihrer Umgebung, von Leuten, die am wenigsten gelernt haben, fremden Jammer auszubeuten zu eigenem Gewinn, ich spreche, wie gesagt, von Menschen, die diesem Namen keine Schande machen. Wer menschlich empfindet, der kann nur trüben Auges in die Pracht dieser Scenerie hineinschauen, der athmet die neapolitanische Frühlingsluft nur mit beklemmter Brust. In diesem paradie-

sischen Lande, welch ein unglückliches Volk, unglücklich durch ein nichtswürdiges Regiment, unglücklicher noch durch die eigene Entartung!

Entartung ist indessen wahrscheinlich nicht das rechte Wort, denn seit die Geschichte die Neapolitaner kennt, waren es immer so ziemlich die nämlichen Leute, schlechte Soldaten, schlechte Bürger, schlechte Arbeiter und bei großer Feinheit des Geistes und vielen liebenswürdigen Eigenschaften Menschen von unzuverlässigem Charakter und mehr als zweifelhafter Sittlichkeit.

Ist es das Blut, welches in ihren Adern fließt, ist es die Sonne, die über ihren Häuptern scheint, ist es ein geschichtliches Verhängniß — die Neapolitaner waren von jeher ein bedauernswerthes und gering geachtetes Volk, heute die Beute des ersten besten Eroberers, morgen die Sklaven eines einheimischen Despoten, unabhängig von fremder Herrschaft nur für kurze Augenblicke, bürgerlich frei niemals, aber unabläßig gequält von dem ohnmächtigen Verlangen nach einer Nationalexistenz und nach einem gesicherten Rechtszustande. Welches europäische Volk hätte nicht einmal in Neapel geherrscht! Am heutigen Tage sind die Schweizer die Meister von Neapel; drei oder vier schweizerische Regimenter behaupten gegen Millionen Neapolitaner das Gesetz des Absolutismus, welches ohne ihren Schutz von einem Tage zum andern wie Glas zertrümmert werden würde.

Die Neapolitaner haben sich in einzelnen Fällen ausgezeichnet gut geschlagen, aber sie sind nichtsdestoweniger kein tapferes Volk, und der Mangel an Herzhaftigkeit ist allem Anschein nach die nächste Quelle alles ihres Unglücks. Vergebens beruft man sich zur Abwehr jenes Vorwurfs auf den wilden Aufstand gegen die Spanier, auf die wüthende Vertheidigung gegen Championnet — auch der Hindu, das sanfteste, friedfertigste aller menschlichen Wesen, kann durch

die Verzweiflung zu einer Gegenwehr aufgestachelt werden, welche dem Heldenthume ähnlich sieht, aber der Hindu ist kein tapferer Mann, und darum war sein Land und seine Freiheit von jeher die Beute des ersten Räubers, der die Hand danach ausstreckte. Ein berühmter Neapolitaner, selbst einer der wackersten Soldaten dieser Tage, und ein Patriot, wie ich deren meinem eigenen Vaterlande viele wünschen möchte, der General Pepe, wendet in allen seinen Schriften die rührendste Beredtsamkeit auf, um seine Landsleute von dem schmählichen Verdachte der Feigheit zu befreien, der in den Augen von ganz Europa auf ihnen liegt; aber die Thatsachen kommen immer von neuem, das herrschende Urtheil, welches Pepe ein unbegreifliches Vorurtheil nennt, aufzufrischen und zu bestärken. Nochmals weise ich darauf zurück, einige tausend Schweizer genügen, um den Thron eines Königs zu halten, welcher der großen Mehrzahl des neapolitanischen Volkes verhaßt ist bis in den Tod.

Die Bevölkerung der Hauptstadt besteht der Masse nach aus Menschen von unansehnlichem Wuchse, unter denen die männliche Schönheit nicht häufig, und die weibliche ganz ungewöhnlich selten ist. Die Männer der höhern Stände stellen sich im Allgemeinen recht vortheilhaft dar, und wie schon oben bemerkt, gibt es unter ihnen viel Leute von sehr feiner Miene, während die Frauen bis in die höchsten Kreise der Aristokratie hinauf mit jeder Art von körperlichen Reizen sehr kärglich ausgestattet sind.

Die Bewohner der Provinzen sind der städtischen Bevölkerung an Wuchs und Schönheit vielfach überlegen, und sie liefern zumal für die neapolitanischen Garderegimenter Soldaten, deren Größe, Breitschultrigkeit und gutes Aussehen selbst einem Friedrich Wilhelm I. nichts zu wünschen übrig lassen würde. Neben diesen Recken spielen die windschiefen und krummen Schweizer (man nimmt sie eben wie

man sie haben kann) eine sehr schlechte Figur auf dem Exercirplatze. Vor den Barricaden soll sich die Sache freilich umgekehrt machen.

Die neapolitanischen Truppen sind nach französischem Zuschnitt uniformirt, gut eingeübt und nicht übel bewaffnet, nur daß man in allen diesen Dingen, da man in Neapel nichts erfindet, sondern lediglich vom Nachahmen lebt, um zehn und zwanzig Jahre hinter den andern Staaten zurückgeblieben ist. So hat man bis jetzt die alten französischen Uniformen, die Schwanzjacken und die hohen Tschakos beibehalten, und die einzigen Percussionsgewehre, welche bisher in dem neapolitanischen Heere in Gebrauch waren, sind in Sicilien erbeutet, wo man sich sogleich nach dem Ausbruche des Aufstandes mit englischen Waffen versorgt hatte.

Die Cavalerie ist vortrefflich beritten und nimmt sich, abgesehen von der schwachen Reitkunst, überhaupt sehr glänzend aus; das Geschützwesen scheint in vortrefflichem Stande zu sein, die vier oder fünf Castelle, welche die Stadt „beschützen", werden für uneinnehmbar erklärt. Die Flotte ist zwar klein, aber dennoch immer beiweitem bedeutender als alle Seemacht, welche Oesterreich und Preußen — und das ganze Deutschland aufzuweisen haben. Und dennoch, und obgleich die Schweizerregimenter, der Kern der neapolitanischen Heeresmacht, in diesem Augenblicke verdoppelt oder verdreifacht worden sind, dennoch macht Neapel den Eindruck eines auch militärisch genommen höchst verächtlichen Staates. In der That ist Neapel nicht im Stande irgend einen Krieg zu bestehen. Haben wir in den letzten Jahren doch gesehen, wie seine Heeresmacht sogar von den rohen militärischen Haufen, welche ihr die römische Republik entgegenzusetzen hatte, auf die schmählichste Weise aus dem Felde geschlagen wurde! Was Neapel gegen Oesterreich und Frankreich vermag, wissen wir gleichfalls aus Erfahrung. Und diese Erfahrung wird

sich in Bezug auf das Letztere aller Wahrscheinlichkeit nach binnen der nächsten Jahre erneuern. Es ist unmöglich, daß Frankreich nicht heute oder morgen mit den in Italien bestehenden Gewalten in einen Conflict gerathe, welcher, kaum begonnen, mit dem Sturze derselben enden wird. Ich sage kein Wort zu viel, wenn ich behaupte, daß die zehntausend Franzosen, welche zur Zeit in Rom liegen, das Sein und das Nichtsein des Papstes sowol wie des Königs von Neapel in ihrer Hand haben. Die Römer und Neapolitaner haben bei einer durch die Franzosen bewirkten Staatsveränderung vorläufig allerdings nicht viel zu gewinnen, zu verlieren aber haben sie dabei gar nichts.

XXXVI.

Das Bourbonische Museum in Neapel.

In einem großen Gebäude von regelmäßigen und gefälligen Formen, weit abgelegen vom Mittelpunkte der Stadt, befinden sich die zahlreichen Sammlungen, welche man unter dem Namen des Bourbonischen Museums begreift, ein Name, der den Neapolitanern übrigens viel weniger geläufig ist als der Name des Palazzo degli Studj, der ihm von seiner ehemaligen Bestimmung als Universitätsgebäude geblieben ist.

Die Einrichtung dieses Museums läßt gar viel zu wünschen übrig, und vor allen Dingen eine feste Ordnung und einen sichern Leitfaden durch seine unzähligen Säle und Gänge. In einigen Abtheilungen hat jeder Gegenstand drei, vier und mehr verschiedene Nummern, aus verschiedenen Zeiten herrührend, und oft ist die neueste Nummer gerade die unscheinbarste, etwa mit Bleistift an das Fußgestell geschrieben. Von einer regelmäßigen Folge der Nummern ist vollends gar nicht die Rede. Man scheint alle vier Wochen eine Umstellung vorzunehmen, die Kataloge sind sämmtlich veraltet, und die Benutzung des brauchbarsten derselben ist eine kopfbrecherische Arbeit, das haarsträubende, oft völlig sinnlose Französisch, in welchem er geschrieben ist, ungerechnet. Daß man die anderer Orten öffentlich angeschlagenen Verzeichnisse

des Inhalts der einzelnen Säle in Neapel ebenso wie in Rom vergeblich suchen würde, ist eine Sache, die sich von selbst versteht. Man würde ja dadurch den Custoden eine Gelegenheit entziehen, sich um den Besucher verdient zu machen.

Die beiden ersten Abtheilungen des Museums zur Rechten und zur Linken des Flurs enthalten Gemälde und Mosaikbilder aus den verschütteten Städten. Alles Werthvolle dieser Art, was man zumal in Pompeji gefunden, ist mit seltenen Ausnahmen nach Neapel gebracht und dadurch wenigstens dem zerstörenden Einflusse von Wind und Wetter, von Frost und Hitze entzogen. Die Wirkung der Luft aber läßt sich nicht abändern, und in hundert Jahren wird wahrscheinlich wenig Erkennbares mehr übrig sein von den langsam ausbleichenden Farben, deren Unvergänglichkeit nur in der aufschneiderischen Sprache gelehrter Marktschreier vorhanden ist. Wie Vieles von Dem, was im Augenblick der Ausgrabung noch leuchtete und glänzte in frischer Farbenpracht, wie Vieles davon ist heut schon verblaßt bis zur Unkenntlichkeit!

Indessen, so wie sie gegenwärtig ist, hat die pompejanische Bildergalerie jedenfalls einen Werth, welcher völlig unabhängig ist von der bloßen Curiositätenkrämerei, die sich in der sogenannten Wissenschaft des Alterthums mit lächerlich wichtiger Miene zu spreizen pflegt. Damit soll nicht gerade gesagt sein, daß ich jenem Custoden beistimme, welcher mir auf eine beifällige Aeußerung über eins der pompejanischen Bilder mit fanatischem Ton und Blick erwiderte: „Hier kann man nicht sagen, dies oder das ist schön; es sind lauter Meisterwerke, vom ersten bis zum letzten". Der Mann sprach, wie sein Amt es mit sich bringt, und ich zweifle nicht, daß er guten Glaubens beschworen hätte, die erste beste Kleckserei eines pompejanischen Anstreichers sei des Zeuxis oder des Apelles würdig. Gleichwol muß ich hin=

zufügen, daß die pompejanische Gemäldegalerie desto anziehender wird, je vollständiger man bei mehrmaligem Besuche den Reiz der Neuheit überwunden hat. Und wer mag von sich behaupten, daß er nicht zuletzt in den Enthusiasmus des Custoden verfallen würde, wenn er, wie dieser, darauf angewiesen wäre, von der Bewunderung zu leben, welche die Fremden den seiner Obhut anvertrauten Kunstwerken angedeihen lassen?

Wenn man in den pompejanischen Bildern einen Maßstab sucht für die Leistungsfähigkeit der alten Malerei, so darf man nicht vergessen, daß jene Bilder aus Privathäusern einer unbedeutenden Provinzialstadt herrühren. Ausgezeichnete Erz- und Marmorwerke mochte sich ein reicher Pompejaner aus Rom oder Athen kommen lassen; gute Wandgemälde aber, die an Ort und Stelle gemacht sein wollten, waren natürlich viel weniger leicht zu haben. Wenn nun gleichwol viele der pompejanischen Bilder einen ganz unzweifelhaften Kunstwerth haben, so kann man daraus mit großer Sicherheit auf einen hohen Grad der Blüte der Malerei und auf eine große Verbreitung des Kunstsinnes im Publicum schließen.

In den pompejanischen Bildern wird die Technik durchweg vom Gedanken überwogen. Hinter der Erfindung, der Composition steht die Ausführung bedeutend zurück, sei es, daß die alten Künstler es verschmähten, ihre Zeit und Mühe an kleine und kleinliche Einzelheiten zu verschwenden, sei es, daß der Kalk, auf welchem sie arbeiteten, nur eine sehr flüchtige Behandlung zuließ. In der Nähe betrachtet scheinen diese Bilder viel mehr durch die Mittel unserer Decorationsmaler oder Tapetenfabrikanten hervorgebracht zu sein, als durch die Technik der heutigen Freskenmaler. Daß diese anscheinend rohe Manier der Wirkung der Bilder bei gehöriger Entfernung keinen Eintrag thut, soll den alten

Künstlern nicht zum besondern Verdienst angerechnet, sondern nur als die Wiederholung einer oft vorkommenden Erscheinung erwähnt werden, einer Erscheinung, die sich in der auffallendsten Gestalt an manchen Mosaikbildern zeigt, welche von Kirchenkuppeln und andern hochgelegenen Punkten herunter dem schwierigsten Schönheitssinne Genüge thun, während sie in der Nähe betrachtet aussehen wie ein holperiges Straßenpflaster.

Der Inhalt der pompejanischen Bilder ist zumeist mythologischer Natur und gewöhnlich sehr leicht verständlich. Besonders die Gegenstände der größern und figurenreichern Compositionen sind beinahe ausschließlich der Götter- und Heldengeschichte entnommen, und sie stellen mit wenigen Ausnahmen allgemein bekannte Handlungen und Scenen dar. Es fehlt indessen auch nicht an Genrebildern, Thierstücken, Stillleben, ja sogar nicht einmal an Küchenstücken in gut holländischer Manier, was, beiläufig gesagt, nicht wenig dazu beigetragen hat, meine überspannten Vorstellungen von der Echtheit und Reinheit des antiken Kunstgeschmacks beträchtlich herunterzustimmen. Fische und Vögel werden mit besonderer Vorliebe und zuweilen mit unübertrefflicher Wahrheit dargestellt. Hier und da gruppiren sich die Thiere auch im Geiste der Fabel zu einer eigentlichen Handlung. So sehen wir einen Papagei an einen Wagen gespannt, der von einer Heuschrecke gelenkt wird. Ein mit wahrhaft anakreontischem Humor entworfenes Bildchen zeigt uns ein Marktweib, welches Liebesgötter feil hält. Sie hat einen ihrer kleinen Amoren aus dem Hühnerkorb hervorgezogen und hält ihn an den Flügeln einem Paar junger Mädchen anpreisend entgegen. Amorchen zappelt mit Armen und Beinen, und möchte offenbar gerne gekauft sein, aber die Mädchen trauen dem Handel nicht; sie werden sich indessen zuletzt doch wol entschließen, das allerliebste kleine Federvieh mit nach Hause zu nehmen.

Das anziehendste und ohne Frage das beste der pompejanischen Bilder ist eine Zeichnung, roth auf weißem Marmor, eine Gruppe mythologischer Frauen darstellend, welche mit Würfeln spielen. Die Grazie der Stellungen, die Schönheit der Formen, die Anmuth der Costümirung, mit einem Worte die ganze Erscheinung dieser ebenso edeln wie lieblichen Gestalten ist wundervoll. Eine beredtere Versinnlichung der Idee der Classicität in ihrer Anwendung auf die bildende Kunst würde man in Rom und Florenz vergeblich suchen. Ungeachtet der antiken Ruhe, welche in den Gesichtern herrscht, sind dieselben voll von Individualität und Ausdruck. Diejenige der Figuren besonders, welche mit dem Namen Phöbe bezeichnet ist, trägt das Gepräge einer vulkanischen Natur, deren edle Glut aus dem brennenden Auge wunderbar hervorleuchtet.

Zwei ähnliche Zeichnungen auf Marmor, welche mit den Würfelspielerinnen ohne Zweifel eine Reihe gebildet haben, sind so sehr verwischt, daß man von ihnen nur sagen kann, daß sie jenes Prachtstücks würdig gewesen zu sein scheinen. Von einem vierten Bilde der nämlichen Art, welches vollständig erhalten ist, läßt sich nicht das Nämliche rühmen. Gegenstand dieser Zeichnung ist Theseus, der die Hippodamia vom Centauren befreit. Im Gegensatz zu der großen Mehrzahl der pompejanischen Gemälde hat dieses Bild ganz vorzügliche Einzelheiten von unübertrefflicher Ausführung, als Composition dagegen ist es ziemlich werthlos, steif, kalt, ohne Leben und ohne Wahrheit.

Wenn ich mit einem Sprunge über mehrere Treppen und anderthalb oder zwei Jahrtausende aus der pompejanischen in die neue Gemäldegalerie des Bourbonischen Museums übergehe, so geschieht es, weil diese letztere kaum einen Sprung verdient. Der räucherigen und meistens rahmenlosen Bilder, welche man hier in einer Reihe großer Säle

bis zur hohen Decke empor aufgespeichert hat, ist allerdings eine beträchtliche Zahl, und es wird auch an einzelnen werthvollen Stücken in der Masse dieses Trödelbuden-Inventariums nicht fehlen; allein es ist so schwer, sich in diesem bunten Wirrsal zurechtzufinden, daß ich es bei einem flüchtigen Gange durch die Galerie habe bewenden lassen. Nur ein einziges Bild hielt meine Aufmerksamkeit fest und bewog mich zu wiederholter Rückkehr, das Porträt nämlich, welches man mit dem Namen Masaniello's bezeichnet. All mein Bemühen, aus diesem Bilde den Führer einer großen Revolution herauszufinden, war vergebens: kein Zug vom Empörer, geschweige denn vom Chef eines gewaltigen Volksaufstandes in dem ganzen Gesichte dieses Masaniello. Ein feingebauter, schwächlicher Körper, stumpfes Profil, hervorstehende Backenknochen, unter denen sich das Kinn auffallend rasch und fein zuspitzt, eine ungesunde Gesichtsfarbe, lebhafte Aeuglein mit schlauem, und im mildern Sinne des Worts sogar etwas spitzbübischem Ausdruck, dazu ein Barett mit der Hahnenfeder aufs Ohr gesetzt, einen zinnernen Krug in der einen, eine kurze Thonpfeife in der andern Hand — das ist der angebliche Masaniello des Bourbonischen Museums. Ich sage angeblich, weil es mir, je länger und öfter ich das Bild betrachte, desto unmöglicher wird, an die Richtigkeit jener Benennung zu glauben. Gott weiß, welchem friedlichen Haarlemer Tulpengärtner der neapolitanische Revolutionär seinen Namen geben muß! — Von unzweifelhafter Wahrheit dagegen ist das Bild der Restauration, welche dem Aufstand bald genug folgte. Die Spanier rücken in geschlossenen Gliedern und mit brennenden Lunten auf den Markt, die Neapolitaner leisten kniend Abbitte, und einige Reihen frisch blutender Köpfe deuten den Preis an, um welchen sie die Verzeihung, das heißt die Rückkehr in das alte Joch, erkaufen müssen. Nochmals, das ist ein be-

redtes, ein wahres Bild, ein Bild, welches ich lehrreich nennen würde, wenn unsere Zeit in jenem Punkte noch der Belebrung durch Bilder bedürfte.

Die Galerie der Marmorstatuen des Bourbonischen Museums ist ohne Zweifel die reichste der Welt nächst der Antikensammlung des Vatican. Nicht nur ganz Unteritalien, Großgriechenland, hat seine vergrabenen Schätze in das Bourbonische Museum gesteuert, sondern auch Rom hat mehrere der werthvollsten Werke der alten Bildhauerei als Privateigenthum des Königs an Neapel abtreten müssen. Dahin gehören die beiden Prachtstücke des Bourbonischen Museums, welche unter dem Namen des farnesischen Hercules und des farnesischen Stiers weltbekannt sind und die aus den Bädern des Caracalla herrühren. Die Aufnahme, die man ihnen in Neapel zu Theil werden lassen, ist übrigens nicht glänzend zu nennen. Man hat sie in eine Art Rumpelkammer verwiesen, in welcher ihnen so ziemlich Alles fehlt, um sich geltend zu machen, und mehr als alles Andere der Raum.

Dieser Mangel fällt besonders empfindlich bei der Gruppe des farnesischen Stiers auf. Auf ein riesenhaftes Piedestal gestellt, füllt sie den ihr zugestandenen Platz dermaßen aus, daß fast kein Raum übrig bleibt für den Beschauer. Von drei Seiten wenigstens tritt die Wand zu nahe an den Stier heran, als daß es möglich wäre, die zur genußreichen Betrachtung geeigneten Standpunkte zu gewinnen. Von der Vorderseite her steht die Gruppe allerdings freier, vorausgesetzt, daß sie nicht, wie während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes in Neapel, durch Cartons der Zöglinge der Malerschule verstellt ist, für welche man keinen andern Ort ausfindig zu machen gewußt hat. Allein auch von dieser Seite gestattet die Höhe des Fußgestells nur einen halben Ueberblick und einen halben Eindruck. Um der Gruppe des farnesischen Stiers ihr volles Recht angedeihen zu lassen,

müßte man dieselbe so aufstellen, daß sie ebenso gut oder vielmehr noch besser von oben herunter gesehen werden könnte, als in gleicher Höhe und von unten hinauf. Daß man den Beschauer dagegen lediglich auf die Maulwurfsperspective verweist, zeugt von einem künstlerischen Unverstande, der durch sein Uebermaß einen beinahe genialen Anstrich gewinnt.

Uebrigens scheint eine allgemeine stillschweigende Verschwörung zu herrschen, welche dahin geht, dem Beschauer unter allen Kunstwerken vorzugsweise die Bildhauerarbeiten ungenießbar zu machen. Die Römer, welche die thurmhohen Ehrensäulen ihrer Kaiser mit Basreliefs umgaben, die, seitdem sie die Werkstatt verlassen, auf immer jeder menschlichen Betrachtung entrückt sind; die Baumeister des Mittelalters, welche die Thürme und Dächer ihrer Dome mit Bildwerken überluden, an denen sich nur etwa Krähen und Eulen erfreuen können; die Bildhauer, welche ihre Kunst und ihren Fleiß an Denkmale verschwendeten, welche in der Nacht dunkler Kirchen und unterirdischer Mausoleen begraben liegen — sie alle sind entweder Mitschuldige oder die nächsten Opfer jener Verschwörung. Für kein Kunstwerk ist ein helleres Licht und eine unmittelbarere Nähe der Betrachtung erforderlich als für die Arbeiten des Bildhauers und des Erzgießers, und gleichwol findet man diese beiden Bedingungen des Genusses und des Urtheils in den seltensten Fällen gleichzeitig erfüllt. Bei den in freier Luft aufgestellten Denkmälern ist gewöhnlich die Entfernung zu groß, in welche sie gerückt sind; in Kirchen und Museen fehlt in der Regel das Licht.

Diese Klage gilt indessen wenigstens nicht von der Sammlung der Bronzestatuen im Bourbonischen Museum. Sie ist beiweitem die größte ihrer Art, welche wir haben, und gleichwol zählt sie kaum hundert Nummern, darunter noch dazu sehr viele äußerst unbedeutende. Wie reich das

Alterthum an solchen Werken war, kann man nach der Angabe des Cassiodor ermessen, demzufolge die Römer bei der Eroberung von Volsinii an zweitausend Erzstatuen in dieser ziemlich unbedeutenden Stadt — unbedeutend wenigstens im Vergleich mit den großen italienischen Städten einer reichern und prächtigern Zeit — vorfanden. Von den Arbeiten der etruskischen Erzgießer zumal sind nur wenige Ueberbleibsel auf uns gekommen, hinreichend indessen, um uns einen sehr hohen Begriff von der Fertigkeit beizubringen, mit welcher jenes räthselhafte Volk das Metall zu behandeln wußte, lange bevor in Rom von irgend einer nennenswerthen Kunstthätigkeit die Rede war.

Die römische Erzgießerei ist im Bourbonischen Museum hauptsächlich durch Kaiserstatuen und durch Porträtbüsten vertreten, welche ihren Ursprung durch die Naturwahrheit und den sprechenden Ausdruck beurkunden, den die römischen Künstler ihren Bildnissen zu geben wußten. Die kostbarsten Stücke der Galerie aber sind augenscheinlich griechischer Abkunft, die sich in der Grazie der Composition, in der Weichheit der Formen, in der Poesie des Gedankens ausdrückt, lauter Eigenschaften, welche dem nüchternen, positiven Römer nimmer zu Gebote standen.

Die Perle der ganzen Sammlung ist ein in Herculanum aufgefundener Mercur. Der Götterbote, mit allem Reize der ersten Jugend angethan, sitzt, vorn übergebeugt und auf die Hand gestützt, auf einem Felsen. Er ist ermüdet vom raschen Fluge, der Schweiß steht ihm auf der schönen klaren Stirn, sein Athem ist kurz und hörbar, er denkt nicht an den Auftrag Jupiter's, er ist völlig absorbirt vom Bedürfniß des Ausruhens. Möglich, daß die griechische Kunst noch vollendetere Werke geschaffen als diesen Mercur, im Besitze der heutigen Welt sind aber nur sehr wenige, die sich mit demselben auch nur vergleichen lassen. — Noch einige andere

der werthvollsten Erzstatuen des Bourbonischen Museums sind unter der Lava von Herculanum hervorgeholt worden, ein Beweis, daß der glühende Strom, welcher die Stadt überschwemmt, bei einer Mächtigkeit von sechzig bis siebzig Fuß dennoch den Hitzegrad eines Schmelzofens nicht erreichte. Die menschliche Kunst überbietet also die Kraft des Vulkans. In ähnlicher Weise verstehen es unsere frommen Seelen, die Hölle dermaßen heiß zu machen, daß Satan mit allen seinen Teufeln es ihnen nimmermehr gleich thun würde.

In der großen Galerie der Marmorstatuen ragt aus Hunderten von vortrefflichen Werken des griechischen Meißels die sogenannte Venus victrix in wunderbarer Herrlichkeit hervor. Der Beiname ist gut gewählt. Diese Liebesgöttin verführt nicht, sie unterjocht; sie ist die Verkörperung des Majestätsbewußtseins der Schönheit. Wer ihr aber den unglückseligen Amor zur Seite gestellt, der hat nicht begriffen, daß diese Venus die Macht ihrer Geberden und ihres Blicks nimmermehr an eine so unbedeutende kleine Person verschwendet, und hätte sie alle Schätze des Olymp in ihrem Köcher. Venus victrix verlangt einen ebenbürtigen Begleiter. Laßt den Mars die unüberwindlichen Waffen zu ihren Füßen strecken, laßt den Vater der Götter selbst das von ambrosischen Locken umwallte Haupt vor ihr beugen, und fort mit dem halbwüchsigen Buben, der sich erdreistet, dem Götterweib in das Auge sehen!

In der von einer Kolossalstatue der Flora benannten Halle der Marmorgalerie befindet sich das berühmte Mosaik der Alexanderschlacht, welches den Fußboden eines der größern Häuser in Pompeji bildete. Das Werk ist leider sehr verstümmelt, was aber davon übrig geblieben, reicht hin zur Rechtfertigung der lebhaftesten Bewunderung. In Rom hat man umfangreichere Mosaikbilder, aber keins, welches seiner Composition und Ausführung nach mit der Alexanderschlacht

von ferne verglichen werden dürfte. Hier ist Alles Leben und Handlung; nichts Steifes, nichts Conventionelles, kein mühseliges Ringen der Kunst mit dem spröden Stoffe. Die bunten Steine haben unter der Hand des Künstlers die ganze Geschmeidigkeit der flüssigen Farbe angenommen, und die Zeichnung könnte nicht freier sein, wenn sie mit der Kohle auf die weiße Wand geworfen wäre. Dazu, bei allem Reichthum der Gruppirung, im wildesten Kampfgewühl eine Klarheit und Uebersichtlichkeit, um welche mancher namhafte Schlachtenmaler den pompejanischen Mosaicisten beneiden könnte. Freilich hat sich der alte Künstler begnügt, uns eine Episode der Schlacht vor Augen zu führen, und es ist ihm nicht eingefallen, ein Heer von dreißigtausend Macedoniern und ein anderes von etlichen hunderttausend Persern in sein Bild bringen zu wollen. Solche Schwarzkünstlerstücke werden nur von den heutigen Meistern des Fachs fertig gebracht. Vorne ein ungeheurer Knäuel von Pferdeköpfen, Federhüten, gehobenen Armen und geschwungenen Waffen, hinten eine Anzahl rother, weißer und blauer Linien, alles mit Pulverdampf in gehörigen Dosen versetzt, und ihr habt die Schlacht bei Jena oder bei Leipzig, je nachdem ihr wollt.

Von den Inschriften, von den oscischen und etruscischen Alterthümern, von den Gemmen und Kameen des Bourbonischen Museums zu reden, muß ich den Sachverständigen überlassen. Dagegen kann ich die Sammlung der in den verschütteten Städten gefundenen Geräthschaften nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Da dem heißen Aschenregen und der Lava nur mineralische Stoffe widerstanden haben, so finden wir in der neapolitanischen Sammlung Werkzeuge, Hausrath und Geschirr nur von Glas, Thon und Metall, diese aber in so großer Anzahl und Mannichfaltigkeit, daß man im Bourbonischen Museum viel lebendigere Vorstellungen von dem häuslichen Leben des Alterthums gewinnen kann

als innerhalb der nackten Mauern von Pompeji. Es muß das höchste Interesse gewähren, unter der Leitung eines wahren Kenners mit Muße in die Einzelheiten dieser Sammlung einzugehen, eine Unterhaltung und Belehrung, welche mir leider beiweitem nicht in dem Maße zu Theil geworden ist, in welchem ich sie gewünscht hätte. Die Gegenstände befinden sich größtentheils in verschlossenen Glasschränken; ein mäßig unterrichteter Custode bezeichnet den Gebrauch des einen und des andern derselben, und von einer Befriedigung derjenigen Neugier, welche mit eigenen Augen deutlich sehen und etwa auch prüfen will, von der Befriedigung dieser einzig lehrreichen Neugier ist nicht die Rede.

Die alten Glasarbeiten sind fast durchweg weniger als mittelmäßig. Die Formen der Gefäße sind gemein, der Stoff unrein, nur halb durchsichtig; kurz man glaubt die ersten Versuche in der Kunst vor sich zu haben. Aber neben diesen äußerst mangelhaften Arbeiten besitzt das Museum ein paar vereinzelte Stücke, wie sie heute vielleicht weder Böhmen noch Venedig zu liefern im Stande sind; so namentlich einen unglücklicherweise zerbrochenen Teller, in welchem Gold und farbige Steine mit dem Glase auf unerklärliche Weise zu Einer Masse verarbeitet zu sein scheinen, ein Prachtstück, das im Londoner Krystallpalaste unfehlbar einen der besten Preise davontragen würde. Ist es phönicische Arbeit, kam es aus Indien oder China — wer weiß das zu sagen? Sicher ist aber so viel, daß es nicht in einer der Glashütten gemacht ist, welche den großen Haufen der trüben unscheinbaren Flaschen und andern Gefäße geliefert haben.

Wenn die Vortrefflichkeit bei den Glasarbeiten die Ausnahme bildet, so ist sie bei den Metallarbeiten die Regel. Die Schnellwage, auf welcher vermuthlich Fleisch oder Brot gewogen wurde, ist ein Kunstwerk, die Lampe ein kleines Monument, die Milchkanne könnte der Gegenstand einer homerischen Beschreibung sein.

Mit besonderer Vorliebe sind begreiflicherweise die Waffenstücke behandelt, die Helme zumal, welche die kostbarsten Arbeiten der Waffenschmiede des Mittelalters beschämen, obgleich sie nur für gemeine Soldaten gemacht sind. Dies Letztere muß wenigstens von dem Helme gelten, welcher auf dem Kopfe der Schildwache am Thore von Pompeji gefunden wurde, die unter dem Feuerregen auf dem Posten gestorben ist. Auch dieser Helm ist sehr reich gearbeitet, und so schwer, daß man es kaum für glaublich halten sollte, daß er jemals getragen worden; aber der Schädel des Kriegsmannes, der noch heute darin steckt, läßt keinen Zweifel zu; es muß ein harter Schädel sein.

In den „Memoiren eines alten Lanzknechtes" las ich vor Jahren ein kleines Gedicht, welches den Heldentod eines russischen Soldaten preist, der beim Brande des Winterpalastes in Petersburg umkam, weil er seinen Posten nicht ohne regelmäßige Ablösung verlassen wollte. Die That des Russen flößte mir etwas ganz Anderes ein als Bewunderung, das Gedicht des Lanzknechtes beleidigte mich, und wenn ich mir die eine und das andere jetzt wieder vergegenwärtige, so finde ich, daß meine Gefühlsweise heut noch die nämliche ist, welche sie damals war. Der römische Soldat dagegen, der am Thore, dessen Hut ihm anvertraut war, ausdauerte bis in den martervollen Tod, erscheint mir ruhmvoll, erscheint mir groß. Ist es Parteilichkeit, welche diese Verschiedenheit des Eindrucks bewirkt? Ist mein Gefühl inconsequent? Ich antworte mit dem bestimmtesten Nein.

Es ist ein altes Wort: wenn Zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe. So gewiß der Römer aus einem andern Stoffe geknetet war als der Russe, so gewiß das militärische Ehrgefühl etwas Anderes ist als der blinde Gehorsam, ebenso gewiß will der römische Soldat am Thore von Pompeji mit einem andern Maße gemessen sein als der russische im peters=

burger Winterpalaste. Der Veteran, welcher den Namen des römischen Bürgers trug, der Kaiser gemacht und Kaiser gestürzt hatte, dessen Rücken in zwanzig Feldzügen nie ein Feind gesehen, er harrte aus auf seinem Posten mit männlicher Todesverachtung, aus kriegerischem Stolze. Der russische Leibeigene dagegen, den man in den Rock des Zaren gesteckt und zur Maschine gedrillt, woher sollte ihm auch nur ein Funken des Feuers kommen, welches tapfere Seelen mit Heroismus entflammt? Das Commandowort ist das einzige Gesetz, welches er kennt, ein Gesetz, neben welchem es keine Liebe und keinen Haß, keine Familie und kein Vaterland, ja sogar keinen Gott für ihn gibt. Der Soldat im Winterpalast starb den Feuertod vielleicht blos aus Furcht vor dem Stock.

XXXVII.

Pompeji und Herculanum.

Nil admirari — das ist weniger eine Lebensregel als ein Erfahrungssatz, den früher oder später ein Jeder von uns zu seinem Schaden lernt. Was mich betrifft, so habe ich die Fähigkeit des Bewunderns zwar glücklicherweise noch nicht ganz verloren, aber ich finde gar selten Gelegenheit sie zu üben, so oft ich mich auch in das Anschauen der Weisheit versenke, welche die Dinge dieser Welt und insbesondere des lieben deutschen Vaterlandes regiert. Um so mehr hoffte ich, daß jenes Stück alte Welt, welches nach mehr als anderthalb tausend Jahren aus der Asche des Vesuv auferstanden ist, die langentbehrte angenehme Empfindung in mir hervorrufen werde, welche jede Regung der Bewunderung mit sich bringt. Mit einer wahren Unruhe erwartete ich die Stunde, die mich nach Pompeji bringen sollte. Ich war desto gespannter auf den Anblick der aus dem Grabe erweckten Stadt, je weniger es mir hatte gelingen wollen, den Schilderungen der Andern deutliche Vorstellungen oder gar ein übersichtliches Bild abzugewinnen.

Zwei Tage nach meiner Ankunft in Neapel, in früher Morgenstunde, machte ich mich auf den Weg nach der Eisenbahn, die mich nach Pompeji bringen sollte. Der Bahnhof ist sehr unansehnlich, die Wartezimmer sind düstere keller-

artige Räume, wo man nicht einmal Bequemlichkeit findet, geschweige denn die mindeste Eleganz; die Wagen der zweiten Classe eng, armselig und schmuzig. Die Bahn läuft fast immer hart am Meere hin, so jedoch, daß die Aussicht nach beiden Seiten oft gesperrt ist durch Mauern und durch die Wände von Lavafelsen, durch welche der Weg hat hindurchgehauen werden müssen. An Portici, Torre del Greco und Annunziata vorbei, erreicht man die von Pompeji benannte Station binnen einer Stunde. Das Stationsgebäude steht einsam im freien Felde, ohne andere Nachbarschaft als die eines kleinen Wirthshauses, welches ganz einladend am Fuße eines hohen Dammes liegt.

Dieser Damm ist nach und nach durch den Schutt gebildet worden, welchen man bei den pompejanischen Ausgrabungen zu Tage gefördert hat, und hinter ihm liegen die Geheimnisse geborgen, deren Pforte uns erschlossen werden soll. Ich kann nicht beschwören, daß ich nicht ein wenig Herzklopfen gehabt, als ich dem Führer, der sich den Fremden von Amts wegen zugesellt, über den Wall hinweg folgte. In der That waren die Eindrücke, die meiner hinter demselben warteten, zwar weder groß noch schön, aber ungewöhnlich, seltsam, neu.

Wer da erwartet, in Pompeji das Material zu finden, aus welchem sich das häusliche und städtische Leben der Alten wieder zum lebendigen Organismus zusammenfügen läßt, der muß eine starke und schöpferische Einbildungskraft mitbringen, wenn er in seiner Erwartung nicht betrogen werden will. Zu meiner Phantasie wenigstens spricht das Museum in Neapel mit seinen Sammlungen pompejanischen Hausgeräths viel beredter als die Mauerreste der Häuser selbst, welche an Ort und Stelle übrig geblieben sind. Der Mann vom Fach mag aus diesen formlosen Trümmern allerlei Belehrendes herausfinden; für Denjenigen, welcher sie blos mit den unbefangenen

Augen der Neugier betrachtet, sind sie nichts Anderes als kahle, unbedeutende Brandmauern, derentwegen man nicht tausend Schritte machen würde, wenn sie nicht zufälligerweise einem Orte angehörten, der schon vor anderthalb oder zweitausend Jahren abgebrannt ist.

Indessen hat es allerdings seine Richtigkeit, daß mit Hülfe dieses letzten Gedankens so manches an sich Unbedeutende einen Werth erhält, der sich vielleicht nicht rechtfertigen, aber doch auch nicht ableugnen läßt. Daß die nichtsnutzigen Buben zur Zeit des Plinius, ebenso wie wir selber unserer Zeit, Soldaten an die Wände gemalt und gekritzelt haben, ist eine Sache ohne allen Belang, und deren überdies Jedermann ohne allen Beweis gewiß sein kann; gleichwol fühle ich mich sonderbar erregt, wenn ich eins dieser kindlichen Kunstproducte an dem Kalküberzuge einer pompejanischen Säule entdecke. Daß es unter den Alten ebenso wie unter uns, wenn auch hoffentlich in geringerer Zahl, Leute von schlechtem Geschmack gegeben, wird aller Phidias, Praxiteles und Zeuxis ungeachtet von aller Welt als wahrscheinlich angenommen werden; dennoch aber bringt es einen eigenthümlich beruhigenden Eindruck hervor, wenn man in Pompeji die lebendigen Zeugnisse dafür findet, daß z. B. die lächerlichen Brunnenhäuser in Gestalt von Muschelgrotten keine Erfindung der Zopfzeit sind, welche uns noch gar zu nahe steht, als daß wir uns von aller Mitverantwortlichkeit für ihre Missethaten ganz frei fühlen sollten. Einer der reichen Bürger von Pompeji hat seinen im kleinlichsten Stil decorirten Springbrunnen gar mit einem Kranze elender kleiner Statuetten, menschliche Figuren, Vögel und Vierfüßler, eingefaßt, die, auf dem Boden umherhockend, einen wahrhaft bedauerlichen Anblick gewähren, wie ihn heutzutage kein baronisirter Bankier in seinem Garten dulden würde. Solche Erscheinungen schmeicheln natürlich der Eigenliebe eines Mannes vom modernen Geschlecht. Kurz,

es ist gewiß, daß man sich in Pompeji eine Menge der verschiedenartigsten Eindrücke holen kann, die man an jedem andern Orte vergeblich suchen würde.

Die pompejanischen Häuser haben durchweg nur ein Erdgeschoß mit schmaler Fronte, die mangelnde Breite wird aber gewöhnlich durch eine Tiefe ersetzt, wie sie heutzutage selten vorkommt. Flur, Halle, Hof oder Garten, Speisesaal u. s. w. folgen von vorn nach hinten aufeinander, während wir unsere Gemächer über und seitwärts nebeneinander legen. Die Straßen sind eng, aber nicht enger, als man sie auch jetzt in den meisten Städten des Südens findet, und ziemlich roh mit mächtigen Kieselsteinen gepflastert, während die erhöhten Trottoirs ein sorgfältig gearbeitetes Pflaster von kleinen Flußkieseln haben. Von der Reinlichkeit der Stadt gibt es einen übeln Begriff, daß an manchen Punkten als Brücke von einem Trottoir zum andern erhöhte Steine in den Fahrweg eingelassen sind. Privathäuser wie öffentliche Gebäude sind fast ohne Ausnahme von Backsteinen gebaut, die indessen nach der Straße hin in der Regel mit einer Bekleidung von Stein- oder auch von geglätteten weißen Marmorplatten versehen waren, von denen jedoch nur wenige Reste übrig geblieben sind. Die Säulen sind gleichfalls oft von Backsteinen aufgeführt und alsdann mit Stuck überzogen, und zur untern Hälfte braun, zur obern Hälfte weiß angestrichen. Jenes garstige Braunroth, das indessen ursprünglich immerhin anders ausgesehen haben mag, kommt auch an den Wänden der Zimmer sehr häufig vor, und zwar ebenfalls so, daß es den ganzen untern Theil derselben bedeckt. Die Vorliebe für das Anstreichen und Bemalen geht übrigens in Pompeji so weit, daß selbst schöne steinerne Säulenknäufe mit einem Kalküberzuge nicht verschont geblieben sind.

Von den Frescobildern, welche man in fast allen Häusern gefunden hat, sind die meisten und besten bereits nach Neapel

gewandert, und die wenigen, welche man noch in Pompeji gelassen, gehen dem Verderben durch Feuchtigkeit und Kälte rasch entgegen, sodaß man es nur billigen kann, wenn Das, was sich noch retten läßt, gleichfalls in das Bourbonische Museum geschafft wird. Die Mosaiken der Fußböden, welche den nämlichen Ursachen der Zerstörung ausgesetzt sind, hat man gleichfalls größtentheils hinweggenommen, und wo dies noch nicht geschehen ist, sucht man sie durch eine Decke von kleinen Steinen zu schützen, die während der rauhen Hälfte des Jahres darüber gebreitet werden. Es ist aber wahrhaftig nicht der Mühe werth, sich ein Stück dieser Decke hinwegräumen zu lassen, wiewol sich allenthalben irgend ein guter Mann findet, welcher sich dieses Geschäftes befleißigt. Die beiden Theater von Pompeji sind so weit blosgestellt und so gut erhalten, daß man an ihnen die Einrichtung der alten Schauspielhäuser in ihren wesentlichen Stücken vollständig kennen lernen kann. Auffallend ist dabei die geringe Tiefe der Bühne, welche in einem der Theater kaum zwei Personen gestattet aneinander vorüberzugehen, ohne sich zu streifen. Wahrhaft großartig dagegen kann man die Bühne des bürgerlichen Lebens von Pompeji nennen, das Forum, dessen Form und Ausdehnung durch die Ueberbleibsel der marmornen Säulengänge bezeichnet werden, die dasselbe einfaßten.

Ich verließ Pompeji auf dem Wege, auf welchem man es, um den günstigsten Eindruck zu bekommen, betreten soll, nämlich auf der sogenannten Gräberstraße, welche durch eine Art Vorstadt hindurch in beträchtlicher Steigung nach dem nördlichen Thore von Pompeji hinaufführt. Zwei Reihen großer aber äußerst geschmackloser Grabmonumente, welche die tiefgelegene Straße hoch überragen, haben der Straße den Namen gegeben. Zwischen den Todtendenkmalen, ohne Scheu vor solcher unerfreulicher Nachbarschaft, sind Privathäuser, Läden, Zoll- und Wachtgebäude eingeschoben. Vor diesem

Wachthause wurde der Soldat gefunden, welcher auf seinem Posten im Namen der militärischen Ehre den langsamen Feuertod gestorben war.

Seitab von der Gräberstraße liegt die sogenannte Villa des Diomedes, beiweitem das geräumigste aller Häuser, die bis jetzt in Pompeji gefunden worden sind. Nächst ihrer Ausdehnung und ihrer Höhe — sie hat nämlich drei Stockwerke — ist die Villa des Diomedes merkwürdig durch den unterirdischen gewölbten Gang, welcher auf allen vier Seiten um den innern Garten hinläuft. In ganz Pompeji ist außer diesem Keller bisher kein zweiter entdeckt worden, sodaß man schwer erräth, wie die Pompejaner ihre häuslichen Vorräthe vor dem Verderben durch die Hitze schützten. Im Keller der Villa des Diomedes wurden die Körper einer Anzahl von Personen gefunden, die hier Schutz gesucht, und in dem Schlammstrome, welcher dem Aschenregen vorherging, einen nicht beneidenswerthen Tod gefunden haben; unter ihnen eine Mutter mit drei oder vier Kindern, deren Silhouetten man noch an der Mauer sieht, an welcher sie erdrückt wurden. Wer zum Teufel verbirgt sich bei solchen Gelegenheiten aber auch in ein Loch ohne Ausgang! Indessen heute wären die armen Leute wahrscheinlich doch todt und so wollen wir uns denn über ihre Unvorsichtigkeit nicht länger ereifern und abhärmen.

Der größte Theil von Pompeji liegt noch immer unter Weinbergen und Olivengärten begraben, die der Zukunft noch manchen kostbaren Fund vorbehalten mögen. In jedem andern Lande würde man nicht ruhen noch rasten, bis man diesem dankbaren Boden alle seine Schätze und Geheimnisse abgewonnen, in Neapel aber scheint man diese Sache ohne allen innern Drang, und blos Anstands halber zu betreiben. Jahre lang ruhen die Arbeiten gänzlich, bis irgend ein „hohes Haupt" Pompeji mit seinem Besuche beglückt, wo dann zu Ehren des Gastes und in seiner Gegenwart eine

Ausgrabung vorgenommen wird, deren Frucht ihm galanterweise als Gastgeschenk nach Hause mitgegeben zu werden pflegt. Mit einem Worte, die neapolitanische Regierung behandelt Pompeji nicht wie eine Fundgrube für die Alterthumskenntniß, sondern als ein Mittel zum Höflichkeitsaustausch zwischen dem Könige und seiner gekrönten Vetterschaft.

Auf der Rückkehr stieg ich in Portici aus dem Eisenbahnwagen, um nach Resina zu gehen und dort zu sehen, was an Herculanum zu sehen ist. Die beiden Städtchen Portici und Resina sind durch breite reinliche Straßen so miteinander verbunden, daß man nicht sagen kann, wo das eine aufhört und das andere anfängt. Resina ist bekanntlich auf der Lava gebaut, welche Herculanum überschwemmt und wie mit einer Felsenkruste bedeckt hat. Von Ausgrabungen wie in Pompeji ist hier keine Rede. Um Herculanum zugänglich zu machen, ist die Arbeit des Bergmanns erforderlich, eine sehr schwere, sehr kostbare Arbeit von sehr ungewissem Erfolge. Das Glück hat indessen gewollt, daß die wenigen Arbeiten dieser Art, welche man bisher unternommen, einen überaus reichen Ertrag an Kunstsachen geliefert haben, besonders an werthvollen Werken von Erz, die sich in und unter der glühenden Lava auffallenderweise unversehrt erhalten haben. Auch die Manuscripte des Bourbonischen Museums rühren, wie man weiß, von Herculanum her, und zwar aus einer einzigen Bibliothek, die sich unglücklicherweise lediglich auf Werke der Schulphilosophie beschränkt zu haben scheint.

Zur Zeit ist von Herculanum nichts mehr sichtbar als das Theater; alles Uebrige ist wieder verschüttet. Man steigt nach dem Theater mit Fackeln durch einen Schacht hinab, welcher in die sechzig bis siebenzig Fuß mächtige Lava gehauen ist. Mit dieser Lava ist der ganze Raum des Theaters ausgefüllt, seine Quadern sind mit ihr gleichsam zu einer Masse verschmolzen, aus welcher man einige Gänge und Treppen

und einen Theil der Bühne wieder herausgemeißelt hat — eine Riesenarbeit, auf welche eine lange Reihe von Jahren verwendet worden ist. Seit einer ähnlichen Reihe von Jahren ruhen diese Arbeiten gänzlich, und es scheint nicht, daß sie jemals wieder aufgenommen werden sollen. Daß man in diesen engen unterirdischen Gängen kein Gesammtbild jenes überaus großartigen Theaterbaues gewinnt, versteht sich von selbst. Erfordert es doch eine ganz besondere Aufmerksamkeit, um die Werkstücke des Gebäudes von der Lava, mit welcher es ausgefüllt ist, auch nur zu unterscheiden. Gleichwol war ich, als ich den Schacht wieder hinanstieg, zufrieden mit Dem, was ich gesehen hatte, noch zufriedener aber wurde ich beim Wiederschauen des strahlenden Tageslichts und der Pracht des beginnenden Frühlings.

XXXVIII.

Camaldoli.

Am obern Ende der Straße Toledo miethete ich mir ein kleines zottiges Eselein, um zu den Camaldulensern hinaufzureiten, deren Kloster vermöge seiner Lage zu den Wunderwerken der Schöpfung gezählt wird. Ich mochte beinahe eine Stunde bergauf geritten sein, immer noch in der Stadt, welche sich hier bis zu einer ungeahnten Höhe hinaufzieht, bevor ich durch ein sehr unscheinbares Thor ins Freie gelangte. Draußen lenkt der Weg in einen tiefen Hohlweg ein, der augenscheinlich durch einen Gießbach in den Berg gegraben ist, und zu dessen beiden Seiten sich ein junger Kastanienwald ausbreitet, ein Kastanienwald ohne eine grüne Knospe acht Tage nach dem 21. März, an welchem der bekannte Kastanienbaum im Tuileriengarten regelmäßig seine ersten Blätter zur Schau trägt.

Eine halbverfallene Pforte bezeichnet den Eingang in das Gebiet der Camaldulenser, auf welchem ich noch eine beträchtliche Strecke durch Wald, Weinberg und Garten fortritt, ehe ich des Klosters ansichtig wurde. Auf den Zug an der Glocke erschien ein bäuerisch gekleideter Pförtner, welcher, nachdem er mein Begehr vernommen, einen Mönch herbeirief, der meine Führung übernahm. Zuerst wurde mir, wie gewöhnlich, die Kirche aufgethan, deren kleine Schätze ich pflicht=

schuldigst bewunderte, was mir dann den Vortheil brachte, daß der gute Pater mich auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten mit einer Gewissenhaftigkeit und einem Eifer aufmerksam machte, der mir einige leichte Anwandlungen von Verzweiflung verursachte.

Aus der Kirche gingen wir nach den Wohnungen der Mönche, von denen jeder sein eigenes Haus und seinen eigenen Garten hat, Beides natürlich in Miniatur und durchweg nach demselben Muster zugeschnitten. Jedes der Häuser, so klein sie sind, enthält ein vollständiges „Apartement", das heißt Speise-, Wohn- und Schlafzimmer und Capelle, nebst einem Holzraume und Cisterne. Die Zimmer haben Fußböden von Estrich und sind bei der einfachsten Möblirung mit einem Kamin versehen, welcher hier Landes sonst nur als eine Einrichtung des Luxus vorzukommen pflegt, der aber in dem Kloster bei seiner beträchtlich hohen Lage keineswegs ein Ueberfluß sein mag. Das Nachtlager besteht gleichwol nur aus einem Strohsacke mit einer wollenen Decke. Wir legen uns in unsern Kleidern schlafen, bemerkte erläuternd der Mönch. Also selbst bei den reichen Camaldulensern gilt die Unreinlichkeit, dieses Lebenselement des Mönchthums, für ein Verdienst! Einige Dutzend alte verstaubte Bücher, sämmtlich geistlichen Inhalts, bildeten die Bibliothek meines Paters, die allem Anschein nach keine Gefahr lief, zerlesen zu werden. Wie, um des Himmels willen, gelingt es diesen Menschen in der Einsamkeit ihrer vier weißen Wände, die Zeit umzubringen, statt von der Zeit umgebracht zu werden! Es graust mir vor Abscheu und Ekel bei dem bloßen Gedanken an die Existenz dieser Leute und an die scheußliche Verkrüppelung des Menschengeistes, ohne welche diese Existenz nothwendigerweise mit einem frühzeitigen Selbstmorde enden würde. Nur ein zur Verrücktheit gewordener Fanatismus oder eine an Blödsinn grenzende Abstumpfung kann ein solches Klosterleben

möglich machen, und es ist nicht zu bezweifeln, daß das Mönchthum dem letztern dieser beiden conservativen Principien beiweitem das Meiste verdankt. Die stumpfe Gleichgültigkeit, in welcher die armseligen Menschen dort oben in Camaldoli dahinbrüten, gibt sich dem flüchtigen Beobachter an keinem Zeichen deutlicher zu erkennen als an dem jämmerlichen Zustande der kleinen Gärten an ihren Häusern. Hier in diesem einige Schritte langen und breiten Raume ist ihnen doch wenigstens ein Feld für freie und für schaffende Thätigkeit gegeben, und dieses einzige Feld liegt brach. Keine Spur von der liebevollen Pflege, mit welcher anderer Orten selbst der arme Tagelöhner, müde und matt von der sauern Arbeit des Tages, ein paar Blumenstöcke vor dem Fenster seiner Dachkammer oder ein kleines Beet neben seiner Hütte zieht. Die Regel der Camaldulenser besagt, daß sie einen Garten bei ihrem Hause haben, und damit der Regel genügt werde, setzen sie ohne Wahl und Ordnung ein paar Pflanzen in den ihnen dafür angewiesenen Raum. Hat das Unkraut sie gänzlich überwuchert, sind sie aus Mangel an Pflege abgestorben, so wird mit träger Hand ein wenig aufgeräumt, so werden auf gut Glück drei oder vier neue Büsche gepflanzt, und wiederum ist die Gartenarbeit auf ein Jahr gethan.

In ebenso elendem Zustande, schmählich vernachlässigt und verwildert, ist der große Klostergarten, der allen natürlichen Voraussetzungen nach ein Paradies sein könnte. Die Lage des Gartens ist in der That entzückend. Man hat von dort aus den vollen Blick auf die Golfe von Neapel, Bajä und Gaeta mit den Inseln Capri, Ischia, Procida, Nicola und Ponza. Landeinwärts eine Anzahl vulkanischer Seen, von üppigen Fluren eingefaßt. Neapel selbst ist nur theilweise sichtbar, weil es zu dicht am Fuße des steilen Berges liegt. Nach der entgegengesetzten Seite hin öffnet sich die Aussicht auf Capua und Caserta und auf das lachende und

von Reichthum überfließende Land, welches sich von Capua aus zwischen den schneebedeckten Apenninen und der Hügelreihe, auf deren höchster Spitze Camaldoli liegt, bis nach Neapel an den Fuß des Vesuv und des Meeres erstreckt. Camaldoli könnte, wenn es in der Hand von Menschen und nicht in der Hand von Mönchen wäre, unendlich schöner sein und gleichwol ist es unendlich schön.

Weniger groß, aber für meinen Geschmack noch reizender ist die Aussicht von dem hart an der Stadt gelegenen Lustschlosse Capodimonte. Das Schloß ist einfach, aber recht hübsch, der Garten besser gehalten als irgend ein anderer, den ich in Italien gesehen — was freilich nicht viel sagen will — und der daran stoßende Park hat eine große Ausdehnung und einen herrlichen Baumwuchs. Mein Begleiter, ein Deutscher mit amerikanischen Gewohnheiten und Vorurtheilen, meinte, daß Capodimonte wie gemacht sei zum boarding-house, und daß es bis jetzt offenbar seine Bestimmung verfehle. Der Mund wässerte ihm bei dem Gedanken, welch ein Geschäft sich hier für den Mann machen ließe, welcher Capodimonte unter gewissen Voraussetzungen an sich brächte und der dann John Bull und Bruder Jonathan die nunmehr gastlichen Pforten des Schlosses aufthäte. Die Theorie dieser Speculation ist meiner Ansicht nach ganz richtig, und ich halte es auch gar nicht für unwahrscheinlich, daß sie über kurz oder lang zur Ausführung kommt.

Mein Deutsch-Amerikaner, in welchen nun einmal die Speculationswuth gefahren war, verleitete mich, ihn nach dem königlichen Palast in der Stadt zu begleiten, den er gleichfalls für eventuelle Zwecke in Augenschein nehmen wollte. Der Palast lehnt sich an das Hafencastell an, ist in neuester Zeit durch Schießscharten und andere Vorrichtungen selber in eine Art Festung verwandelt, hat aber für den schlimmsten Fall auch einen Ausgang nach der See. Man zeigte uns

im Schlosse auch einen verschlossenen Thronsaal, eine Reihe von Prunkgemächern, unter deren Teppichen hier und da ein Fußboden von Ziegelsteinen hervorguckt, einige mehr oder weniger gute Gemälde, und etliche ungewöhnlich wohlerhaltene Büsten aus Pompeji. Mit einem ganz besondern Eifer machte uns der Führer auf die Gemächer aufmerksam, welche der Zar mit seiner Familie inne gehabt: hier wohnte der Kaiser, dort schlief die Kaiserin, in jenen Zimmern machte Prinzessin Olga Toilette. Und ferner: diese Malachitvase ist ein Geschenk des Kaisers, jene Uhr ist in Moskau gemacht, diese Mosaik ist das Werk eines russischen Künstlers. Kurz man merkt, daß bei den Bewohnern dieses Hauses das Moskowiterthum einen großen Stein im Bret hat, vermuthlich die Wirkung einer Dankbarkeit, welche den gehofften Wohlthaten zuvorkommt, und die ich nicht umhin kann etwas voreilig zu nennen.

Das Beste am und im ganzen Schlosse ist die Terrasse, welche am Meere entlang vor demselben herläuft, und die ihrer ganzen Länge nach mit einer Weinlaube, mit Rosenbüschen und Orangenbäumen bedeckt ist. Auf den Ballsaal, welcher uns mit überfließender Beredtsamkeit von einem Manne angepriesen wurde, welcher ihn unter besonderm Verschluß hat, auf den Ballsaal verzichteten wir, ebenso wie auf verschiedene ähnliche Merkwürdigkeiten, die man uns um die Wette rühmte, denn die bekannte italienische Dienstfertigkeit ist in dem Palaste des Königs von Neapel ebenso groß wie auf einem Landungsplatze für Dampfschiffe oder auf einem Posthofe. Als wir das Schloß verließen, war mein Deutsch-Amerikaner noch nicht mit sich einig, zu welchem Yankee-Zwecke es sich am füglichsten eigne, aber er behauptete, daß das Gebäude unmöglich unzweckmäßiger verwendet werden könne, als es bisher geschehen.

Am Abend ging ich mit einem Italiener in das Theater

San Carlo. Wieder einmal die „Beiden Foscari", die Einen heuer von einem Ende Italiens zum andern verfolgen. Die sehr gerühmte Primadonna war krank und durch eine Sängerin ersetzt, welche mit einer guten aber schwachen Stimme das Mögliche leistete. Der Tenor hatte mehr musikalische Gaben, als ich bei irgend einem andern Sänger in Italien wahrgenommen, und er würde vielleicht auch eine recht gute theatralische Figur gespielt haben, wenn er nicht unglücklicherweise ein wenig buckelig gewesen wäre. Die Damen des Chors, dem Theatercomment gemäß, trugen eine Sammlung der garstigsten Gesichter zur Schau, welche man in Stadt und Land hatte auftreiben können. Die Anzüge waren reich, die Decorationen mittelmäßig und das Ganze der Vorstellung gleichfalls.

Da es heute Abend kein Ballet gab, so war das Haus öde und leer, und viele der Anwesenden schienen durch die ewigen „Beiden Foscari" ebenso sehr gelangweilt zu werden wie ich. Selbst mein musikgieriger Italiener war der Sache sehr bald herzlich überdrüssig, aber er hatte seinen Platz einmal bezahlt und so wollte er sich denn für sein Geld wenigstens langweilen bis ans Ende. Bei einer spätern Gelegenheit verstand er sich indessen dazu, einen Theil des gekauften Theaterabends aufzuopfern. Wir waren nämlich miteinander in das Theater Carlino gegangen, das uns unter dem Namen eines Volkstheaters empfohlen worden war. Der kellerartige Eingang, die Kleinheit des Saales und seine bescheidene Einrichtung schienen diesem Namen zu entsprechen, die Preise der Plätze dagegen waren gar nicht volksmäßig und das Publicum gehörte fast ohne Ausnahme zur eleganten Welt; es war einsilbig, blasirt und zahm. Ich hatte etwas ganz Anderes erwartet. Der schlimmste Betrug aber offenbarte sich erst, als die Vorstellung begann. Man spielte nämlich im neapolitanischen Dialekt — und das schien das einzige Volksmäßige

im Theater Carlino zu sein — und dieser Dialekt war nicht allein mir beinahe unverständlich, sondern auch meinem italienischen Begleiter. Dieser Letztere verstand sogar noch weniger davon als ich, denn ich konnte ihm wenigstens bei einigen Stellen den Dolmetscher machen. Unter Aeußerungen des heftigsten Unmuthes schlug er mir vor nach Hause zu gehen. Welche Sprache, großer Gott, welche Sprache! rief er draußen einmal über das andere. Daß der Dialekt seiner eigenen Heimat, der Romagna, noch viel barbarischer ist als der neapolitanische, fiel ihm für diesen Augenblick nicht ein.

Die italienischen Dialekte sind nicht allein viel verschiedener, sondern, wie ich glaube, auch mannichfaltiger als die deutschen, und zugleich ist die Kenntniß und der Gebrauch der Schriftsprache bei den Italienern weniger ausgebreitet als bei uns. Dagegen ist es richtig, daß die Schriftsprache von uns beiweitem nicht so gleichförmig und rein gesprochen wird wie von den Italienern. Sehr natürlich. Bei den Italienern besteht die Schriftsprache selbständig neben dem von ihr gänzlich verschiedenen Dialekte, in Deutschland dagegen steht der Dialekt der Schriftsprache überall zu nahe, um sich selbstständig neben ihr zu erhalten, und so gehen denn im Gebrauche des täglichen Lebens beide ineinander über.

Wenn man die italienische Schriftsprache das Toscanische nennt, so geschieht es ungefähr mit demselben Rechte, als wenn man das Hochdeutsche in Sachsen localisirt. Schon Dante, obgleich sicherlich bei allem Zorne gegen seine Vaterstadt ein guter Florentiner, eifert in seiner Schrift von der volgare eloquenza gegen jene Bezeichnung. „Die Toscaner", sagt er, „sind Narren, wenn sie sich einbilden, ihre Zunge sei die italienische Sprache. Und diese Narrheit plagt nicht blos den großen Haufen, sondern auch viele berühmte Männer. Das Italienische ist eine Sprache, welche in jeder Stadt erscheint, aber in keiner heimisch ist, welche allen italienischen

Städten und doch wieder keiner von ihnen angehört, diejenige Sprache, nach welcher alle einzelnen Dialekte gewogen und gemessen werden."

Diese Umschreibung mag nicht erschöpfend sein, aber sie genügt jedenfalls, um eine deutliche Vorstellung von der Natur der italienischen Schriftsprache und von ihrem Verhältnisse zu den Volksdialekten zu geben, eine Vorstellung, welche sich unbeschadet ihrer Richtigkeit auch auf das Deutsche übertragen läßt. Bei uns wie bei den Italienern ist die Nationalsprache wie ein Münzwerth, dem kein Geldstück entspricht, der blos dem Begriffe nach existirt, der aber gleichwol das ganze Rechnungswesen beherrscht.

XXXIX.

Puzzuoli, Cumä und Bajä.

Es war ein himmelblauer Frühmorgen, als ich mit einigen Landsleuten in den Wagen stieg, welcher uns unter lustigem Schellengeklingel durch die Grotte von Posilipo hindurch und dem Meeresufer entlang nach Puzzuoli trug. Wir schrieben den 23. März, der ganze Winter war, hier wie überall, ungewöhnlich milde gewesen, wir hatten eine Reihe sehr warmer Tage hinter uns, und dennoch war noch keine Spur von Frühlingsgrün an den Bäumen zu sehen. Die Mandelbäume blühten, aber sie waren kahl, und kahl waren auch die Ulmen, die Maulbeerbäume, ja sogar die Pappeln. Nach dem Staube der Straße zu urtheilen hätte man sich dagegen mitten im Sommer glauben können, denn stellenweise lag er schuhhoch, und die Hufe der Pferde hüllten uns oft in eine dicke graue Wolke, in welcher das Athmen zur Pein wurde.

Ich habe die Landschaft, welche sich an der rechten Seite des Golfes am jenseitigen Ende der Grotte bis nach dem Vorgebirge Misenum erstreckt, seit jenem Tage noch drei- oder viermal in der Nähe gesehen, und ich muß der Wahrheit zu Ehren sagen, daß ich niemals ein besonderes Gefallen daran gefunden. Die Berge mit Geröll bedeckt, zerbröckelt, ohne allen Rasen, sind durch strauchartige Pflanzen und Cactusfeigen nicht hinlänglich decorirt, um nicht den Eindruck

einer peinlichen Dürre und Nacktheit zu machen. Freilich, wenn der Weinstock im Laube steht, der einen Theil jener Abhänge inne hat, alsdann wird dieser Eindruck beträchtlich gemildert werden; aber die wahre Schönheit wird dieser Landschaft in jeder Jahreszeit fehlen, ebenso wie die Größe. Ueberdies, wer möchte im Juli, August und September von Neapel aus Ausflüge aufs Land machen! Um Neapel recht zu genießen, muß man Jahr und Tag dort ansässig sein, damit man im Stande sei, die Gelegenheiten, die Tage, die Stunden wahrzunehmen, welche für diesen und jenen Zweck nur selten vorkommen und flüchtig vorübergehen. Jahr und Tag ist aber Neapel auf der andern Seite doch nicht werth. Das Sprüchwort, welches sagt: Neapel sehen und dann sterben, nimmt den Mund gewiß ungeheuer voll, aber die Uebertreibung würde nach meiner Meinung noch viel größer sein, wenn es uns zumuthete, Neapel nicht wieder zu verlassen. In der That, wer sich als Fremder, abgesehen von besondern, etwa künstlerischen Zwecken, länger als einige Wochen in Neapel gefällt, dessen Geschmack habe ich Mühe zu begreifen. Im Schatten der Orangenwälder von Sorrent, ja, mag man Monate verträumen wie einen Sommerabend, aber Neapel mit seiner ewigen Villa Reale und seiner nächsten Umgebung, die nur in der Perspective genießbar ist, Neapel übersättigt bald wie Zuckerbrot.

Die ganze Gegend von Puzzuoli bis zum Capo Miseno, die Landzunge, welche den Golf von Neapel von der Bai von Gaeta scheidet, ist eine Welt von Trümmern, Trümmer über und in noch größerer Zahl unter der Erde, die dann besonders an den Durchstichen sichtbar werden, welche zum Behufe von Straßenbauten und zu andern Zwecken gemacht worden. So zahllos diese Ruinen aber auch sind, so wenige sieht man darunter, die des Sehens wirklich werth wären. Sie haben den Curiositätenwerth von Ueberresten des Alterthums, es ist

interessant, die Wirkungen der unglaublichen Erdenrevolution an ihnen zu beobachten, durch welche die meisten von ihnen in ihre gegenwärtige Lage gebracht sind; der Architekt mag die Technik der alten Baumeister mit Nutzen daran studiren; von Schönheit aber, von Erhabenheit, von malerischen Effecten kann aufrichtigerweise keine Rede sein. Da steht z. B. der sogenannte Tempel der Venus Genitrix bei Bajä, eine der Ruinen dieser Gegend, welche man mit dem größten Pompe anzupreisen pflegt — ohne Brille betrachtet ist es ein kahles Mauerwerk, nach welchem Niemand hinsehen würde, wenn es nicht einen classischen Namen hätte, der übrigens auf gut Glück aus den mythologischen Verzeichnissen herausgegriffen ist. Unsere Archäologen sind angesichts solcher Monumente gewöhnlich in der Lage jenes horazischen Zimmermannes, welcher nicht wußte, ob er eine Bank oder einen Gott aus seinem Holzblocke machen solle; das Ding wird ein Badehaus oder ein Tempel, je nachdem es gerade fällt, und der Tempel wird dem Gotte des Himmels oder der Hölle geweiht, je nachdem der antiquarische Priester eine größere Liebhaberei für Jupiter oder für Pluto hat.

Fragt man vollends den Cicerone, so weiß er ganz genau, wem dieser Sitz diente, wohin jene Thür führte, welche Bestimmung jedes Gemach hatte, dessen Ueberreste er uns zeigt. Das ist das Handwerk des Cicerone, und dafür wird er bezahlt von shopkeepers, die zu ihrer und ihrer Fräulein Töchter Belehrung reisen, und von Staatshämorrhoidarien, welche ihre aus den Pandekten geschöpfte classische Gelehrsamkeit durch außergerichtlichen Augenschein auffrischen wollen. Wie ist es aber möglich, daß gewissenhafte und gebildete Leute diese Faselei mitmachen, so weit, daß sie alles Ernstes schreiben und drucken lassen: der heutige Lago di Fasaro ist der Acheron „der Alten"; dieses Wasser ist der Styx „der Alten"; jene kleine Ebene ist die elysäischen

Felder wiederum „der Alten"! Gleichwol sind diese Albernheiten nicht blos in den Reisehandbüchern aller Zungen, sondern auch in Werken der schwerfälligsten Wissenschaft zu lesen! Welche Begriffe vom Wesen des Mythus haben diese Menschen durch ihre schweinslederne Gelehrsamkeit gewonnen! Ebenso gut könnte man in einigen tausend Jahren schreiben, der Himmel der Christen sei zwischen dem Gewölbe und dem Dach ihrer Kirchen gewesen. Die classische Unterwelt wurde ohne Zweifel örtlich gedacht, die Annahme aber, daß man sie mitten in die bewohnte Welt hinein verlegt habe, zeugt von einem Unverstande, der über jedes Maß hinausgeht, welches der gelehrteste Pedant als sein Recht beanspruchen kann. Möglich, daß der eine oder der andere Dichter bei seiner Schilderung der Unterwelt das Bild dieses vulkanischen Bodens vor Augen gehabt, möglich auch, daß eine spätere Zeit die Schilderungen und Benennungen der Dichter auf diese Gegend parodirend angewendet, in ähnlichem Sinne etwa wie man heutzutage Weinschenken und Bierhäuser Paradies oder Himmelreich nennt; wer es aber für möglich hält, daß „die Alten" in ihrem Styx Fische gefangen, in ihrem Acheron gebadet, und auf ihren elysäischen Feldern Hafer und Gerste geerntet, der hat sicherlich mehr Beruf, sich seinerseits von Hafer und Gerste zu nähren, als in Sachen der Poesie ein Wort mitzureden.

Die vulkanische Natur jenes Bodens gibt sich auch heute noch durch die unzweideutigsten Merkmale kund, durch die Gestalt der Seen und ihrer Ufer, in denen die ehemaligen Krater unverkennbar sind, durch die Form der Berge, deren einer vor etlichen hundert Jahren in Einer Nacht aus dem Boden hervorgestiegen ist, ja sogar durch fortdauernde vulkanische Erscheinungen, zumal in der Solfatara, diesem Krater, der zwar verschüttet, aber nicht so weit ausgebrannt ist, daß man vor einer gelegentlichen Erneuerung seiner zerstörenden

Thätigkeit sicher wäre. Erdbeben und vulkanische Ausbrüche haben auf dieser Seite des Meerbusens von Neapel kaum weniger Verheerungen angerichtet als auf der entgegengesetzten. Wie drüben Stabiä, Taglana, Pompeji und Herculanum, sind hier Puteoli, Cumä, Bajä, Baccoli ganz oder theilweise von der Erde verschwunden, und zwar, wie es scheint, ohne daß sich der Zeitpunkt bestimmen ließe, wo diese Revolution vor sich ging.

Der ganze Meerbusen von Neapel, vom Capo Miseno bis zum Capo Campanella, war vor Alters durch eine fast ununterbrochene Reihe von Städten eingefaßt, und alle diese Städte, mit Ausnahme des so ziemlich im Mittelpunkte gelegenen Neapel, sind wie gesagt ganz oder theilweise verschüttet oder versunken. Von dem großen Cumä und dem prächtigen Bajä sind kaum einige Spuren über dem Boden zurückgeblieben, während man nur den Spaten anzusetzen braucht, um auf ihr Mauerwerk zu stoßen, aus welchem schon manche werthvolle Ausbeute zu Tage gefördert ist. Puteoli ist gleichfalls großen Theils begraben, und zwar im Schlamm, welcher sogar das große Amphitheater von unten bis oben ausgefüllt hatte. Tempel, Landhäuser, Bäder, Gebäude aller Art, die den geringen Zwischenraum zwischen den einzelnen Städten ausfüllen, haben allenthalben über oder unter der Erde ihre Spuren zurückgelassen. Mit einem Worte die ganze Landzunge zwischen den Golfen von Neapel und Gaeta ist, ebenso und noch mehr als die Küste von Neapel nach Pompeji, ein ungeheurer Kirchhof alter Cultur.

Von der alten Pracht Bajäs, von den riesigen Bauwerken der römischen Millionärs, die, wie der Dichter sagt, das Meer zu verdrängen drohten, ist nichts mehr zu sehen als einige unförmliche Trümmer. Der Weinstock und der Citronenbaum wachsen, wie es Gott gefällt, das heißt fast ohne alle menschliche Pflege auf der Stätte, wo der Wahnsinn

des Luxus die schamlosesten Orgien gefeiert hat, von denen die Geschichte eines bis ins Mark der Knochen verdorbenen Zeitalters zu erzählen weiß. Zwei oder drei armselige Hütten, das ist Alles, was man das heutige Bajä nennen könnte, wenn diese zwei oder drei Hütten einen Namen hätten.

Baccoli, der Ort, wo Tiberius sein Leben der Sünde und des Lasters endete, wo einige Jahre später Nero seine Mutter mordete, Baccoli existirt unter dem Namen Bauli fort, als ein kleines Dorf, dessen Bevölkerung die elendeste unter der Sonne sein muß, wenn ihre Armuth nur halb so groß ist wie ihre Bettelhaftigkeit. Der Bettel artet hier zu einer wahren Verfolgung aus, deren berechneter Zweck es ist, den Fremden nicht einen Augenblick zur Ruhe, zur Betrachtung, zur Unterhaltung kommen zu lassen, bevor er sich von der ihn drängenden und hetzenden Unverschämtheit losgekauft. Kaum aber hat man sich mit dem einen Schwarme abgefunden, so kommt ein zweiter unter der Erde hervor, und ist man mit dem zweiten fertig, so stellt sich die erste Bande mit frecher Stirn zum zweiten Male ein.

In der Nähe von Bauli befindet sich die merkwürdigste der Ruinen dieses ganzen Bezirks, die sogenannte piscina mirabilis, vermuthlich ein Wasserbehälter, der in Ermangelung von Bächen und Quellen besonders zur Versorgung der am Cap Misenum stationirten Flotte dienen mochte. Diese Cisterne im größten Stil ist mit hohen Bögen überwölbt, welche von schlanken Pfeilern getragen werden, und sie macht einen so bedeutenden Eindruck, daß ich gestehen muß, daß sie den Namen eines Wunderbaus nicht ganz mit Unrecht führt. Nicht weit davon entfernt sind die cento camerelle, enge Zellen in den Felsen eingehauen und durch schmale Thüröffnungen in Spitzbogenform miteinander verbunden, welche so niedrig sind, daß man sie nur gebückt durchschreiten kann. Kein Luftzug, kein Sonnenstrahl, keine

Ahnung von Tageslicht fällt in die schwarze dumpfe Tiefe dieser steinernen Grüfte. Sind es Begräbnißstätten? Ja wohl, Begräbnißstätten für Lebendige, die irgend ein Henkersknecht im Purpur für die Feinde der Majestät, die Verdächtigen und Misliebigen einbegriffen, hat herrichten lassen. Welch ein kaiserlicher Hochgenuß, den Goldpokal in der Hand und mit rosenbekränzter Stirn sich sagen zu können: hier unten, hundert Fuß unter meinen Füßen liegen sie in ewiger Nacht rettungslos und verzweifelnd, die Letzten, welche sich erkühnten, noch einen Tropfen republikanischen Blutes in den Adern zu haben! Solche Gedanken, sie sind die ambrosische Würze des irdischen Götterlebens, und die römischen Cäsaren sind nicht die einzigen Herren dieses Landes, denen es vergönnt war, in ihnen zu schwelgen.

Das Cap Misenum ist ein steiler abgeplatteter Berg, in welchem das äußerste Ufer, nachdem es sich eine Strecke lang bis fast zum Niveau des Meeres verflacht hat, noch einmal jach emporsteigt. Jene Niederung trennt das Meer von einem Salzsee, lago morto geheißen, welcher vermuthlich den römischen Kriegshafen bildete, während er jetzt nur vermittels eines schmalen Durchlasses mit dem Meere in Verbindung steht. Von hier aus unternahm der ältere Plinius, welcher bekanntlich Oberbefehlshaber jener Flotte war, den Ausflug nach dem Vesuv, auf welchem er einen ehrenvollen Forschertod fand. Sein Herr Neffe war gescheiter. Vom Oheim aufgefordert mit ihm zu gehen, antwortete er: er wolle lieber studiren; und gesagt, gethan, der achtzehnjährige junge Mensch, dem die Gelegenheit geboten ist, eins der größten Naturschauspiele zu genießen, welche menschliche Augen jemals gesehen, er setzt sich hin und macht Auszüge aus dem Livius. Livius in Ehren, aber Derjenige, welcher ihn dem Vesuv in seiner größten Glorie vorzieht, er kann nichts Besseres sein als der armseligste aller Tröpfe. Wüßte

ich weiter nichts von Plinius dem Neffen als diesen einzigen Zug, es wäre mir genug, um ihn als verächtlichen Gesellen nach Verdienst zu würdigen. Nun aber habe ich sie überdies vor mir liegen, die eigenhändigen Zeugnisse der Erbärmlichkeit, welche er sich durch eine Menge seiner Briefe ausgestellt; noch mehr, ich habe seinen Panegyrikus auf Trajan, dieses Machwerk der elendesten Lakaienfeder, die jemals von einem Speichellecker geführt worden ist. Und dieser Plinius ist einer der gehätschelten Günstlinge unserer Schulmonarchen, und seine ekelhafte Lobhudelei, welche einem gesunden Geschmacke einen Mann wie Trajan bei allem seinen Verdienste tödtlich verleiden könnte, dieser niederträchtige Panegyrikus wird den Schülern mit aufgehobenen Händen gepriesen als das letzte Meisterwerk der lateinischen Literatur. Hat doch der Verfasser elf Jahre lang daran gearbeitet, und sind doch seine Phrasen genau nach den echtesten Mustern gedrechselt. Charakter, Gesinnung, Inhalt — wer fragt nach solchen Possen. Classische Diction, das ist es, worauf es ankommt, und wer mehr verlangt, der wurde niemals angeweht von dem heiligen Geiste der Philologie.

Unter dem Dache eines Mannes, welcher an dem verödeten Gestade von Bajä das Gewerbe des Wirthes mit dem einträglichern Handwerke des Schmugglers vereinigt, ruhten wir aus von der Hitze und der Mühe des Tages. Es war ein sonderbarlicher Speisesaal, in welchem man uns die Tafel herrichtete. Ein breites, thurmhoch aufgepolstertes Bett, mit einem befranzten weißen Tuche bedeckt, bildete das Prachtmöbel des Zimmers, neben welchem der wackelige Tisch und die altersschwachen Stühle eine sehr demüthige Figur spielten. Fenster hatte das Gemach einstmals gehabt, aber sie waren durch die Unbill der Zeiten bis auf einige Glassplitter abhanden gebracht. An den hohen Kalkwänden, welche in allen möglichen Schattirungen zwischen schwarzgrau und lehm-

gelb schillerten, hingen einige Bildnisse auf Löschpapier gedruckt, deren Ausführung auf urweltliche Kunstzustände zurückwies. Die Person der wohlbeleibten Wirthin schillerte in noch bedenklichern Nuancen als die Wände, obgleich aber nicht gerade nach der neuesten Mode gekleidet, war sie doch offenbar keine Erscheinung aus der Urwelt, denn sonst würde das Waschwasser der Sündflut doch einige Spuren an ihr zurückgelassen haben.

Indessen unser Tisch wurde sauber gedeckt, mit gutem Porzellan und schweren silbernen Bestecken reichlich versehen, und die Mahlzeit war der Tafeldecoration würdig. Das Hauptgericht bestand in einer Schüssel Muränen, nach denen ich längst lüstern gewesen war wie ein Diplomat. In der That, die Muräne ist unter den Fischen, was die Traube unter den Früchten, und ich begreife, daß selbst die alten Feinzüngler des kaiserlichen Rom, neben denen die heutigen Gastronomen doch nur arme Stümper sind, keinen kostbarern Leckerbissen auf dem Lande und im Wasser zu finden wußten. Wenn sie die Muränen in ihren Weihern mit dem Fleische geschlachteter Menschen fütterten, so war das zwar ein Verfahren, welches den heutzutage herrschenden Ansichten nicht ganz entsprechen würde; allein wir sind durch viele hochansehnliche Autoritäten der politischen Wissenschaft und der Staatspraxis hinlänglich belehrt worden, daß man alle Zeiten und Völker mit ihrem eigenen Maße messen muß, und demnach werden wenigstens die Leute der vorzugsweise sogenannten historischen Schule gegen die römische Methode der Muränenmästung consequenterweise kaum etwas einzuwenden haben. Erstens waren es ja blos Sklaven, die man zu diesem Behufe verwandte. Zweitens wird man vermuthlich nur die Alten und Gebrechlichen geschlachtet haben. Drittens wurde auf diese Weise ein Eigenthum verwerthet, welches verloren gewesen wäre, wenn man die Leute natürlichen Todes

hätte sterben lassen, wo man dann höchstens ihre Haut in die Gerberei hätte schicken können. Die Reihe dieser Beweissätze ließe sich noch beträchtlich verlängern, ich überlasse indessen die weitere Ausführung einer gewandtern und gelehrtern Feder als die meinige. Möchte doch gelegentlich einer der großen Publicisten in der „Neuen Preußischen Zeitung" die Rechtsgründe zusammenstellen, kraft deren das erbliche Obrigkeitsverhältniß des Herrn zu seinen Sklaven in der fraglichen Weise nutzbar gemacht wurde. Eine solche Aufgabe wäre jener Herren vollkommen würdig, und deren mit gewohnter Fingerfertigkeit vollbrachte Lösung würde nicht wenig dazu beitragen, die unschätzbare Theorie, für welche Herr von Gerlach den Namen des Rechts aus Gott, des Rechts von oben erfunden hat, in ihrer ganzen Schönheit und in ihrem vollen Glanze erscheinen zu lassen.

Nach Neapel zurückgekehrt, fragte ich in den besten Gasthäusern vergebens nach Muränen; ihr Name stand nicht einmal auf den gedruckten Speisezetteln. Ich bildete mir ein, daß dieser Fisch für die ziemlich niedriggestellten neapolitanischen Gasthauspreise zu theuer sei, und meine Verwunderung war daher doppelt groß, als man mir eines Tages in dem Caffe di Europa auf meine eindringlichen Fragen zu verstehen gab, die Muräne sei ein Essen für Bauern und Matrosen, aber sie komme auf keinen neapolitanischen Tisch. Diese Auskunft klang fabelhaft, aber es hatte seine volle Richtigkeit damit. Selbst der Lazzarone in Neapel verschmäht den Fisch, an welchem die raffinirten Schwelger der alten Welt den köstlichsten aller Gaumengenüsse fanden. Ist seit dieser Zeit eine Veränderung in den Geschmacksorganen der Menschen vorgegangen? Nach meiner Erfahrung und der Erfahrung mehrerer meiner Landsleute zu urtheilen keineswegs. Das ist es freilich nicht, sagte man mir endlich, aber die Muräne ist nicht wählerisch in ihrer Nahrung, Lebendiges

und Todtes ist ihr gute Beute, das wissen die Neapolitaner, und daher ihr Widerwille. Dieser Erklärungsgrund scheint mir durchaus nicht ausreichend. Jenen rücksichtslosen Appetit hat die Muräne mit vielen andern Fischen gemein, mit ihrem Vetter dem Aal, mit dem Hechte, dem Lachs, der Forelle, der Makrele, dem Krebse, kurz einer Menge von Bewohnern des süßen und des salzigen Wassers, welche von Niemand und nirgends für tafelunfähig gehalten werden. Sollte der Abscheu der Neapolitaner gegen die Muräne nicht vielleicht eine Nachwirkung der jetzt freilich verloren gegangenen Erinnerung an die Zeiten und an die Sitten sein, deren ich vorhin gedacht habe? Ist es so unwahrscheinlich anzunehmen, daß sich ein großer Haufen des Volks selbst in den Zeiten der äußersten Verderbniß der Mächtigen und der Reichen einen Rest gesunden sittlichen Gefühls erhalten habe, der sich angesichts jener Scheußlichkeiten empörte, zumal es eben das „gemeine Volk" war, das davon betroffen wurde? Ist es unwahrscheinlich, daß der Abscheu gegen die Menschenschlächter in Abscheu gegen das Thier umschlug, dem sie geschlachtet wurden? Diese Wirkung angenommen, würde die Ueberlieferung jenes Abscheus bis auf das heutige Geschlecht durch die zähe Natur der stummen Traditionen hinreichend erklärt werden. — Vermöge dieser Hypothese könnte man übrigens den Edelmuth der Neapolitaner nicht genug rühmen, die sich an der Muräne dafür, daß dieselbe ihre Väter gefressen, dadurch rächen, daß sie dieselbe nicht essen.

XL.

Salerno und Amalfi.

Die Eisenbahn brachte uns von Neapel nach Pompeji und von Pompeji nach Nocera, ihrem Endpunkte. Unser Vorhaben, von Nocera nach Amalfi zu gehen, scheiterte an der unbescheidenen Forderung des Pferdeverleihers, der uns auf den nur für Saumthiere zugänglichen Pfaden über das Gebirge führen sollte. Dagegen wurden uns von einem Schwarme lärmender Vetturini Wagen zu einem Spottpreise angeboten, und wir entschlossen uns zur Fahrt nach Salerno.

Nocera, zu Friedrich's II. Zeit die Burg der gut kaiserlich gesinnten Sarazenen, und deshalb noch heute dei pagani geheißen, ist ein ziemlich unansehnliches Städtchen, aber reizend gelegen, am Eingange eines überaus reichen und mit schmucken Häusern übersäeten Thales, welches durch zwei steile, aber mit dem heitersten Grün bekleidete Bergzüge gebildet wird. Trotz der Mittagshitze wurde überall von rüstigen Händen die Hacke geschwungen, die Schaufel geführt, gepflanzt und gejätet, und der ganze Zustand der Felder zeugte durch die Sorgfalt und Reinlichkeit des Anbaus gegen das draußen in unbegreiflicher Ausdehnung herrschende Vorurtheil, daß das neapolitanische Volk nichts sei als ein Haufen von Tagedieben. Welch sinnreiche Erfindungen und welch mühselige Anstalten, um die geringe Feuchtigkeit in

dem Boden festzuhalten, die der nächtliche Thau und der seltene Regenfall ihm zuführt! Sogar die Zucht des Geflügels wird mit einem anderer Orten unerhörten Aufwande von Kräften betrieben; man sieht nämlich in der Landschaft zerstreut eine Menge hoher steinerner Thürme, unsern Wartthürmen ähnlich, nur daß sie geringern Durchmessers sind, welche lediglich dazu dienen, die Tauben gegen Wiesel und Marder zu sichern. Möglich, daß sich dieser Zweck, ebenso wie bei uns, mit geringern Mitteln erreichen ließe, daß man aber zum Behufe desselben beträchtliche Bauwerke aufführt, die ein wahrer Schmuck der Gegend sind, ist sicherlich kein Zeichen von Nachlässigkeit und Trägheit.

Durch einige saubere und anmuthig gelegene Ortschaften hindurch erreicht man binnen einer Stunde einen Höhepunkt am Meeresufer, auf welchem sich Salerno in geringer Entfernung im Profil darstellt. Eine abschüssige Straße führt nach der Stadt hinunter, deren stattlicher Kai mit seinen hohen und zum Theil großartigen Gebäuden einen sehr vortheilhaften ersten Eindruck gibt.

Obgleich noch immer eine ansehnliche Stadt, hat Salerno von seinem mittelalterlichen Glanze kaum noch einige Ueberreste aufzuweisen. Die politische Bedeutung, welche es als Residenz der normannischen Könige hatte, ist ebenso spurlos verschwunden wie der wissenschaftliche Ruf, den es vorzugsweise den arabischen Lehrern seiner weltberühmten Arzneischule verdankte. Es gibt auch in unsern Zeiten manches kleine Salerno, dessen Hochmuth sich vielleicht bis jetzt noch nicht träumen läßt, daß die Frage nach den Palästen seiner kleinen Robert Guiscard und nach den Hörsälen seiner großen Doctoren eines Tages von Niemand mehr verstanden werden wird, und zwar, wie ich vermuthe, bevor Jahrhunderte abgelaufen. Die Welt ist rund und muß sich drehen, wie der Guckkastenmann sagt.

Das einzige Monument der alten Zeit, welches man in Salerno findet, ist die Kathedrale, ein mächtiges schweres Bauwerk, welchem der unvermeidliche weiße Kalkanstrich, den ihm der Geschmack des Tages gegeben, ungefähr so zu Gesichte steht wie ein Flormäntelchen einem geharnischten Ritter. Eine beträchtliche Zahl antiker Bruchstücke, Säulen, Friese und Bildhauerarbeiten mancher Art, größtentheils aus dem nahen Pästum geholt, sind in die Kirche eingebaut. Auch die Grabstätten der Alten sind zu Nutz und Frommen des neuen Cultus geplündert worden, und die Asche der Heiden hat den Gebeinen von Priestern und Mönchen Platz machen müssen in den mit Götterbildern geschmückten Marmorsarkophagen. Trunkene Mänaden halten ihren Reihentanz um die Knochen der Heiligen, Faune und Satyrn sind die Wächter über den Leichen frommer Bischöfe und gottseliger Aebte. Immerhin; wenn die Andern ebenso wenig Anstoß daran nehmen wie ich, so ist kein Aergerniß darin.

Auf einem der Gräber im Dom von Salerno ist ein großer Name zu lesen, der Name Gregor's VII., welcher als Flüchtling unter dem Schutze eines normannischen Abenteurers starb, nachdem er Deutschland in der Person des Kaisers zu seinen Füßen gesehen hatte. Der Zorn und die Scham, mit denen ich als Knabe zum erstenmal die klägliche Geschichte von Canossa las, sie drängen sich mir heute noch mit dem nämlichen schmerzhaften Stoße nach Herz und Hirn, denn selbst die Schande der Jahre 1850 und 1851 hat mich nicht stumpf gemacht für die Schmach des 11. Jahrhunderts.

In den Straßen von Salerno regte sich eine vorfestliche Geschäftigkeit, denn morgen hatten wir Palmsonntag, das Fest der grünen Zweige, deren Stelle indessen meistens durch die getrockneten Blätter der Zwergpalme vertreten wird, die man zu allerlei zierlichen Figuren flicht, und nachdem sie

in der Kirche geweiht worden, für das nächste Jahr unter die Heiligthümer des Hauses versetzt. Rom, unter dessen Himmel die afrikanischen Riesengräser nicht recht gedeihen wollen, Rom wird von einem günstiger gelegenen oberitalienischen Orte aus, dessen Name mir nicht beifällt, alljährlich mit ganzen Schiffsladungen von Palmzweigen versorgt, und so viele Menschenalter hindurch dieser fromme Verkehr auch schon währt, niemals ist eins der demselben gewidmeten Fahrzeuge zu Grunde gegangen, was nicht ohne ein offenbares Wunder hat geschehen können.

Durch steile aber reinliche und wohlhabend aussehende Gassen stieg ich den Berg hinan, an dessen schmalem Fuße Salerno sich angeklammert hat. Der Berg ist sehr hoch, aber wie weit man auch hinaufsteige, man hat immer nur den Blick auf die an das steile Ufer angeleimte Stadt, auf das Meer und auf die ferne Küste von Calabrien, kurz die nämliche Aussicht, welche man mit geringerer Mühe und ebenso gut auf dem Kai von Salerno findet. Beim Rückwege traf ich eine Schar von Graubärten in Gendarmenuniform, welche wie Rekruten in soldatischen Handgriffen geübt wurden. Waren es, trotz ihrer vierzig und funfzig Jahre, neu geworbene Leute, oder hatte man erst jetzt für nöthig erachtet, das militärische Exercitium auch bei der Gendarmerie einzuführen? Jedenfalls schien mir dieses Schauspiel ein neuer Beleg dafür, daß man in Neapel ebenso wie anderer Orten in der Polizei ganz richtig die Säule des Staats erkennt. Wie es Staaten gibt, welche so zu sagen ohne alle Polizei leben und gedeihen, ebenso gibt es Staaten, welche nur durch die Polizei und in der Polizei bestehen. Wie kann man den letztern zumuthen, sich ihr Lebenselement verkümmern zu lassen, geschweige denn sich desselben zu entäußern?

Auffallend war mir die ungemeine Höflichkeit, mit

welcher jene neapolitanischen Gendarmen von den sie einübenden Offizieren und Unteroffizieren behandelt wurden. Einige dieser alten Rekruten zeigten sich ziemlich ungeschickt, und sonderbarerweise schien weder der Hauptmann noch der Corporal zu begreifen, daß Grobheit und auffahrendes Wesen die geeignetsten Mittel sind, um den Leuten das Verständniß zu öffnen, die Gelenkigkeit ihrer Gliedmaßen und die Genauigkeit ihrer Bewegungen zu befördern. Statt die Rekruten mit Donnerwetter und Himmelsacrament heilsam anzufahren und wohlthätig einzuschüchtern, begnügte man sich, sie in den mildesten Worten auf ihre Fehler aufmerksam zu machen, ihnen die Handgriffe aber und abermals zu zeigen und dieselben ohne alles Geberdenspiel der Ungeduld, ohne höhnischen Ton und demüthigende Formen wiederholen zu lassen. Freilich glaubte ich zu bemerken, daß man auf diese Weise rascher zum Zwecke gelange als anderer Orten mit Fluchen und Wettern, allein daß durch die Vernachlässigung solcher Kehlübungen in der militärischen Bildung der Leute eine empfindliche Lücke entstehen müsse, war mir um so einleuchtender, als es sich hier um die Einübung von Polizeimannschaft handelte, welcher das barsche Wesen und die groben Worte bekanntlich noch nöthiger sind als die Waffen; denn die letztern gebraucht sie vielleicht nicht einmal im Jahr, die erstern hingegen zu jeder Stunde.

Unter dem Glockengeläute eines himmelblauen Palmsonntagmorgens ritten wir durch die festlich bewegten Straßen von Salerno zu dem Thore hinaus, durch welches wir gekommen waren. Es wurden uns freilich keine Palmzweige gestreut, aber wir saßen wenigstens zu Esel. Das Ziel unsers heutigen Rittes war Amalfi, welches mit Salerno bis jetzt durch keine fahrbare Straße verbunden ist, obgleich man seit zwölf oder funfzehn Jahren daran arbeitet, den bisherigen Saumpfad zum Fahrwege zu erweitern, ein großes und kost-

bares Unternehmen, von dem ich sagen würde, daß es der Regierung Ehre mache, wenn es nicht die neapolitanische wäre.

Der Weg wendet sich in geringer Entfernung von Salerno der Küste zu, welcher er dann bis nach Amalfi folgt, indem er, allen ihren Biegungen sich anschmiegend, bald hoch emporsteigt an den Uferbergen, bald bis an den Rand des Salzwassers sich hinabsenkt. Da wo der Weg sich in der Höhe an den Bergen hinzieht, d. h. auf der beiweitem größern Strecke, gewährt er die mannichfaltigsten und reizendsten Blicke auf Schluchten und Buchten, auf Obstgärten und Landhäuser, auf kleine Hafenorte und auf altersgraue Mühlen, von denen es zu uns emporglitzert und rauscht wie die Liedersage der Vorzeit.

An einer Stelle war der Weg durch den Bau der neuen Straße dergestalt unterbrochen, daß wir hoch an dem pfadlosen Gebirge hinaufklettern mußten, um jenseits der Lücke wieder in die Bahn zu kommen. Es war eine halbe Stunde voll Schweiß und Mühsal, als wir uns bald über Rollsteine und fast senkrecht geschnittene Wände hinweg, bald durch dichtes Gebüsch von Myrthen und Rosmarin an dem Gebirge zuerst hinauf und dann mit noch größerer Beschwerde hinab arbeiteten. Als wir endlich einen sichern Boden unter uns fühlten, sahen wir zu unserer angenehmen Ueberraschung ein bereits fertiges Stück der neuen Straße vor uns, auf welcher uns unsere Esel, die wir wieder bestiegen, nachdem sie ein wenig verschnauft hatten, im behenden kleinen Trabe rasch nach einer großen blühenden Ortschaft brachten. Die Alten und die Jungen des Dorfes waren zum Sonntagsspaziergange in einer Allee am Seeufer versammelt; Scharen munterer Kinder im Feiertagsputz begrüßten jubelnd unsern Einzug, und die Aristokratie des Ortes, bestehend in der Familie eines Beamten, die sich, dem Geiste der Zeit hul-

digend, in die Menge gemischt hatte, nahm den Tribut unseres Grußes huldreich auf.

In geringer Entfernung von diesem Orte, der den Namen Menora führt, kommt man zu einem andern, Majora geheißen, dessen Lage einzig ist in ihrer Art. Majora liegt nämlich in einer engen und tiefen Schlucht, über deren Mündung nach der See zu die Straße auf einer Brücke hinweggeht. Von dieser Brücke sieht man auf die Dächer von Majora, dessen Häuser so hart aneinander und übereinander gerückt sind, daß sie, selbst von oben herunter betrachtet, einen unentwirrbaren Knäuel darstellen. Zu beiden Seiten der Schlucht steigen die Bergwände steil empor; nach vorn ist dieselbe, wie gesagt, durch die Brücke gesperrt, und nach hinten verengt sie sich da, wo die Häuser aufhören, zu einem schmalen Spalt. So ist denn Majora wie in einen Trichter gebaut, den es völlig ausfüllt und der sich eigentlich nur unter der Brücke hinweg nach dem Meere zu öffnet; denn der Spalt in entgegengesetzter Richtung läßt wol den Blick auf ein zweites Thal hindurch, aber er stellt sich gleichwol dar als das Eingangsthor zu einer Gebirgswildniß ohne Ausgang. Oben am Rande dieses Thors liegen in malerischer Höhe und Einsamkeit zwei oder drei vereinzelte Häuser, von denen man das eine die Geburtsstätte des Masaniello nennt; wahrscheinlich mit demselben Rechte, mit welchem das Wohnhaus des Revolutionshelden auf dem Altmarkte in Neapel an fünf oder sechs verschiedenen Stellen gezeigt wird. — Das Städtchen Majora hat übrigens ein sehr wohlhabendes Aussehen, obgleich es ihm an Grund und Boden und seinen Bewohnern an Raum zur Bewegung und an Luft zum Athmen zu fehlen scheint.

Von Majora ist nur ein Sprung nach Amalfi, wo wir in dem besten, und wie es scheint einzigen Gasthofe, zum Kapuziner genannt, ein sehr bescheidenes Quartier und eine

herzlich schlechte Bewirthung fanden. Zur Entschädigung legte man uns ein Fremdenbuch vor, in welchem die verschiedensten Zungen vom Lobe des Kapuziners träuften. Hier und da war ein Stück aus dem Buche herausgeschnitten, oder eine geschriebene Stelle dick durchgestrichen, und ich vermuthe, daß damit die Zeugnisse von Leuten vertilgt worden, welche ungefähr ebenso zufrieden gewesen waren wie wir. Sonderbarerweise hatte man jene russische Censur nicht blos gegen französische und englische, sondern auch gegen deutsche Schreibereien geübt, ein Beweis der auffallend guten Organisation des Präventivsystems, durch welches die Reisenden gegen unangenehme Eindrücke geschützt werden sollten.

Während wir unser kärgliches Mahl vergeblich mit dem Lobe zu würzen suchten, welches Andere der Kapuzinerküche gespendet, trat der Lohnbediente, welchen wir von Neapel mitgenommen, ganz verstört herein und meldete uns, daß die Genossenschaft der Fremdenführer von Amalfi ihm nicht erlauben wolle, hier am Orte unsern Cicerone zu machen. Man habe ihn sogar mit Stockprügeln und Messerstichen bedroht. Aber er fürchte sich nicht, setzte er mit einer möglichst tapfern Miene hinzu, und er komme blos uns zu sagen, daß er sich nicht fürchte. Da wir unsererseits uns auch nicht fürchteten, so belobten wir ihn wegen seiner Herzhaftigkeit und sagten ihm, daß wir ihn in einer halben Stunde zum Ausfluge in die Umgebungen der Stadt erwarten würden.

In der Zwischenzeit, als ich ging Cigarren zu kaufen, fand ich vor der Thür des Gasthofs eine Anzahl von Leuten in augenscheinlicher Aufregung. Es war der Stamm Meloni, welcher von Vater auf Sohn kraft des Rechts der unvordenklichen Verjährung das Monopol der Fremdenführung in Amalfi ausübt. Als sie meiner ansichtig wurden, trat einer der Inhaber des bedrohten Privilegiums hervor und begann: der Lohnbediente habe uns gesagt, daß man ihm gedroht

habe (sie hatten also an der Thür gehorcht, während Francesco seiner Herzensangst gegen uns Luft machte); das sei eine schändliche Verleumdung. Um mir zu beweisen, welch ein Spitzbube dieser Francesco sei, wolle er, der Redner, mir jetzt sagen, daß er, der Lohnbediente, von dem für die Esel bedungenen Preise acht Carlin in die Tasche stecke.

„Woher wißt Ihr das?" fragte ich den Wortführer der Familie Meloni. — „Der Eseltreiber selbst hat es mir vor fünf Minuten gesagt; dort steht er, er wird es Ihnen auf Verlangen wiederholen." — „Ist es wahr", wandte ich mich an den Eseltreiber, welcher die bisherige Unterredung mit angehört hatte, „daß Francesco sich für jeden unserer Esel zwei Carlin von Euch bezahlen läßt?" — „Gottbewahre!" antwortete der Eseltreiber. — „Aber Ihr sollt es diesem Manne vor fünf Minuten versichert haben?" — „Es ist mir nicht eingefallen." — „Was!" schrie Meloni mit flammendem Gesichte dazwischen. „Du hast mir nicht gesagt, daß Francesco sich von dir bezahlen läßt?" — „S'ist mir nicht eingefallen." — Meloni warf wüthend die Mütze auf den Boden, seine Augen sprühten Funken, der Athem schien ihm zu versagen, er reckte die Hand aus, und ich fürchtete ein Unglück; aber es erfolgte blos ein erschrecklicher Schwur zur Betheuerung der Wahrheit der gesprochenen Worte. Die sämmtlichen übrigen Meloni machten mit wildem Geschrei und wüthendem Geberdenspiel die Eideshelfer.

Ich hatte nicht Lust, die Rolle des Inquirenten weiter zu spielen, und ging meines Weges. Vom Tabacksladen zurückkehrend fand ich meine Reisegefährten in der Gruppe, die ich an der Thür verlassen, und deren Haltung sich binnen wenigen Minuten wunderbar verändert hatte. Die Aufregung war spurlos verschwunden, von Zorn keine Spur, Francesco, der Eseltreiber und die Meloni sprachen miteinander wie gute Brüder. Dabei war keine Hexerei im Spiele. Meine Reise-

gefährten hatten sich dazu verstanden, einen der Meloni als Führer anzunehmen, und plötzlich war Friede, Eintracht und Freundschaft zurückgekehrt.

Aehnliche Auftritte kommen im Verkehre mit dem hiesigen Volke täglich vor, und sie geben, wie mich dünkt, einen sehr traurigen Aufschluß über den Charakter und den Sittenzustand der Neapolitaner. Die kleinen Spitzbübereien, deren sie sich nun einmal nicht enthalten können, würde ich ihnen nicht allzu hoch anrechnen; daß aber die Mitschuldigen, selbst auf die geringfügigste Veranlassung hin, einander gegenseitig verrathen und verkaufen, daß die Spitzbuben nicht wenigstens untereinander Treu und Glauben halten, und daß sie dann gar noch von einem Augenblick zum andern wieder Friede machen können mit dem Verräther, das ist ein Zug, der mich an diesem Volke und an seiner Zukunft verzweifeln läßt. Welch' ein Unterschied zwischen dem Italiener und dem Spanier, zwischen dem Neapolitaner und dem Andalusier, die sich unter allen Stämmen der beiden Halbinseln noch am nächsten stehen! Aehnlich einander an Lebenslust, heiterem Sinn, aufgewecktem Verstande, natürlich feiner Sitte und an Scheu vor Gefahr, sind sie gleichwol zwei ganz verschiedene Menschen. Der Andalusier hat ein Gefühl der persönlichen Würde und einen Nationalstolz, deren der Neapolitaner gänzlich bar zu sein scheint. Der Andalusier liebt das Geld wie der Neapolitaner, aber er zeigt keine schmuzige Gier danach, und er weiß es mit Anstand zu opfern; er verkauft seine Dienste so theuer als möglich, aber Gaunerei und Bettelhaftigkeit sind ihm fremd. Am allerwenigsten würde es dem Spanier jemals einfallen, mit dem Fremden Partei zu machen gegen den Landsmann, dem Kameraden den Handel dadurch zu verderben, daß er ihn unterböte, wie das in Italien die Erfahrung eines jeden Tages mit sich bringt. — Die Zudringlichkeit, das jüdelnde Feilschen und Dingen, das

unverschämte Ueberfordern, alle die kleinen Verfolgungen der Gewinnsucht, die sich dem Reisenden in Italien an die Ferse heften, fallen in Spanien gänzlich hinweg. Der Spanier dringt seine Dienste Niemandem auf, er bietet sie nicht einmal an, ja er läßt sich gern zweimal bitten, ehe er sich dazu versteht sie zu leisten; er hält seine Arbeit hoch im Preise, wenn seine Forderung aber einmal gemacht ist, so kann man sicher sein, daß sich nicht viel davon herunterhandeln läßt. Diese Charakterzüge können dem Fremden allerdings gleichfalls unbequem werden, und sicher ist es, daß sich der Kostenpunkt für den erfahrenen Reisenden der italienischen Prellerei gegenüber viel günstiger stellt als angesichts der spanischen Zuverlässigkeit; nichtsdestoweniger verkehrt sich's mit den Spaniern beiweitem angenehmer als mit den Italienern, und wenn man jene theurer bezahlen muß als diese, so bekommt man dabei doch kein böses Blut in den Kauf. Die Hauptsache aber ist, daß die Spanier, weil sie sich selber achten, auch bei den Andern in Achtung stehen, und daß sie mit einer ausgeprägten Persönlichkeit und einem männlichen Sinne durch schwere Zeiten des historischen Unglücks hindurch einen Nationalstaat gerettet, um welchen nicht etwa blos die Italiener sie zu beneiden haben.

Von Amalfi landeinwärts führen nur ein paar treppenartige Pfade an den himmelhohen Felsbergen empor. Der bequemste derselben folgt einem kleinen Bache, welcher sich durch ungeheure Gebirgsmassen hindurch Bahn gebrochen, ein enges Thal, welches sich in der unmittelbaren Nähe des Meeres ein wenig erweitert, sodaß Amalfi in seiner Mündung Platz gefunden. Die steilste Schlucht, welche der Bach oberhalb der Stadt in das Gebirge gegraben, ist an einigen Stellen so eng, daß die quer über das Wasser gebauten Mühlen dieselbe von einer Bergwand zur andern vollständig ausfüllen. Da dieser Bach die einzige Wasserkraft bildet,

welche weit und breit in der ganzen Gegend zu finden ist, so zwingt man ihn, eine unglaubliche Menge von Arbeit zu verrichten. Ich habe die Mühlräder nicht gezählt, welche er in Bewegung setzt; aber ich weiß, daß man in den gewerbfleißigsten Gegenden Deutschlands nicht leicht eine solche Wassermaschinerie auf einem so kleinen Raume beisammen finden würde wie hier. Ueberdies ist jedes Fleckchen urbaren Bodens, das sich zwischen dem Bache und den mächtigen Bergen, welche seine Ufer bilden, hat gewinnen lassen, aufs sorgfältigste benutzt. Der Pfad aber, der sich am Rande des Baches entlang in der Schlucht emporwindet, ist reich an Gesichtspunkten, welche malerische Blicke auf eine wilde, hochromantische Gebirgswelt gewähren.

Nach Amalfi zurückgekehrt und der Küste folgend, erreicht man in einer Viertelstunde eine etliche hundert Fuß über dem Meere gelegene Grotte, welche der Aussicht wegen mit Recht berühmt ist. Nimmt man seinen Platz im Hintergrunde dieser Felsennische, so bildet der Rand derselben den Rahmen eines überaus charaktervollen Landschaftsbildes, dessen Hauptbestandtheile das zwischen dem Gebirge und dem Seeufer eingeklemmte Amalfi, die scharf umrissenen, wunderlich geformten Felsgipfel, welche die Stadt überragen, und das Gestade bis über Pästum hinaus, dessen Tempel für gute Augen deutlich erkennbar sind.

Als wir uns anschickten die Grotte zu verlassen, öffnete sich die Pforte eines nahe gelegenen Klosters und heraus trat, mit einem Blechteller in der Hand, auf welchem eine Flasche und einige Gläser klirrten, ein Kapuziner, der langsam und ohne aufzublicken auf uns zuschritt. In der Grotte angekommen, begrüßte er uns mit feierlicher Artigkeit und bot uns einen Trunk von dem Weine des heiligen Franciscus zur Erquickung. Der Wein des heiligen Franciscus war sehr sauer, und darum mochte es wol geschehen, daß der

Wirth sich hartnäckig weigerte, seinen Gästen Bescheid zu thun; indessen es war ein heißer Tag, und was der Durst nicht vermochte, das that die Höflichkeit. Nachdem die Flasche geleert war, lud uns der Mönch ein das Kloster zu besuchen, und wir folgten ihm gerne. In dem Gebäude war nichts Sehenswürdiges außer einem Kreuzgange in uraltem gothischem Stile. Der Garten, auf einer Felsenterrasse gelegen, war zwar wie alle Klostergärten, die ich in Italien gesehen, äußerst nachlässig gehalten, ohne jede Spur liebevoller Pflege, bot aber eine neue entzückende Aussicht. „Von jener Höhe", sagte der Mönch, indem er nach einer Felsenwand deutete, welche den Garten mindestens tausend Fuß hoch überragte, „von jener Höhe ist uns vor dreißig Jahren ein Mann, welcher noch heute lebt, in unsere Rüben gefallen." — „Nicht möglich!" — „Ich war damals freilich noch nicht im Kloster", versetzte der Franciscaner, „aber ich weiß es von Brüdern, die das Ereigniß selber erlebt haben." — „Und ich", schrie dazwischen der Repräsentant des Hauses Meloni, den wir mitgenommen hatten, „ich kann es als Augenzeuge bestätigen, ich kenne den Mann von Kindesbeinen an; er heißt Ricci, war von jeher ein großer Verehrer des heiligen Antonius, trug dessen Medaille auf der bloßen Brust, und als er sich fallen fühlte — es war just am heiligen Antoniustage — hatte er noch so viel Besinnung zu rufen: heiliger Antonius, hilf mir! Als man ihn bewußtlos im Garten aufhob, waren ihm die Kleider dergestalt vom Leibe gerissen, daß die Medaille des heiligen Antonius offen auf der Brust lag. Ein paar Tage darauf war er wieder so gesund wie ein Fisch, und wie gesagt, er lebt heute noch."

Wir waren Alle überzeugt, nur der Neapolitaner Francesco nicht. Die spöttischen Aeußerungen seines Zweifels versetzten Meloni in eine Art Raserei. Er warf wiederum seine Mütze zu Boden und schwur bei allen Heiligen und

bei allen Teufeln, die Geschichte sei wahr, er habe sie mit erlebt, er spreche als Augenzeuge. Francesco indessen, der sich ohne Zweifel durch die Rolle des Freigeists in unsern Augen zu heben hoffte, ließ sich nicht aus der skeptischen Fassung bringen, und er zwang den feuerspeienden Meloni durch kaltblütige und immer wiederholte Fragen zu dem Geständnisse, daß er den Verehrer des heiligen Antonius zwar einige Tage vor und nach seinem Sturze, aber nicht im Augenblick der wunderbaren Rettung selbst gesehen habe. „Also kannst du auch nicht von mir verlangen, daß ich dir glaube, was du nicht gesehen", schloß Francesco. Meloni kochte, aber er war am Ende seiner Worte. Der Mönch, welcher den Streit der beiden Leute schweigend angehört hatte, glaubte jetzt den Ausschlag dadurch geben zu müssen, daß er sich zum Zeugniß Dessen, was er von Andern gehört hatte, auf die Autorität des Kleides berief, welches er trage. Die Opposition Francesco's verstummte, ob aus Respect oder aus Höflichkeit, weiß ich nicht zu sagen. Meloni dagegen nahm mich bei Seite, um mir durch eine Menge heiliger Eidschwüre nochmals die Wahrheit seiner Geschichte zu bekräftigen. Ich suchte ihn nach bestem Vermögen zu beruhigen, indem ich ihm versicherte, daß selbst in meiner Heimat ein glücklicher Fall von einem hohen Felsen nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre, geschweige denn in einem Lande, wo alle Tage Zeichen und Wunder geschehen. Dadurch hatte ich mich denn offenbar bei Meloni in den Credit eines Mannes von Einsicht gesetzt, und als wir im Begriff waren uns bei dem Mönche zu verabschieden, wandte er sich an mich mit dem discreten Winke, daß die Franciscaner Almosen geben, aber auch nehmen.

Von dem alten Glanze von Amalfi ist in dem armseligen Städtchen, welches heute diesen Namen führt, keine Spur zu sehen. Die mächtige Seestadt, die erobernde

Republik Amalfi soll hoch oben auf den Bergen gelegen haben, wo Der, welcher ein zweistündiges Treppensteigen nicht scheut, noch einige Trümmer derselben finden mag. Wie die Amalfitaner es möglich gemacht, an dieser glatten Küste ihre Flotten zu bergen, ist mir ein Räthsel. Von Dämmen und andern Hafenanlagen ist an dem ganzen Gestade weit und breit nicht das mindeste Ueberbleibsel zu entdecken. Die heutige Flotte von Amalfi, in ein paar Fischerbooten bestehend, hat ihren Hafen in dem Sande des Ufers, auf das man sie hinaufzieht, so oft sie vom Fange heimkehren. Der Ruhm und die Größe des jetzigen Amalfi aber besteht in seiner unübertroffenen Kunst, Maccaroni zu bereiten, eine Kunst, welcher wir unsere volle und dankbare Anerkennung zollten, als wir uns mit ihrer Hülfe am Abend für die Entbehrungen des Mittags schadlos hielten.

Am andern Morgen entledigte mich ein Barbier, nachdem er mich in Asiens Wohlgerüche eingehüllt hatte, mit Figaro'scher Gewandtheit meines mehrtägigen Bartes, dann warf ich einen Blick in den alten, aber unbedeutenden Dom, der sich in ähnlicher Weise wie die Kathedrale von Salerno mit dem Raube von Pästum bereichert hat, hierauf wurde ein Imbiß genommen, nicht ohne das wohlthuende Gefühl, denselben durch frühe Leistungen einigermaßen verdient zu haben, und alsdann ging es in Begleitung unserer Esel zum Thore hinaus. Ich sage in Begleitung, weil die schwierigen Straßen der Stadt das Aufsitzen zu einer sehr bedenklichen Sache machten. Draußen, nachdem wir an dem gestern besichtigten Franciscanerkloster vorbei der Küste eine Zeitlang gefolgt waren, wurden einige Versuche mit dem Reiten gemacht, aber sofort wieder aufgegeben, denn der Pfad war so steil und so rauh, daß die Thiere alle mögliche Mühe hatten, für ihre eigene vierbeinige Person darauf fortzukommen. Bald wandte er sich vom Meere ab und gerade an

dem Gebirge in die Höhe, welches wir übersteigen mußten, um nach Castellamare zu gelangen.

Das Gebirge, welches die Rippe der Landzunge bildet, welche die Golfe von Neapel und Salerno voneinander trennt, ist eins der steilsten, die ich gesehen, und der Pfad einer der schwierigsten, die ich je beschritten. Obgleich wir noch ziemlich frühen Morgen und die Sonne im Rücken hatten, wanderten wir doch gar bald im Schweiße unsers Angesichts, hinter uns das Meer, vor uns die fast senkrechte Höhe des Berges, der mit jedem Schritte zu wachsen schien und an welchem sich unser kiesbedeckter Pfad in unmerklichem Zickzack hinaufzog. Landleute mit langen Alpenstöcken in der Hand und große Lasten auf Kopf und Schultern tragend, stiegen barfuß und raschen Schrittes stadtwärts an uns vorüber. Hier und da auf einem Felsenvorsprunge war ein Häuschen angeheftet, und Hunderte kleiner Terrassen, durch Mauern von lockern Steinen gehalten, und oft nicht größer als ein mäßiger Tisch, thürmten sich an der Bergwand in unabsehbaren Reihen übereinander auf, jede mit ein paar Fruchtbäumen oder einem Gemüsebeete bepflanzt.

Beim Himmel, dieses Volk ist weder schwach noch faul! Alles was der Fleiß unserer Weinbauern an den Rheinufern leistet, deren mühseliger Anbau ja sprüchwörtlich geworden ist, das Alles ist nichts neben Dem, was die nicht minder sprüchwörtliche Trägheit der Neapolitaner an diesem Gebirge zu Stande gebracht hat. Unendlich größere Mühe und Anstrengung, und aller Wahrscheinlichkeit nach viel geringerer Lohn! Was kann z. B. möglicherweise ein Mann verdienen, welcher einen Ballen Lumpen von Amalfi nach der Papiermühle hinaufschleppt, die dort oben mehrere Stunden hoch im Gebirge liegt? Und welchen Gewinn kann der Papiermüller selbst aus einer Unternehmung ziehen, welche er unter den allergünstigsten Bedingungen, die sich denken lassen, an

den Wasserfaden geheftet hat, den er nur dort und nirgends anders findet? Nein, nein, ich lasse mir nicht einreden, daß dieses Volk faul sei.

Nach einem kurzen Halt bei einer Hütte, deren arme Bewohner uns mit einer Brotrinde und einem Glase halbgegohrnen Weins erfrischten, begannen wir unsere Bergfahrt von neuem. Der Weg, welcher jetzt etwas weniger beschwerlich wurde, führte uns in einen alten Eichenhain, welchen man seiner Lage und seinem Aussehen nach für den Ueberrest eines Urwaldes halten konnte, den das gierige Bedürfniß bis auf eine kleine Anzahl von Stämmen verschlungen hat, während sich nie eine menschliche Hand geregt, um die Lücken der Jahre und der Jahrhunderte wieder auszufüllen. Die stattlichen Bäume hatten noch nicht das mindeste Laub, der steinigte Boden, in welchem sie wurzelten, war nackt und kahl und ein dichter Wolkennebel, der sich vom Gipfel des Berges bis zum Hain heruntersenkte, gab der Scene das täuschende Aussehen einer nordischen Winterlandschaft.

Noch eine Stunde des mühevollen Steigens, und wir kamen auf einem Punkte an, welchen man die Punta di San Lazaro nannte und auf den wir schon lange vertröstet worden waren, wie auf das Ende unserer Leiden. Die Punta di San Lazaro ist eine Bergecke, an welcher eine Gebirgsterrasse beginnt, eine Hochebene mit fruchtbarem Boden und zahlreicher Bevölkerung. Wenn man von der Punta zurückblickt auf den Abhang, welchen man hinter sich gelassen, so glaubt man sich selber kaum, daß man jetzt eben diese Höhe erstiegen, an deren Fuß das Meer so unmittelbar herantritt, daß man meinen könnte, ein guter Steinwurf würde das Wasser erreichen. Der Nebel verbarg uns leider den größten Theil der Aussicht, die übrigens bei dem glatten Abhange des Gebirges mehr weit ist als schön.

Bei der Lazarusecke beginnt eine recht gute Straße,

welcher wir eine halbe Stunde lang durch reinliche Dörfer und eine freundliche, wohlhabende Landschaft folgten, deren Vegetation und Anbau einen vielmehr deutschen als italienischen Charakter hatte. In einer der Ortschaften, die aus einem Kranze blühender Kirschen- und Apfelbäume heiter herausschauten, bemerkte ich ein Landhaus von aristokratischer Miene, welches die Inschrift trug: „Beata solitudo, sola beatitudo.“ Ein neapolitanischer Hofmann und General hat sich diesen der einsamen Ruhe gewidmeten Sitz gebaut, ob er ihn aber auch bewohnt, wußte man mir nicht zu sagen. Jedenfalls würde er, wenn seine Inschrift nicht lügt, wenn für ihn die Einsamkeit wirklich das Glück ist, seines Glückes hier oben gewiß sein, und am allerwenigsten dürfte er fürchten, von seinen Collegen, den neapolitanischen Schranzen, im Genusse desselben gestört zu werden.

Der bequeme Weg nimmt nämlich gar bald ein Ende mit Schrecken, denn hinter der Hochebene steigt das Gebirge abermals steilrecht in die Höhe, sodaß der Zugang zu derselben von beiden Seiten her mehr Schweiß kostet, als vielleicht jemals irgend einer der Herren aus Neapel auf einen Ausflug aufs Land verwendet hat. — Gegen die Mittagsstunde endlich erreichten wir den Sattel des Gebirges, der kleine Monte Sant' Angelo geheißen, von welchem aus man gleichzeitig den Golf von Neapel und den Golf von Salerno übersieht, eine vielgepriesene Aussicht, mit deren Hülfe es mir jedoch mit dem besten Willen nicht gelingen wollte, mich in die allermindeste Ekstase zu versetzen.

Nach Castellamare zu ist der Abhang des Gebirges viel länger und also weniger steil als in der entgegengesetzten Richtung, der Weg bleibt aber gleichwol viel zu schwierig, als daß man, zumal auf ermüdeten Thieren, mit einiger Sicherheit bergab reiten könnte. Wir stiegen also auf eigenen Füßen thalwärts bis an den Fuß des Gebirges, wo der

Pfad in geringer Entfernung von Castellamare in die Landstraße einmündet. Als wir unser saures Tagewerk vollendet, waren wir Alle einig darüber, daß der Weg über den Monte Sant' Angelo nicht die Hälfte der Anstrengungen lohnt, welche er erfordert, am allerwenigsten wenn man ihn, wie wir, in der Richtung von Amalfi nach Castellamare zurücklegt. In umgekehrter Richtung ist die Mühe ohne Zweifel geringer und der Lohn weniger karg, indessen auch so möchte der letzte die erste schwerlich aufwiegen. Wer aber einen unwiderstehlichen Drang in sich fühlen sollte, die undankbare Reise von Amalfi nach Castellamare zu unternehmen, dem möchte ich wenigstens rathen, sich das Geld zu ersparen, welches ich dafür zahlte, daß man einen Esel hinter mir drein über den Monte Sant' Angelo spazieren führte.

Zu Castellamare in dem Gasthofe, welcher den prahlerischen Namen der villa reale führt, erholten wir uns von unserm heißen Tagewerke. Das Haus ist hübsch gelegen, hat große und gut eingerichtete Zimmer, ist aber eine jener Gasthofseinöden, deren Leere und Stille den Fremden so unheimlich umfängt, daß er eine ganz gewöhnliche Schenke mit ihrem Lärm und ihrem Menschengewimmel vorziehen würde. Nach gründlicher Restauration unserer Kräfte gingen wir nach dem Schlosse Quisisana hinauf, dessen Pförtner zwar eine Einlaßkarte verlangte, sich aber mit der Versicherung begnügte, daß wir deren mehrere zu Hause liegen haben. Auf den Sandwegen des Gartens und in den Alleen des an den Bergabhängen oberhalb Castellamare herrlich gelegenen Parks vergaßen unsere Fußsohlen die spitzen Steine, auf denen sie sechs oder sieben Stunden lang gewandelt, und der hier wirklich prachtvolle Blick über Land und Meer entschädigte uns für die Aussichten, die wir an und auf dem Monte Sant' Angelo vergebens gesucht.

Meine Reisegefährten wollten in Castellamare übernachten,

um sich von hier aus nach Sorrent und Capri zu wenden, und ich verließ sie, um mit dem Bahnzuge nach Neapel zurückzukehren, welcher dem Fahrplan zufolge um 6 Uhr abgehen sollte. Auf dem Bahnhofe aber war es öde und leer, so sehr, daß ich Mühe hatte, dort einen Menschen aufzutreiben, der mir die Auskunft gab, daß man sich hier zu Lande nicht von einem Fahrplane tyrannisiren lasse, daß die königliche Eisenbahnverwaltung nicht dulde, daß sich ein Blatt Papier eindränge zwischen sie und das Publicum; der nächste Bahnzug gehe erst um ½8 Uhr ab, falls bis dahin nicht anders beschlossen werden sollte. Ich ließ meine kleinen Reisegeräthschaften in einem benachbarten Kaffeehause und ging anderthalb Stunden am Meeresufer spazieren, um ungestört dem Gedanken an die Hoheit und Würde nachhängen zu können, mit welcher die neapolitanische Eisenbahndirection ihren Beruf auffaßt. In das Kaffeehaus zurückgekehrt, fand ich meine Reisetasche von der Neugier sorgfältig durchsucht, unbeschadet jedoch der Vollständigkeit ihres Inhalts, wie ich denn überhaupt bei ziemlich geringer Wachsamkeit während eines mehrmonatlichen Aufenthalts in Italien niemals auch nur über den Versuch eines Eingriffs in mein Eigenthum zu klagen gehabt habe. — Diesmal beliebte es der Eisenbahnverwaltung ihre Stunde einzuhalten, sodaß ich mir meinerseits das Versprechen halten konnte, mich am Abend auf dem Café d'Europa mit einem großen Glase venetianischen Eises für meine heutigen Leistungen zu belohnen.

XLI.

Die Karthause bei Neapel.

Was sehen wir heute? war die Frage. Gar nichts, antwortete ich für meine Person. Ich bin dermaßen müde und matt vom Sehen und Bewundern, daß mir die Ruhe nöthiger ist als das liebe Brot. — Aber es ist ein schöner Tag, der benutzt sein will. Gut denn, machen wir einen einfachen Spaziergang oder eine Spazierfahrt ohne Ziel und Zweck. Wo hinaus? Gleichviel, nur nicht auf der Landstraße, nur nicht in der Sonnenglut. Man war mit dieser doppelten Bedingung einverstanden, aber es stellte sich bald heraus, daß deren Erfüllung ihre großen Schwierigkeiten habe. Nachdem wir uns eine Stunde lang vergeblich den Kopf zerbrochen, nachdem wir zwei oder drei Einheimische ohne Erfolg zu Rathe gezogen, wurden wir endlich gewahr, daß wir uns einer spaßhaften Täuschung hingegeben, indem wir unsere heimatlichen Erinnerungen an schattige Waldwege und frische Wiesenpfade unwillkürlich und unbewußt auf die Umgebungen Neapels übertragen. Wer sich nicht mit der ewigen Villa Reale begnügen will, deren man, so sehr sie anfangs besticht, bald genug herzlich überdrüssig wird, dem bleibt nur die Wahl, entweder der staubigen Landstraße zu folgen oder einen jener Fußpfade einzuschlagen, die sich zwischen zwei Gartenmauern endlos hinziehen, trockene Flußbetten

eines glühenden Luftstroms. Ein öffentlicher Garten vor dem Thor, ein Lustwäldchen, ein Rasenplatz, auf dem man, im Schatten von Weiden und Erlen gelagert, die heißen Stunden des Tages verträumen könnte, nichts von dem Allen ist auf viele Meilen in der Runde zu finden.

Indessen es sollte nun einmal gegangen sein und so machten wir uns denn nach langer verdrossener Unschlüssigkeit auf den Weg nach der Certosa di San Martino, deren Aussichten uns vielfach gerühmt worden waren. Der Weg nach dem genannten Kloster hat durchaus nichts Ländliches. Nachdem man von der Chiaja aus einige hundert Schritte stadteinwärts gegangen, kommt man an eine Treppensteige, welche zwischen zwei ununterbrochenen Häuserreihen zum Gipfel des Berges führt, auf welchem das die ganze Stadt beherrschende Fort Sant' Elmo liegt. Wir waren eine halbe Stunde lang im Schweiße unsers Angesichts treppauf gestiegen, als unser mühseliger Pfad sich in einem fahrbaren Wege verlor, welcher in ein Festungsthor einmündet. Wo ist die Karthause? fragte ich einen alten Kriegsknecht in der Schweizeruniform, welcher in bedenklichem Zickzackgange hinter uns drein gestolpert kam. Der Mann machte große Anstrengungen, um eine Antwort zu Stande zu bringen, aber die Zunge verweigerte hartnäckig den Gehorsam. Da indessen die Beine seinem guten Willen immerhin noch ein wenig zu Gebote standen, so bedeutete er uns, daß er uns führen wolle, und schritt dann in einer möglichst regelmäßigen Schlangenlinie auf jenes Festungsthor zu. Obgleich wir sehr wenig Vertrauen zu unserm Führer hatten, so folgten wir ihm doch, weil Niemand da war, bei dem wir uns bessern Rath hätten einholen können. Der arme Schelm, sagte ich mir, der in diesem Zustande in die Kaserne zurückkehrt! Man wird ihn ohne Zweifel gleich am Thore in Empfang nehmen und ihn seinen Rausch in irgend einem schwarzen Loche ausschlafen lassen.

Ein junger, hübscher Unteroffizier öffnete die Gitterthür, bestätigte auf unsere Frage, daß wir auf dem rechten Wege nach dem Kloster seien, und ließ den betrunkenen Kameraden zu meiner Verwunderung gänzlich unbeachtet. Dieser schritt uns jetzt, indem er sich eine möglichst stramme Haltung zu geben suchte, voran über den Hof, machte Halt an einem Thorwege, gab uns zu verstehen, daß dort der Eingang des Hauses sei, das wir suchten, verabschiedete sich dann mit einem militärischen Gruße und steuerte unangefochten an Offizieren und Unteroffizieren vorüber in seine Kaserne.

Woher die Karthäuser jenes Privilegium der Pracht und des Luxus haben, welches sie allenthalben ausüben, ich weiß es nicht, und vollends räthselhaft ist mir die Art und Weise, in welcher sie überall die Mittel zu finden wissen, welche ihre Bauwerke und ihre klösterlichen Einrichtungen auszeichnet.

Das Schnitzwerk, die eingelegten Arbeiten, die edlen Steine und Metalle und vor allen Dingen das Marmorgetäfel an Fußböden, Pfeilern, Wänden und Gewölben scheinen in den Karthäuserklöstern zu den Nothwendigkeiten des Lebens zu gehören, deren man nie genug und noch weniger zu viel in Vorrath haben kann. Und so groß der Ueberfluß an Kostbarkeiten dieser Art bei den Karthäusern zu sein pflegt, so wenig verstehen sie es gewöhnlich, eine großartige Wirkung mit ihren Reichthümern hervorzubringen. Ihre Gebäude haben keinen Schwung, keine Majestät, sondern lediglich jenen prahlerischen Glanz, der eines asiatischen Götzentempels würdiger sein würde als einer christlichen Kirche. In ähnlichen Tempeln muß Sardanapal seine Opfer gebracht, und Heliogabalus seine Orgien gefeiert haben. Durch Erz und Marmor die Gottheit zu ehren, ist ein zu erbärmlicher Gedanke, als daß selbst das finsterste Mönchsgehirn ihm Herberge geben sollte, und was die Menschen betrifft, so mag

der Prunk und Pomp einer Karthäuserkirche sie vielleicht blenden, aber erheben nimmermehr.

Durch eine lange Reihe von Gängen, Höfen und Vorzimmern führt uns der Pförtner des Klosters in die sogenannten Gemächer des Vicars, welche unbewohnt zu sein scheinen, obgleich sie ihrer Lage nach wenige ihres Gleichen haben mögen auf Erden. Die gepriesene Aussicht von der Höhe des Camaldulenserklosters tritt in Schatten neben der Aussicht aus jenen Erkzimmern der Karthause. Ganz Neapel liegt unmittelbar zu unsern Füßen. Auf zwei Seiten des Berges gleitet der Blick über die blühenden Terrassen des Klostergartens nach der Stadt hinab, welche eingerahmt von grünen Hügeln und von blauem Meere mit ihren weißen Palästen im Sonnenlicht funkelt wie ein Edelstein. Wo die Stadt aufhört, fangen die Landhäuser an, welche an den Bergen und dem Meerbusen entlang zu Tausenden aus der Umkränzung von Rebgeländen und Fruchtbäumen lachend hervorschauen. Uns gegenüber, jenseits des von unzähligen Segeln belebten Meerbusens, der dampfende Vesuv mit den freundlichen Städten und Städtchen, die sich keck und sorglos an seinen Abhang gelagert haben, Portici, Resina, Torre del Greco und Annunziata. Zur Rechten des Vulkans und durch einen schmalen Zwischenraum von demselben getrennt, das steile Gebirge, auf dessen schmalen Uferterrassen Castellamare, Sorrento und Massa liegen, so nahe gerückt durch die Klarheit der Luft, daß man sie im Sprunge erreichen zu können glaubt. Links aber vom Vesuv, da wo sein Fuß sich in das üppig blühende Campanerthal verliert, tritt der blaue Apennin von Ferne in die Landschaft herein, um das wundervolle Bild zu schließen.

Der Pförtner, welcher uns begleitete, gab durch seine unruhigen Bewegungen zu verstehen, daß es Zeit sei, abzubrechen. Wo man Stunden gewünscht hätte, waren nicht

einmal Minuten vergönnt. Ich fragte nach dem Eingange in den Garten, indem ich hoffte, dort der lästigen und drängenden Begleitung überhoben zu sein. Der Garten ist verschlossen, hieß es, und der Schlüssel im Gewahrsam des Priors; nur von Zeit zu Zeit wird er für die Mönche geöffnet. — Also selbst die freie Luft wird diesen unglücklichen Menschen mit barbarischem Geize zugemessen! Mit dem Gefühl des Ekels und der Empörung wendete ich dem Kloster den Rücken.

Draußen begegneten wir einer Menge kleiner Trupps von Schweizersoldaten, alle in ähnlicher Verfassung und des nämlichen Weges kommend wie jener erste, der uns als stummer Führer gedient hatte. Sie sprachen laut, gesticulirten lebhaft und stolperten beträchtlich. Einige von ihnen, nachdem sie in uns Deutsche erkannt, erwiesen uns allerlei redselige Ehre und Höflichkeit, die wir natürlich dankbar entgegennahmen, obwol die Worte der Herren uns vermöge ihres mangelhaften Zusammenhanges oft einigermaßen unverständlich blieben. Die Mehrzahl der Soldaten bestand aus Graubärten, die seit zwanzig oder dreißig Jahren im neapolitanischen Dienst waren, rothnasig, liederlichen Aussehens, der ganzen Erscheinung nach Lanzknechte im schlechtesten, d. h. im eigentlichsten Sinne des Worts. Wie die heutigen Schweizer überhaupt ein körperlich sehr verwahrlostes Geschlecht sind, so spielen auch die Kriegsknechte, welche sie nach Neapel liefern, meistens ziemlich kümmerliche Figuren — garstige Gesichter, elender Wuchs, jämmerliche Haltung. Trifft man unter den Schweizern eine hohe kräftige Gestalt, so gehört sie in der Regel einem Deutschen. Welch ein Abstand von den großen, breitschulterigen, schönen Leuten der neapolitanischen Garde zu den misgewachsenen, häßlichen Söldlingen der Schweizerregimenter! Mit welcher Verachtung jene feinen mäßigen Italiener auf diese wüsten Trunkenbolde herabsehen

würden, wenn sie sich nicht sagen müßten, daß in gewissen schwierigen Augenblicken der windschiefste und durstigste Schweizer zehn der nüchternsten und schlankesten Neapolitaner werth ist!

Sie sind sehr tapfer, die Schweizer, sagte mir im Tone der Bewunderung ein neapolitanischer Seemann; sie haben keine Furcht vor dem Tode. Ja freilich, das ist das ganze Geheimniß des Muthes der Einen und der Feigheit der Andern. Die Italiener haben das Leben so lieb, daß sie kaum die Möglichkeit der Todesverachtung begreifen. Halb klingt es wie Bewunderung und halb wie Vorwurf, wenn Petrarca uns, die Unterdrücker und Verwüster seines schönen Vaterlandes, Barbaren nennt, a chi morir non duole, denen das Sterben nicht leid thut. Unser Dichter aber antwortet ihm:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Die liederlichen Burschen, welche in den neapolitanischen Schweizerregimentern eine letzte Zuflucht suchen, finden hier einen leichten Dienst, hohen Sold, wohlfeilen Wein und die größte Nachsicht für das Lieblingslaster des deutschen Stammes, den Trunk — was Wunder, daß sie sich in ihre Lage finden, um an keinen Wechsel und an keine Rückkehr mehr zu denken. Mit der Aussicht auf eine schließliche Pension, welche ihre letzten Tage sicher stellt, werden die Schweizersoldaten gewöhnlich alt und grau in der Uniform, und so viele ich davon bis jetzt gesprochen, alle ohne Ausnahme zeigten sie sich vollkommen zufrieden mit ihrem Loose, und keiner äußerte das mindeste Verlangen nach der Heimat, in welcher freilich wol nur die wenigsten etwas Anderes zurückgelassen haben mochten als Elend und zerrüttete Verhältnisse. Wahr ist es, daß auch Leute, die zu etwas Besserem berufen waren, durch ein stürmisches Geschick in die Reihen

der neapolitanischen Soldknechte geworfen werden; wahr ist es, daß manche dieser Leute das Bewußtsein eines edlen Berufes auch in den Lägern des arglistigsten und rachsüchtigsten Despotismus zu bewahren wissen, der jemals die Erde geschändet hat: aber ich spreche nicht von dem Unglück des Einzelnen, sondern von der Gemeinheit des großen Haufens. Nichts natürlicher als die soldatische Zuverlässigkeit dieser Abenteurer des niedrigsten Ranges. Mit der letzten Wurzel losgerissen vom heimatlichen Boden, ohne alle Verbindung mit dem Volke, zu dessen Knechtung sie sich misbrauchen lassen, den Haß, dessen Gegenstand sie sind, mit Verachtung erwidernd, haben die Schweizersoldaten in der Kaserne ihre Familie und ihr Vaterland, in der Aufrechterhaltung ihres Brotherrn ihre einzige Hoffnung. Ohne die Schweizer wären die Sicilianer seit drei Jahren ein selbständiges und vielleicht ein freies Volk, wäre wahrscheinlich weniger Kettengeklirr in den neapolitanischen Kerkern und weniger Willkür auf dem neapolitanischen Throne. Ja, die Schweizer haben das Königthum in Neapel gerettet, welches ohne sie draußen in der Verbannung immerhin ein paar Jahre hätte warten mögen, bis ihm von der großen europäischen Staatsrettungsanstalt in Wien die Wiedereinsetzung ermöglicht worden wäre. Möglich indessen, daß Neapel nichts dabei verloren, daß der königliche Absolutismus diesmal zu seiner Wiederherstellung der österreichischen Bayonnete nicht bedurfte; gleichwol wird man sich nicht wundern, wenn die Neapolitaner den Schweizern gerade kein besonderes Verdienst daraus machen, daß sie ihnen eine neue österreichische Invasion erspart haben. Früher oder später wird die Erbitterung gegen das fremde Söldnergesindel zu einer furchtbaren Katastrophe führen, die keine Tapferkeit abzuwenden vermag. Mag man durch schamlos betriebene und vom schimpflichsten Erfolge begleitete Werbungen die Stärke der Schweizerregimenter immerhin verdoppeln, es

wird der Tag kommen, wo sich das neapolitanische Heer und das neapolitanische Volk durch eine stillschweigende Verschwörung der Wuth und der Verzweiflung gegen die fremde Bande vereinigen, und dann wehe einem Jeden derselben, welcher den Augenblick versäumt, wo es ihm noch vergönnt ist, sich seewärts in Sicherheit zu bringen. Rechnet nicht auf Erbarmen, rechnet nicht auf Menschlichkeit, rechnet am wenigsten auf das Gesetz des Krieges, welches dem besiegten und entwaffneten Feinde Rechte gibt. Die Rache wird sein wie die Missethat, namenlos. Und wenn eure Landsleute in den freien Bergen der Schweiz den erschlagenen Bütteln des Königthums diesmal ein Denkmal aufrichten, welches eures Heldenthums würdig ist, so wird es ein todter Hund sein, den man beim Schwanze an den Schandpfahl hängt.

XLII.

Auf dem Vesuv.

Neapel zu verlassen, ohne den Vesuv bestiegen zu haben, wäre ein noch schwererer Verstoß gegen Herkommen und Schicklichkeit, als in Rom gewesen zu sein, ohne den Papst zu sehen. So wurde denn, weniger aus innerm Antriebe, als um der Sitte zu genügen, die Bergfahrt unternommen, von welcher ich mir kaum eine andere Frucht versprach als ein beruhigtes Gewissen. Die sogenannten schönen Aussichten, mit denen man uns auf die Spitze hoher Berge lockt, sind gewöhnlich der Art, daß ich, aufrichtig gesprochen, nicht die allermindeste Entschädigung für die Mühe des Steigens darin finde. Je höher der Berg, und je einsamer er dasteht, desto kärglicher ist der Lohn der Anstrengung. Auf einem Gipfel, welcher seine ganze Umgebung um so und so viel tausend Fuß überragt, verwischt sich für das Auge die ganze Physiognomie der tiefer liegenden Gegenstände, Thal und Hügel verschwimmen ineinander, der Wald unterscheidet sich nur etwa noch der Farbe nach von Feld und Wiese, Städte und Dörfer werden ebenso viele bunte Flecke auf der Landkarte, und ein Horizont von Dunst und Nebel bildet die Einfassung des ebenso charakterlosen wie unermeßlichen Rundgemäldes. Nun kommt freilich der ortskundige Mann, deutet nach Osten und spricht: Hier sehen Sie das Minaret der großen Moschee von

Ispahan. Ich folge der Richtung des Fingers, suche und suche, und endlich finde ich eine fast unsichtbare Nadelspitze, oder bilde mir doch wenigstens ein, sie gefunden zu haben. Der Ortskundige wendet sich nach Süden und sagt: Jener weiße Streif ist der Nil, da, wo er die ersten Katarakte bildet. Abermals wird der Sehnerv bis zum Springen angespannt, und richtig, dort hinten ist eine lichte Stelle im Nebel, deren helle Färbung von tausend Ursachen herrühren kann, und möglicherweise auch von dem Reflex des Sonnenlichtes, das sich in einem Wasserfall spiegelt. Wie es scheint, finden viele Leute in topographischen Beobachtungen dieser Art ein überaus großes Vergnügen, ich aber, wie gesagt, gehöre nicht zu ihrer Zahl. Bei einer Aussicht, die mich fesseln soll, darf der malerische Vordergrund nicht fehlen, den der Blick von hohen Berggipfeln herunter fast niemals findet; ich verlange deutliche Gegenstände und klar ausgesprochene Formen, und so geschieht es, daß ein glücklicher Standpunkt auf einer mäßigen Anhöhe mir fast immer einen viel größern Genuß gewährt als die gepriesensten Aussichten aus der Wolkenregion.

Der Vesuv ist nun freilich nicht sehr hoch, aber er steht so vollkommen vereinzelt und ragt so weit über die ganze Umgegend hervor, daß ich mir von der Aussicht dort droben keine Befriedigung der angedeuteten Forderungen versprechen konnte. Indessen wer weiß — sagte ich mir, während sich unsere kleine Karavane in Bewegung setzte.

In Resina wurde vor dem Hause des Don Vicente Cuzzoli Halt gemacht, der uns von verschiedenen Seiten als Führer angelegentlich empfohlen worden war. Der Mann war zu allgemeiner Freude zu Hause, und nach den Schilderungen, die man uns von seinen Verdiensten gemacht, zweifelten wir nicht, nunmehr den Schlüssel zu der ganzen Vergangenheit und zu allen Räthseln des Vulkans in Händen

zu haben. Wie große Erwartungen man aber auch von den Diensten Don Vicente's hegte, man hätte dieselben womöglich gern umsonst gehabt, und man endigte zuletzt damit, daß man seine mäßige Forderung auf den Spottpreis von drei Piastern (etwa vier Thaler) für den Führer und die uns nöthigen sechs Pferde herunterbot. Leider ist es an der Tagesordnung, daß die Reisenden in Italien durch unbillige Zumuthungen das Ihrige dazu thun, Fuhrleute, Pferdeverleiher, Wirthe und die andern Leute, mit denen sie in Berührung kommen, immer mehr zu demoralisiren. Zwischen den Einen und den Andern ist ein wahrer Wettstreit entstanden, sich gegenseitig zu prellen, und ich habe mehr als einmal Zeuge sein müssen, daß nicht der Reisende der Geprellte war. Der Italiener, um sein Pferd nicht müßig im Stalle stehen zu haben, oder auch aus Neid und Misgunst gegen seinen Nachbar, läßt sich heute einen Preis gefallen, bei welchem er offenbar nicht bestehen kann, und morgen muß ein Reisender mit weniger verhärtetem Beutel das heutige Deficit doppelt decken. Der Reisende seinerseits, der sich vom Vetturin übertheuert glaubt, hält sich dafür schadlos an dem Wirthe, dem er eigenmächtig die unverschämtesten Abzüge von der Rechnung macht. Kurz es ist ein ewiger Krieg um ein paar Groschen, der von der einen Seite so wenig wie von der andern mit anständigen Waffen geführt wird, und dessen Kosten zuletzt der Dritte zahlt, der sich neutral verhält, weil ihn die Erbärmlichkeit dieses Treibens anekelt.

Der erste Gewinn, welchen unsere Knauserei uns eintrug, war ein wüthender Zank zwischen den Pferdeverleihern untereinander und mit dem Führer, dessen Preis sie ungenügend fanden, ohne ihn fahren lassen zu wollen. Durch die engen Gartengassen der Stadt, in denen sich's nur im Schritt vorwärts kommen ließ, verfolgte uns, von den grimmigsten Mienen und Geberden begleitet, ein Gebelfer, ähn-

lich dem Bellen des Dante'schen Cerberus, bei dem die Verdammten sich wünschen taub zu sein. Ich meinerseits war nahe daran, die ganze Bande in den Rachen des Höllenhundes hinein zu wünschen, als wir endlich das Freie gewannen, gerade noch zur rechten Zeit, um mir diesen vielleicht ganz Dante'schen, aber sicherlich sehr wenig evangelischen Wunsch zu ersparen. Ein paar Hiebe mit dem Bergstecken, der uns einstweilen als Reitpeitsche diente, und die zwar unansehnlichen aber kräftigen Pferde hatten unsere Ohren in Sicherheit gebracht.

Ein rauher Pfad führt ein paar Stunden lang in mäßiger Steigung anfangs durch Gärten und Weinberge, dann über weite Lavafelder hinweg. Die Lava erscheint hier nicht wie ein erstarrter Strom, sondern in der Gestalt von Schlacke und Geschiebe, ohne irgendwo ein compacte Masse und eine ebene Oberfläche darzubieten; sie zerbröckelt unter dem Huftritt, und ist überhaupt augenscheinlich ein ganz anderer Stoff, als jene sechzig und siebenzig Fuß mächtigen Felsenschichten, welche sich über Herculanum gelagert haben und die an mehrern andern Orten in der Nachbarschaft Neapels das dauerhafteste Baumaterial liefern. Ob der Vesuv in unsern Zeiten des fabrikmäßigen Gewerbes jene solide Waare nicht mehr liefert, oder welche Bewandtniß es sonst mit der Verschiedenheit jener und dieser Lava hat, muß ich dahingestellt sein lassen. Genug, daß das Erzeugniß der Ausbrüche des Vesuvs, welches den nach Resina zugewendeten Abhang des Berges bedeckt, durch kein äußerlich erkennbares Merkmal sich als einen geronnenen Strom darstellt, sondern als eine poröse zerbrechliche Schlackenmasse, von der man vielmehr glauben sollte, daß sie in erkaltetem, als daß sie in flüssigem Zustande an diese Stelle gekommen sei. Alle jene Laven, obgleich von sehr verschiedenen Ausbrüchen herrührend, deren Datum man bis in das vorige Jahrhundert hinein genau

anzugeben weiß, sind den Formen und der Farbe, kurz dem ganzen Aussehen nach, wenigstens oberflächlich betrachtet, einander ebenso ähnlich, wie sie der alten massiven Lava unähnlich sind.

Auf halber Höhe angelangt, wendet sich der Pfad zur Linken nach dem niedrigern von den beiden Gipfeln des Berges zu, welcher sich nunmehr auch dem ungeübten Auge als das Ueberbleibsel eines alten ungeheuren Kraterrandes darstellt, dessen noch vorhandener Rest sich in Form eines Kreisabschnittes um einen Theil des jetzigen Kegels herumzieht. Am äußern Rande dieses ehemaligen Kessels steht die Einsiedelei, bei welcher die fahrbare Straße endet, nachdem der Reitweg, den wir eingeschlagen, kurz zuvor in dieselbe gemündet, und etliche hundert Schritte oberhalb der Einsiedelei erhebt sich das meteorologische Observatorium, ein freundliches, wohnlich aussehendes Gebäude, welches den ganzen Anblick der hier bereits sehr öde gewordenen Umgebung erheitert. Vor der Einsiedelei standen die letzten Bäume; hinter dem Observatorium hört alle Vegetation auf, denn der ganze Boden ist übersäet mit frischen Erzeugnissen aus der Esse Vulkans, zwischen denen sich anfangs noch hier und da einige magere Halme hervordrängen, die indessen bald unter Asche und Schlacken bis auf die letzte Spur verschwinden.

Vom Observatorium aus wendet sich der Pfad nach der Thalschlucht, welche durch den jetzigen Hauptgipfel des Vesuvs und das Bruchstück vom Rande des urweltlichen Kraters gebildet wird. Obgleich die Hebungen und Senkungen des Bodens im Grunde dieser Schlucht nur unbedeutend sind, so wird der sich durch dieselbe hinziehende Weg doch mit jedem Schritte schwieriger durch die immer mehr sich häufenden Lavablöcke, zwischen denen er hindurch- und über die er hinweggeht. Mit der größten Behutsamkeit suchten die Pferde die Stellen aus, auf welche sie den Huf mit Sicherheit setzen

konnten; wie beruhigend aber auch die kluge Vorsicht war, mit der sie auftraten, rathsamer wäre es immer gewesen zu Fuß zu gehen, wozu sich indessen in Aussicht auf die bevorstehende Anstrengung nur der Eine und der Andere verstehen mochte.

Eine kleine sandige Fläche, durch eine aufrecht stehende Lavawand gegen den Wind geschützt, der ziemlich rauh durch das Thal fuhr, bildete den Lagerplatz, wo wir absteigen mußten, weil der Pfad jenseits dieses Punktes aufhört für Pferde gangbar zu sein. Ein Knabe mit einem Korbe voll Apfelsinen, Brot und Eiern, ein paar Tragsessel von Strohgeflecht, zehn oder zwölf Sesselträger, und der unvermeidliche Repräsentant der öffentlichen Ordnung in Gendarmerieuniform stellten das Personal und das Inventarium dieses Karavanserai unter freiem Himmel dar.

Kaum hatte ich den Fuß aus dem Bügel, so standen zwei stämmige Kerls vor mir, die eine Art Bandelier um die Schultern trugen, dessen in eine Schleife auslaufende Enden sie mir darreichten, ohne Worte zu verlieren, und als ob sich das so von selbst verstehe. Ich begriff, daß man mir zumuthe, mich den Berg hinaufziehen zu lassen und dankte für das Anerbieten. Die Leute thaten ganz verwundert und affectirten mir ins Gesicht zu lachen ob des thörichten Gedankens, mit eigenen Kräften auf den Vesuv gelangen zu können. Von meinen Reisegefährten gleichfalls zurückgewiesen, begann die ganze Schar gleichwol mit uns bergan zu steigen. Unser Abmahnen war lange vergeblich. Wir gehen zu unserm eigenen Vergnügen, antworteten sie auf den wohlgemeinten Rath, sich die vergebliche Mühe zu ersparen. Sie rechneten darauf, daß wir uns unterwegs eines Andern besinnen würden, und in der That war einiger Grund dazu vorhanden. Der sogenannte Aschenkegel des Vesuvs, an dessen Fuß die Wanderung begann, steigt unglaublich steil empor,

und sein unterer Theil ist mit einem feinen Sande bedeckt, in welchen man bei jedem Schritte schuhtief versinkt. Während man den einen Fuß aus dem Sande herauszieht, gleitet der andere, auf welchem das Gewicht des Körpers ruht, wieder zurück, sodaß man, um eine Elle vorwärts zu kommen, drei oder vier Schritte machen muß. Der Bergstock ist dabei von geringem Nutzen, denn er versinkt unter dem Drucke der Hand ins Bodenlose. Mit einem Worte, der Weg ist der Art, daß ohne Zweifel Mancher den Athem und den Muth verliert, ehe er das erste Viertel desselben hinter sich hat.

Sie sind sehr ermüdet, sagte mir einer der Männer, die zum eigenen Vergnügen mit uns gingen, als er bemerkte, daß die Schwierigkeit des Weges mich veranlaßte, meine Kräfte zu schonen; Sie sind sehr ermüdet, wiederholte er mit einer Miene der Theilnahme, die mich höchlich verdroß — nehmen Sie die Schleife, setzte er in einem vertraulichen Tone hinzu, der darauf berechnet war, mir das thatsächliche Eingeständniß der Schwäche zu erleichtern. Ich wies den Vorschlag heftiger zurück als gerade nöthig. Nehmen Sie, nehmen Sie, versetzte er dringender, ich verlange nur drei Carlin. Diese bescheidene Forderung — drei Carlin machen zehn Silbergroschen — gab meiner Eigenliebe eine kleine Genugthuung, denn sie sagte mir, daß der Mann recht gut begriff, wie wenig ich seiner Dienste bedürfe, die er sonst sicherlich nicht zu einem solchen Schleuderpreise angeboten haben würde. Ich dankte ihm in etwas milderem Tone. Zwei Carlin, sagte er, indem er mir die Schleife von neuem darbot, und als ich statt aller Antwort den Kopf schüttelte, rief er aus: Einen Carlin! Mein guter Mann, versetzte ich ihm mit engelgleicher Milde, und wenn Ihr mir einen Piaster darauf zahlen wolltet, ich würde mich von Euch nicht auf den Berg hinaufschleppen lassen. Das wirkte. Der Mann

ließ von mir ab und trat mit seinen Gefährten, die inzwischen einen ebenso heftigen und ebenso vergeblichen Sturm auf meine Begleiter gemacht hatten, den Rückzug an.

Der tapfere Widerstand, den wir der Versuchung geleistet, fand seine Belohnung. Es zeigte sich nämlich, daß die Leute ihren letzten Anlauf auf unsere Ausdauer bis zu dem Punkte verschoben hatten, wo der schwierigste Theil der Arbeit seinem Ende nahe war. Ablenkend von der sandigen Bahn, die wir bisher verfolgen mußten, betraten wir einen durch Lavageröll gebildeten Grat, welcher parallel mit dem Sandabhange, aber seiner ganzen Länge nach haarscharf von demselben geschieden, bis zum Gipfel emporsteigt. Links das tiefe Sandbett, rechts und um einige Fuß höher gelegen das steinige Ufer, zwei hart aneinandergrenzende und gleichwol durchaus verschiedene Regionen, die streng gesondert ohne Uebergang oder Vermittelung bis zur Höhe des Berges nebeneinander herlaufen.

Der Abhang bleibt indessen ebenso steil wie bisher, der Wanderer muß nach wie vor in schnurgerader Richtung nach der Bergspitze emporklimmen, das Geröll, auf dem er schreitet, bietet ihm keineswegs einen sichern Stützpunkt, und während er alle mögliche Mühe hat, festen Fuß zu fassen, ist er von vorn immerwährend durch die Rollsteine bedroht, die sich unter dem Tritte seiner Vormänner ablösen.

Endlich sah ich den leichtfüßigsten dieser Vormänner, welcher allen Andern um hundert Schritte vorausgeeilt war, und nach welchem ich von Zeit zu Zeit forschende Blicke ausgeschickt hatte wie Noah seine Raben und Tauben, endlich sah ich, wie er sich erschöpft auf den Boden fallen ließ, ein sicheres Zeichen, daß er am Ziele war. Mit neuem Muthe arbeitete ich mich vorwärts, und nach einigen Minuten lag ich athemlos und schweißbedeckt neben dem Sieger im Wettlauf.

In den ersten Augenblicken war ich viel weniger mit dem Punkte beschäftigt, auf welchem ich mich befand, als mit dem Wege, den ich zurückgelegt hatte, und auf welchem ich die Andern mit einer jener Empfindungen heraufkeuchen sah, die der menschlichen Natur nicht gerade zur Zierde gereichen, die sich aber einmal nicht ableugnen lassen. In der That aber war, wie ich bald entdeckte, dort droben, wo wir lagerten, wenig oder nichts zu sehen, das einer besondern Aufmerksamkeit werth gewesen wäre. Der Gipfel des Berges bildete eine kleine unebene Fläche, deren entferntester Punkt dreißig bis vierzig Fuß höher sein mochte als derjenige, auf welchem wir ausruhten. Sand, Asche und Steine bedeckten den Boden, dessen Wärme man durch die Schuhsohlen hindurch fühlte, und aus welchem hier und da ein leichter Dampf aufstieg. Das war mir denn doch gar zu wenig, und ich wandte einen fragenden Blick auf Don Vicente Cuzzoli. Dieser Stein hier, erwiderte er auf meine stumme Frage, indem er auf einen großen Kiesel deutete, dieser Stein hat in meiner Gegenwart einen Amerikaner erschlagen, und jener andere einem Deutschen den Arm zerschmettert. Aber der Krater, der sie ausgespien? sagte ich. Dieser Krater, antwortete er, ist im vorigen Jahre eingestürzt; wenn Sie aber sehen wollen, was davon übrig ist, so kann ich Sie hinführen.

In Wort und Ton des Mannes lag so wenig Versprechendes, daß ich es vorzog, mich zu meinen Reisegefährten zu gesellen, die sich inzwischen um den Korb des obenerwähnten Knaben gruppirt hatten, der uns mit seinem Brot, seinen Eiern und seinem Weine auf gut Glück gefolgt war. Und zu unserm guten Glücke, denn die Anstrengung und die scharfe Luft hatten allerlei Begehrlichkeiten in uns aufgeweckt, welche sich mit einer winzigen Flasche Lacrimä Christi und einigem Zuckerwerk, das aus Portici mitgenommen war, nicht würden

haben beschwichtigen lassen. Dank dem Unternehmungsgeiste des kleinen Marketenders, konnten wir, nachdem die Eier an vulkanischem Feuer gesotten waren, ein fürstliches Mahl halten, bei welchem die Zeit nicht ängstlich gemessen wurde, da wir meinten, daß uns wenig zu thun übrig bleibe, als den Rückweg anzutreten.

Gehen wir also den Krater sehen, hieß es nach aufgehobener Tafel. Wollen wir mit dem alten oder dem neuen anfangen? fragte der Führer. Also es gibt auch einen neuen Krater — gut, dann sehen wir diesen zuerst. Don Vicente führte uns um einen kleinen Bergvorsprung herum, den wir kaum hinter uns hatten, als uns gewaltige Dampfwolken entgegenschlugen, die wir früher nicht bemerkt. Die Schwefeldünste blendeten uns die Augen und versetzten uns den Athem, aber wir mußten hindurch. Mit jedem Schritte wurde der Pfad schwieriger, und bald befanden wir uns auf einer wenige Fuß breiten Kante zwischen zwei beinahe senkrechten Abgründen — links der steile Abhang des Aschenkegels, rechts die unermeßliche Tiefe des Kraters, aus welchem fort und fort die qualmigen Schwaden emporstiegen, die uns ein feindseliger Wind ins Gesicht warf. Die Wanderung auf dieser Bahn, auf welcher wir zuweilen die eigenen Füße nicht sehen konnten, war nichts weniger als erquicklich, und Keiner von uns verspürte die mindeste Lust, sie fortzusetzen, als wir endlich einen Punkt erreicht hatten, wo wir gegen den Wind und die schwefelschwangern Dämpfe einigen Schutz fanden. Hier erst hatten wir Muße, einen Blick in die Tiefe des Kraters zu schicken, an dessen Rand wir bisher gewandelt. Ein furchtbares Bild, das großartigste, grausenvollste, das ich je gesehen. Das Auge erreicht vielleicht kaum die Hälfte der Tiefe des Kessels, dessen Wände jach aus dem ungemessenen Abgrunde emporsteigen. Hier und da treten mächtige Rippen und drohende Zacken aus den rusigen Wänden des

Kraters heraus, grelles Roth und schreiendes Gelb schielen unheimlich aus der schwarzen Tiefe hervor, und langsam steigen die schweren Dampfwolken in die Höhe, wie der Pesthauch aus einem Höllenrachen. Es war ein überwältigendes Schauspiel, welches mit zehnfach größerer Anstrengung nicht zu theuer erkauft gewesen wäre.

Der unabweisliche Gedanke an das neue Schwefeldampfbad, welches auf dem Rückwege unser wartete, ließ uns nicht so lange verweilen, wie wir gewünscht hätten, und als wir den Pfad zwischen den beiden Abgründen zum zweiten Male hinter uns hatten, fühlte allem Anschein nach Keiner von uns einen besonders lebhaften Drang, ihn zum dritten Male zu betreten. Dagegen gingen wir, den alten Krater zu besichtigen, der freilich, halb verschüttet wie er ist, und mit seiner gänzlich erstorbenen Miene, nachdem wir seinen lebendigen Nachfolger gesehen, keinen lebhaften Eindruck mehr hervorbringen konnte.

Wenn wir vor Dunkelwerden, wie das sehr rathsam war, die Fahrstraße wieder erreichen wollten, so blieb für das Studium der Fernsicht keine Zeit mehr übrig; worüber ich mich denn sehr leicht beruhigte, da der erste flüchtige Ueberblick mir gesagt hatte, daß mein Vorurtheil gegen die Aussicht von dort oben sich vollkommen rechtfertigte — vor meinem eigenen Geschmacke nämlich, den ich mir ebenso wenig streitig machen lassen, als Andern aufdrängen will. Wir machten uns also auf den Heimweg, dessen erster Theil weit leichter von Statten ging, als ich gehofft hatte. So beschwerlich es ist, in dem Sande bergauf zu steigen, ebenso bequem ist es, sich in demselben zu Thale gleiten zu lassen; mit sicherm Schritt, im Sprunge, wenn man will, durch das tiefe Versinken im Sande vor jedem Unfalle beschützt, erreicht man ohne Anstrengung den Fuß des Aschenkegels in dem vierten Theile der Frist, welche das Ersteigen desselben erfordert.

Unsere Pferde, welche inzwischen von der Hoffnung auf das Futter gelebt hatten, das sie vielleicht im Stalle vorfinden würden, zeigten gleichwol geringe Lust, sich heimreiten zu lassen, und es kostete bei einigen derselben eindringliche Ueberredungskünste, ehe sie sich dazu verstanden. Mit verdoppelter Vorsicht, denn die Dämmerung war im Anzuge, ging es dann durch die Lavagefilde bis zur Einsiedelei, bei welcher wir diesmal die Fahrstraße einschlugen, die uns zwar auf beträchtlichem Umwege, aber dafür auch ohne Gefährdung unserer Gliedmaßen gen Portici führte. Die Luft war milde, der Himmel sternenhell, der leise Abendwind brachte uns Düfte und Klänge des Frühlings aus den Gärten der Stadt, und als ich vom Pferde stieg, durfte ich mir mit gutem Gewissen sagen: Der Tag war nicht verloren.

XLIII.

Castellamare, Sorrent und Capri.

Der Frühzug war eben abgegangen, als wir auf dem Bahnhofe ankamen; aber es war wenig damit verloren, denn wir wurden sofort von einem Schwarme von Kutschern umlagert, die sich erboten, uns für einen Spottpreis, wie er für Pferde und Wagen nur in Neapel möglich ist, nach Castellamare zu bringen. Freilich verloren wir bei der Fahrt im Wagen ein paar Stunden, dafür ersparten wir uns aber auch die Marterbänke der Eisenbahn, und überdies lernten wir eine neue Straße kennen, auf der ohne Zweifel Manches zu sehen und vielleicht auch zu lernen war. So stiegen wir denn raschen Entschlusses in die erste beste „Carrosse" hinein und im reißenden Trabe ging es zum Thore hinaus.

Wo Neapel aufhört, da fängt eine Reihe von Ortschaften an, die sich ununterbrochen stundenweit am Meeresufer hinzieht. Diese Fortsetzung von Neapel steht der Hauptstadt selber in keiner Beziehung nach — das nämliche Pflaster von Lavaplatten, ebenso große Paläste und ebenso geschmackvolle Villen, deren Linie nur hier und da durch bürgerliche Wohnhäuser unterbrochen wird. Es ist eine unermeßliche Straße, welche sich vom Thore von Neapel bis über Torre del Greco hinaus erstreckt, breit und schön, wie wenige von den Straßen der Hauptstadt selbst. Ohne den Durchblick auf

herrliche Gärten, welchen die Gitterthore der Häuser gewähren, würde man nicht einmal ahnen können, daß man auf dem Lande ist. Diese Straße führt eine Menge verschiedener Namen. An einer Stelle heißt sie Strada reale del Purgatorio. Welche Schmeichelei! Dell' Inferno sollte es heißen. — Erst jenseits Torre del Greco, in der Nähe von Annunziata gelangt man wahrhaft ins Freie; zur Rechten die See, zur Linken den Vesuv und vor uns eine lachende Frühlingslandschaft, welche durch die waldigen Höhen oberhalb des reizend gelegenen Castellamare geschlossen wird.

Kaum waren wir auf dem Markte dieses Städtchens aus dem Wagen gestiegen, als ein gefährlicher Reiterangriff auf uns gemacht wurde. Eine ganze Schwadron von Rittern zu Esel kam im prasselnden Galopp auf uns eingesprengt, im Nu waren wir umringt, von einem wilden Chor gellender Stimmen angefallen, betäubt, widerstandsunfähig gemacht. Es handelte sich darum, freiwillig oder mit Gewalt einen Ritt zu Esel zu machen. Wir baten um Gnade, erlangten aber nur, daß man uns einstweilen in das benachbarte Kaffeehaus entließ. Während wir uns dort die Stirn trockneten und Athem schöpften, hielt die ganze Cavalerie an der Thür mit spartanischer Ausdauer Wacht. Es war an kein Entrinnen zu denken, wir mußten Ranzion zahlen oder Gefangene bleiben auf Lebenszeit. Begreiflicherweise zogen wir das Erstere vor, allein die Sache war nicht so leicht auszuführen, wie man hätte meinen sollen. Wir waren unser Vier, und draußen warteten wenigstens zwanzig Esel, die alle den nämlichen Anspruch auf die Ehre machten, von uns geritten zu werden; es mußte also eine Wahl vor sich gehen, und das war keine Kleinigkeit. Unter Drängen, Schreien, Ellenbogenstößen, Fuß- und Huftritten gelangte ich endlich in den Sattel des stattlichsten Langohrs der ganzen Bande, und von diesem meinem erhabenen Sitze konnte ich mit dem

Gefühle des Schiffers, der unter Sturm und Drang den Hafen erreicht hat, auf das Getümmel hinunterschauen, das sich immer wilder um mich her bewegte. Man machte sich meine Reisegefährten dermaßen streitig, daß deren Rockschöße in die augenscheinlichste Gefahr geriethen, und zuletzt entstand unter den Eseltreibern eine allgemeine Prügelei, ein warnendes Vorbild des entsetzlichen Krieges Aller gegen Alle, welchem die Menschheit nur vermöge des dreimal gesegneten Instituts der Gendarmerie bisher entgangen ist. Ohne Gendarmerie — schrecklicher Gedanke — würden wir uns gegenseitig verschlingen wie jene beiden Löwen, von denen nur die Schwänze übrig blieben. — Schauderhaft! —

Die Eseltreiber in Castellamare, obgleich die bürgerliche Vorsehung, welche man die Polizei zu nennen pflegt, sich unverantwortlicherweise nicht in ihren Handel mischte, kamen diesmal mit dem Leben davon und wir konnten unsern Ritt mit dem beruhigenden Bewußtsein antreten, weder die schuldige noch die unschuldige Ursache irgend einer Art von Blutvergießen gewesen zu sein. Die etwaige Verantwortlichkeit für die reichlich ausgetheilten Püffe aber trugen wir um so leichter, als diese Püffe nicht auf unsere Rippen gefallen waren. Jene Herren hatten übrigens ihren Streit nicht sobald ausgefochten, als sie auch schon wieder die besten Freunde waren.

Auf einem festgestampften Bergwege, im Schatten überhängender alter Bäume, geht es nach dem Lustschlößchen Quisisana hinauf. Das Gebäude ist unansehnlich, aber reizend gelegen auf einem Vorsprunge, von welchem aus der Blick Land und Meer weit und breit beherrscht. Nicht minder anmuthig ist die Lage des kleinen, aber blumenreichen Gartens, der nach der einen Seite hin die freie Aussicht auf die meerbegrenzte Landschaft hat, während er von hinten durch nahe an ihn herantretende Berge geschlossen wird. Von diesen

Bergen kam in kurzen Zwischenräumen ein sonderbar schriller Ton herunter, dessen Ursache wir vergebens zu errathen suchten. Bei näherer Prüfung entdeckten wir sie. Von der waldbewachsenen Höhe war nämlich ein langes Seil nach dem Thale herunter gespannt und an diesem Seile wurden vermittels eines gleitenden Hakens die Reißbündel in die Tiefe geschickt, die man droben gebunden hatte. Später habe ich die nämliche Vorrichtung an mehrern andern Orten in Unteritalien wiedergefunden, und es ist mir sehr einleuchtend geworden, daß sie an felsigen Gebirgen, die nur einen dünnen und spärlichen Holzwuchs haben, die vortrefflichsten Dienste leistet. In unsern Gebirgswäldern dagegen, deren starke Stämme entweder durch Wasserkraft oder durch die eigene Schwere zu Thale gefördert werden, während das dünne Gezweig sich kaum der Mühe des Fortschaffens lohnt, in unsern Wäldern würde jenes originelle Transportmittel in Miniatur sehr übel angebracht sein.

Von Castellamare nach Sorrent führt, immer die Küste entlang und allen Biegungen derselben folgend, eine ausgezeichnete Straße, bald dem Sande des Ufers nahe, bald hoch über demselben, bergauf, bergab, über überbrückte Schluchten hinweg, durch heiter luftige Ortschaften, zwischen Olivenwäldern und Orangengärten hindurch, hier mit der Aussicht auf ein hoch am Gebirge gelegenes malerisches Kloster, dort an einer reizenden Villa vorbei, der Blumenkrone eines Felsens, der aus dem Meere hervorwächst.

Bei der malerisch einsam gelegenen Kirche von Meta, oder der Meta — denn ich weiß nicht, ob der Name einen Ort oder eine Heilige bezeichnet — wendet sich der Weg um einen Bergvorsprung, und die Ebene von Sorrent thut sich, tief unten, vor unsern Blicken auf. Sorrent liegt auf einer von hohen Bergen eingefaßten Fläche, welche sich nach dem Meere zu neigt und zuletzt mehre hundert Fuß tief lothrecht

in dasselbe abfällt. Diese ganze Terrasse ist mit einem einzigen Orangenwalde bedeckt, in welchem außer Sorrent fünf oder sechs andere Ortschaften ausgebreitet liegen, und zwar so, daß je das Ende der einen mit dem Anfange der andern unmerklich zusammenfließt. Sorrent selbst liegt am südlichen Endpunkte der Terrasse, auf den Klippen des schroffen Gestades, eine kleine Stadt von ganz ländlichem Charakter, in ihren eigenen Gärten halb versteckt, von schlanken Berggipfeln hoch überragt und von malerischen Schluchten durchschnitten, welche die Waldbäche eng, aber unglaublich tief in den Felsen gewühlt haben und an deren steilen Wänden hier und da der üppigste Pflanzenwuchs wuchert. Eine dieser romantischen Schluchten bildet nach dem Gebirge zu den Stadtgraben, hinter welchem sich noch Bruchstücke uralter Mauern und Thore erhalten haben.

Sorrento, Sorrento, la bella città,
Si mangia si bebe ed alegre si stà!

Ja, es ist wahr, Sorrent ist ein zauberischer Ort und ich weiß nicht, ob es außerhalb Deutschlands ein reizenderes Stück Erde gibt. Sorrent selber ist die Sirene, von der es den Namen führt. Die italienische Natur, die Natur des Landes vom Po abwärts, hat hier ihr Meisterstück geschaffen, eine Landschaft, so schön die Phantasie sie mit Himmelblau, mit Orangengold, mit neapolitanischem Seegrün und all den andern brennenden Farben des Südens nur immer malen kann. Die Phantasie möge sich aber hüten, frische Rasenplätze, erquickenden Schatten, silberne Quellen, die Laubdome von Eichen und Buchen und einsame Waldpfade in ihr Gemälde zu bringen, denn sonst läßt die italienische Natur auch in Sorrent sie im Stich.

Eine Menge von Häusern in Sorrent ist für die Aufnahme von Gästen eingerichtet, welche, Fremde und Neapolitaner, in großer Anzahl einen Theil des Jahres, und zumal

die Sommermonate, hier zuzubringen pflegen. Sorrent hat wahrscheinlich die besten Gasthöfe in ganz Italien; ich wenigstens habe dort Landes keinen Gasthof kennen gelernt, der sich an Eleganz der Einrichtung und Vortrefflichkeit der Küche mit dem Albergo Rispoli in Sorrent auf die nämliche Linie stellen ließe, obgleich das Albergo Rispoli noch nicht den ersten Rang einnimmt. Das Haus liegt in einem Citronengarten, welcher zwar viel besser gehalten sein könnte, als er gehalten ist, der aber schon dadurch einen großen Reiz gewinnt, daß er auf das Meer hinausgeht und mit einem Altane endigt, der Land und Wasser weit und breit beherrscht. Ein unterirdischer Gang, ohne Zweifel ein Werk des Alterthums, führt aus dem Garten nach dem Ufer hinab, aus dessen Sande die Felsenterrasse von Sorrent im rechten Winkel emporsteigt. Die andern Wege nach dem Meere folgen dem Bette der Waldbäche, deren ich vorhin gedacht habe.

Durch eine solche Schlucht stiegen wir an einem prachtvollen Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, nach dem kleinen Hafen hinunter, wo eine Barke mit vier Ruderern unser wartete. Der Eigenthümer des Schiffleins, ein schöner alter Seemann, mit welchem wir am Tage zuvor unsere Abrede getroffen, stellte uns mit einer gewissen Förmlichkeit, aber dennoch leicht und gewandt, in dem Einen der Ruderer den „Capitain" der Barke vor, und in einem Andern, einem hübschen jungen Burschen, seinen eigenen Sohn. Dann noch ein Glückwunsch auf die Reise und wir stachen in See.

Die Fahrt ging gen Capri. Wir hatten völlig stilles Meer, und das nutzlos aufgepflanzte Segel hing schlaff an der Stange herab. Die Ruderer ihrerseits machten sich die Arbeit möglichst leicht, und so währte es fast drei Stunden, ehe wir auf der Insel ans Land stiegen. Auf einem ziemlich langen Stufenwege, zwischen zwei ununterbrochenen Garten-

mauern, geht es nach dem Städtchen Capri hinauf, welches in dem Sattel zwischen den beiden Spitzen liegt, in welche die Berginsel nach Süd und Nord ausläuft. Dort wurde in einem musterhaften Gasthofe gefrühstückt und dann ein Gang auf Gebirgspfaden gemacht, welche auf dem engsten Raume eine unglaubliche Mannichfaltigkeit landschaftlicher Schönheiten darbieten. So gering der Umfang von Capri, so großartig ist der Charakter seiner Natur. Und großartig nicht nur, sondern auch von einer Eigenthümlichkeit, die keinen Vergleich zuläßt! Ich begreife vollkommen die fast leidenschaftliche Vorliebe der Maler für diese kleine Insel, welche ihnen im Umkreise einer Meile neben dem größten Reichthume der Gesichtspunkte eine Originalität der landschaftlichen Formen bietet, die wie aus einer fremden Welt zu dem Auge spricht, welche die Einbildungskraft mit Bildern aus orientalischem Märchenlande füllt. Und klingt es nicht auch wie ein Märchen, wenn man uns die Burg Fried-rich's des Rothbarts neben dem Palast des Tiberius nennt?

Aber die Stunde drängte, die blaue Grotte aufzusuchen, welche bekanntlich im Mittagslicht gesehen sein will, und so stiegen wir denn wieder nach dem Ufer hinunter. — Die Fahrt ging die Insel entlang, im Schatten der ungeheuren Felswände, welche hier glatt sind wie mit dem Messer abgeschnitten, und die von der inzwischen unruhig gewordenen See heftig gepeitscht wurden. Der Wellenschlag machte den Eingang in die enge Mündung der Grotte einigermaßen schwierig; sobald wir aber, auf dem Rücken in der Barke liegend, durch das Felsenthor eingefahren waren, fanden wir ruhiges Wasser und eine hochgewölbte geräumige Höhle. Das Wasser ist glänzend blau, wie Ultramarin, und an der Decke spiegelt sich hier und da ein bläulicher Schimmer. Sicherlich, es war mir sehr interessant, diese seltsame Lichtwirkung mit eigenen Augen gesehen zu haben, als aber, nachdem wir die Grotte verlassen, die Mehrzahl meiner Reisegefährten für die sofortige Rückfahrt nach Sorrent stimmte,

da sagte ich mir, daß jener Anblick durch den Verzicht auf den größern und, wie es scheint, den schönern Theil von Capri viel zu theuer erkauft sei. Ich habe manchen Punkt, der mich anzog, früher verlassen müssen, als ich wünschte, aber nie hat mir ein übereilter Abschied von irgend einem Orte so leid gethan wie dieser. Eine beträchtliche Anwandlung von Seekrankheit trug nicht dazu bei, meinen Unmuth zu mildern, und ich fand in Verstimmung und Misgeschick keinen moralischern Trost als den, daß den Urhebern derselben im schaukelnden Boote noch viel schlechter zu Muthe war als mir selbst. Die Schiffsleute aber, mit dem feinen Takt, der den Leuten des Südens eigen ist, schienen unser Unwohlsein gar nicht zu bemerken, und erst als wir Sorrent erreicht hatten, drückte uns der Capitain in discreten Wendungen seine Theilnahme aus.

XLIV.

I s ch i a.

Ich hoffte, mich für das nur flüchtig gesehene Capri auf Ischia zu entschädigen und verabredete deshalb mit einigen andern Reisenden einen Ausflug nach dieser Insel, für welche ein vierundzwanzigstündiger Aufenthalt ausdrücklich ausbedungen wurde. In Puzzuoli schifften wir uns ein. Die Barke war groß und bequem, die vier Ruderer, lauter kräftige Leute, thaten ihre Schuldigkeit, indem sie sich mit dem neapolitanischen Feldgeschrei: Macaroni! gegenseitig aufmuntern, und im Nu waren wir an dem Capo Miseno vorüber und im Angesichte von Procida, das auf halbem Wege zwischen dem Festlande und Ischia liegt.

In Procida ließen wir uns ans Land setzen, um quer über die Insel hinwegzugehen und unser Boot am jenseitigen Ufer zu erwarten. Von der gerühmten classischen Schönheit der Bevölkerung von Procida, die sich griechischen Ursprungs rühmt, wurde uns nichts bemerklich; ebenso wenig wie von der griechischen Tracht, welche die Weiber auf Procida beibehalten haben sollen, die man aber, wie es scheint, nur für Geld und gute Worte zu sehen bekommt, an Wochentagen wenigstens, wie der heutige war. Da mir Maskeraden von jeher nur ein sehr mäßiges Vergnügen gemacht haben,

so verzichtete ich ohne Mühe darauf, eine Procidanerin als Griechin zu sehen.

Procida muß sehr stark bevölkert sein, denn wir wanderten beinahe fortwährend zwischen zwei Häuserreihen, die nur stellenweise durch Gärten unterbrochen wurden. Die Ortschaften, durch welche unser Weg führte, hatten durchweg ein sauberes und wohlhabendes Aussehen, und überdies waren der Häuser nicht wenige, auf denen deutlich geschrieben stand: Hier wohnt ein reicher Mann. Unsere Erscheinung auf der Insel war übrigens ein Ereigniß für die Bevölkerung, und wir hatten bei unsern ersten Schritten schon, wie etwa ein mit Musik einrückendes Regiment, einen Schwarm von Buben hinter uns, die uns mit stummer Neugier anstarrten gleich Wunderthieren.

Während wir am jenseitigen Ufer auf das Boot warteten, kam eine arme Frau zu uns, mit der Bitte, sie mitzunehmen nach Ischia. Natürlich hatten wir nichts dagegen einzuwenden, vorbehaltlich jedoch der Zustimmung unserer Schiffsleute, die uns sonst unfehlbar ihre Rechnung für die fünfte Person gemacht haben würden. Die Schiffer ihrerseits waren ganz bereit, die Frau aufzunehmen, aber gegen Bezahlung, und als die arme Alte erklärte, daß sie kein Geld habe, wurde sie unbarmherzig zurückgestoßen. Es war vergebens, daß man den Leuten vorstellte, daß eine Person mehr oder weniger ihre Arbeit unmöglich erschweren könne, und sie hatten bereits vom Lande abgestoßen, als wir uns erboten, die Frau auf unsere Kosten mitnehmen zu wollen. Jetzt war natürlich Alles in der besten Ordnung und Harmonie.

Der Hauptort von Ischia, welcher denselben Namen führt wie die Insel, an der Neapel zugekehrten Küste gelegen, ist ein unbedeutendes Städtchen mit einer reizlosen Umgebung. Das einzige Sehenswerthe in seiner nächsten Nachbarschaft sind die ungeheuren Lavamassen, welche von

dem letzten Ausbruch des Epomeo im Jahre 1300 hier zurückgeblieben sind. Diese Lavamassen sind eine Merkwürdigkeit, aber wahrlich kein Schmuck der Gegend, die sie weit und breit mit einem Mantel von Schlacken bedecken, auf denen bis zum heutigen Tage kein Grashalm wächst.

Nachdem wir in einem Gasthofe, der ebenso öde aussah wie die Landschaft, ein Glas essigsauren Weins getrunken und vergebens auch nur ein paar Eier verlangt hatten, machten wir uns auf den Weg nach einer wirthlichern Gegend, nach dem Badeorte Casamicciola nämlich, der anderthalb oder zwei Stunden von Ischia entfernt ist, und ebenfalls am Ufer gelegen, wie die meisten Ortschaften der Insel. Man hatte uns für Casamicciola die Sentinella grande empfohlen, einen Gasthof, der in einiger Entfernung von dem Städtchen, ohne Zweifel der Aussicht wegen, auf steiler Höhe gebaut ist. Das Hofthor der Sentinella grande stand offen, die Hausthür war nicht verschlossen, aber es zeigte sich keine Spur eines menschlichen Wesens, unser Rufen blieb ohne Antwort und wir konnten uns entweder in einem verzauberten Schlosse, oder in einer von Gott und allen Gästen verlassenen Herberge glauben, in einer Herberge wie diejenige, aus der wir in Ischia hungriger und durstiger herausgekommen, als wir hineingegangen waren.

Indessen nach und nach begann sich's von fern zu regen, die dicke Wirthin kam zuerst zum Vorschein, dann der Kellner, zuletzt auch der Koch, und wir sahen uns endlich im Besitz eines wohleingerichteten Zimmers und eines gebratenen Huhnes, welches freilich weniger zäh hätte sein dürfen, das aber, dank dem vorhergegangenen Fasten und mit Hülfe nordischer Ausdauer, dennoch schließlich überwältigt wurde.

Der Garten des Hauses, wundervoll gelegen, aber in einem gräßlich vernachlässigten Zustande, bot keinen erfreulichen Aufenthalt, für einen Ausflug war es zu spät und

waren wir zu müde, und so blieben wir denn nach dem Essen auf den bequemen Sophas des Speisesaales sitzen, respective liegen, der von einer großen modischen Lampe angenehm beleuchtet wurde. Leider war der Wein hier beinahe ebenso untrinkbar wie in Ischia, und der Versuch, ihn durch eine Flasche Marsala zu ersetzen, den man von Casamicciola heraufholen ließ, schlug gänzlich fehl, indem dieser mit einem sicilianischen Namen belegte Branntwein Keinem von uns mundete. In Anbetracht dieser Lage der Dinge suchte ich frühzeitig das Bett, und ließ mir, auf den elastischen Matratzen behaglich ausgestreckt, von dem Sirocco das Schlaflied heulen, der seit Sonnenuntergang mit furchtbarer Gewalt über der Insel die Flügel schlug.

Am andern Morgen war die Wuth des Sturms heftiger als am Abend zuvor, sodaß wir kaum daran denken konnten, auch nur das Haus zu verlassen. Indessen es fand sich ein Führer ein, der sich anheischig machte, uns einen Weg „rund um die Insel herum“ zu zeigen, auf welchem wir vom Winde nicht belästigt werden würden. Mit schwachem Glauben und ungeduldigen Beinen machten wir uns auf, und siehe da, kaum hatten wir den Gasthof hundert Schritt hinter uns gelassen, so fanden wir uns gegen den Sirocco ebenso geschützt wie in unserm Zimmer. Wir waren nämlich in einen Hohlweg zwischen hohen Mauern eingebogen, sodaß der Wind weit über unsere Häupter hinwegjagte. Wie wird es aber werden, fragten wir uns bedenklich, wenn dieser Weg endet?

Indessen der Weg endete nicht, und wir wanderten fortwährend durch Mauern gedeckt mehre Stunden lang. Natürlich versperrten uns diese Mauern aber auch jegliche Aussicht, und nur bei den bedeutendern Ortschaften der Insel, wie Lacco, Foria, Panza wurden wir gewahr, daß die Welt jenseits dieser beiden steinernen Wände nicht geradezu aufhöre.

Nach und nach wurden wir dieses unerquicklichen Pilgerns in einem endlosen Graben müde und wir beklagten uns bei dem Führer; der aber sagte, daß wir ja verlangt haben, „rund um die Insel herum" geführt zu werden, und dies sei halt der Weg. Als man ihm entgegnete, daß der Vorschlag von ihm ausgegangen und daß er also für die Widersinnigkeit des lächerlichen Unternehmens verantwortlich sei, versicherte er, die Aussicht werde bald besser werden — in einer halben Stunde — in zwanzig — in zehn Minuten — dort hinter jenem Dorfe. Aber die zehn und die zwanzig Minuten, die halbe Stunde vergingen, und die Mauern blieben unsere unwandelbaren Begleiter zu beiden Seiten.

Endlich riß der letzte deutsche Geduldsfaden und wir verlangten gebieterisch, daß der albernen Rolle, die man uns uns selbst gegenüber spielen ließ, ein Ende gemacht werde. So lenkte denn der Führer, als er Ernst merkte, nach dem Gebirge ein, welches den Mittelpunkt der Insel bildet und das sich in dem scharf zugespitzten Epomeo zu einer sehr ansehnlichen Höhe erhebt.

Der Wind hatte sich gelegt und wir fingen an, uns unsers Entschlusses zu freuen, als sich ein dicker Nebel von den Gipfeln der Berge herabsenkte, der die untern Theile der Insel und das Meer bald mit einem dichten Schleier bedeckte. Von Aussicht war also wiederum nicht die Rede und unser Blick mußte sich mit der unmittelbarsten Umgebung begnügen. Ein wildzerklüfteter Boden, rasch wechselnde und abnehmende Vegetation, der überraschende Anblick von Eichen und Alpenveilchen beschäftigten uns bei fortwährendem Steigen, bis wir ermüdet in einem Gebirgsdörfchen Halt machten, um auszuruhen und uns zu erfrischen.

„Ist euer Wein gut?" fragte ich die Frau des ersten Hauses, aus welchem der Busch heraushing, der in allen europäischen Ländern dieselbe Bedeutung hat. „So so",

antwortete die Frau. „Ist denn kein besserer im Ort zu haben?" fragte ich weiter. „O ja, hier bei meiner Nachbarin", war die Antwort.

Wir waren selbstsüchtig genug, die brave Frau für ihre Offenherzigkeit dadurch zu strafen, daß wir zu der Nachbarin gingen. Ihr Rebensaft machte der ihm gewordenen Empfehlung freilich wenig Ehre (wie es uns denn nicht gelang, auch nur einen Tropfen leidlichen Getränkes auf Ischia zu finden, so viel Rühmens auch von dem Wein der Insel gemacht wird), allein, durstig wie wir waren, sprachen wir ihm tapfer zu und hielten dabei ein reichliches Mahl von Käse und Brot. Die Flur des Hauses war das Wirthszimmer, in und vor welchem sich sofort nach unserm Eintritt ein großer Haufen Landesangehöriger einfand, die von uns erfahren wollten, woher des Weges und wohin, welches Standes und welcher Nation. Der Wirth und seine hübsche junge Frau waren vermuthlich nicht weniger neugierig als die Andern, aber ihr Schicklichkeitssinn verstattete ihnen nur die Rolle der stummen Zuhörer. Endlich mußte aufgebrochen werden, wir fragten nach der Zeche und erhielten zur Antwort: fünfzehn Gran, das heißt etwa fünf Silbergroschen. Dafür hatten sechs Personen, den Führer und einen Eseltreiber einbegriffen, reichlich gefrühstückt, in einem Orte, der ohne Zweifel sehr arm, und bei Leuten, die sicherlich nicht wohlhabend waren. Ein paar tausend Schritt tiefer unten, an der Küste, würde man uns einen Piaster abgefordert und wir würden uns nicht darüber beklagt haben. Jene Frau, die uns an die Nachbarn verwies, und dieses junge Ehepaar, welches verschmähte, sich durch einen Piaster zu bereichern, der ihm gewiß sehr zu Statten gekommen wäre, sie haben mich mit mancher Prellerei ausgesöhnt, die früher von ihren Landsleuten an mir ausgeübt oder versucht wurde.

Nach langem Wandern auf einsamen Pfaden, auf denen

die Orientirung nicht leicht war, fanden wir uns endlich unterhalb des Gipfels des Epomeo wieder angesichts von Casamicciola. Der Ort lag unter uns wie der Kirchhof am Fuße des Thurms, und das Niedersteigen war so schwierig, daß wir an vielen Stellen die Hände zu Hülfe nehmen mußten, und daß der Esel, welcher unsere Ueberzieher trug, geradezu den Dienst verweigerte, der ihm allerdings lebensgefährlich werden konnte.

Während wir in der „großen Schildwache" der Stärkung unserer beträchtlich in Anspruch genommenen Kräfte oblagen, lief das Dampfschiff an, welches jeden Montag und jeden Donnerstag die Fahrt von Neapel nach Ischia macht, das man aber bei dem heutigen Sturme kaum erwartet hatte. Die Aussicht, am folgenden Tage mit dem Dampfer zurückkehren zu können, war uns Allen sehr erfreulich, da wir Ischia's müde waren, und doch, bei dem noch immer ziemlich aufgeregten Meere, die Fahrt im Boote einigermaßen scheuten. Auf die Frage nach der Abfahrtsstunde des Dampfschiffes antwortete der Wirth: Um acht, der Führer um sechs Uhr. Unsere Ermüdung und Trägheit veranlaßte uns, dem Wirthe zu glauben, der ja das Dampfschiff zweimal in jeder Woche von seinem Fenster aus ankommen und abgehen sah. Wir schliefen also seelenruhig bis sechs Uhr, und standen gerade zeitig genug auf, um auch unsererseits das Dampfschiff auf und davon gehen zu sehen. Natürlich war jetzt unsers Bleibens vollends nicht mehr bei dem lügnerischen Wirthe. Wir gingen nach Ischia zurück, mietheten dort ein Boot und landeten sterbenskrank an dem nächstgelegenen Punkte des Festlandes, in der kleinen Bai von Miniscola. Nachdem wir uns durch die Brandung tragen lassen und am Ufer liegend mit dem Katzenjammer rangen, gestanden wir uns Alle: Es war eine verfehlte Expedition.

XLV.

Von Neapel nach Rom.

Der Dampfschiffsfahrtplan besagte, daß der Ercolano, ein neapolitanisches Boot, am Dienstag der Osterwoche von Neapel nach Civitavecchia abgehen werde. Obgleich ich gegen die neapolitanischen Dampfschiffe überhaupt einiges Vorurtheil empfand und obgleich ich zu meinem Schaden die Erfahrung gemacht hatte, daß der Ercolano insbesondere es mit dem Fahrplan nicht allzu genau nehme, so beschloß ich doch, mich ihm noch einmal anzuvertrauen. Reiste ich am Dienstag von Neapel ab, so war ich am Mittwoch in Rom, also gerade zur rechten Zeit, um allen großen Feierlichkeiten des Osterfestes beizuwohnen.

Die endlosen Paßförmlichkeiten waren erledigt, die Wohnung gekündigt, die Rechnung bezahlt, das Gepäck stand fertig da, und mit der Seelenruhe eines Mannes, der mit seinem Gewissen und mit der Polizei völlig im Reinen ist, ging ich nach dem Bureau der neapolitanischen Dampfer. Aber schon von weitem erschreckte mich die Unglück weissagende Stille und Einsamkeit, welche, im Gegensatze zu dem Lärm und Drängen anderer Abfahrtstage, vor dem Hause herrschte. Ich trat ein, das Zimmer war leer, und als ich endlich in einem Winkel einen vereinsamten Beamten mit einem entsetzlich langen Gesicht entdeckte, da wußte ich, was mir bevor=

stand, noch ehe der Mann den Mund geöffnet hatte. — „Der Ercolano geht heute nicht ab; es hatten sich zu wenig Reisende gemeldet." — Braver Ercolano! Aber morgen? — „Die Verwaltung der neapolitanischen Dampfschiffe hat die Fahrten auf unbestimmte Zeit eingestellt." — Treffliche Verwaltung! Und warum? — „Die Regierung hat eine dreiwöchige Quarantäne gegen Genua ausgesprochen, weil dort sogenannte Pestfälle vorgekommen sein sollen." — Brave, treffliche, neapolitanische Regierung!

Jene angebliche Gesundheitsmaßregel war nichts Anderes als eine Maßregel gegen die bekannte „Umsturzpartei" in Piemont, und ein Versuch, dem gefürchteten Einflusse von dorther eine Schranke entgegen zu setzen. Von Rom aus erging eine ähnliche Verfügung, Toscana folgte dem gegebenen Beispiele, und die Absperrung des südlichen Italiens gegen Piemont schien auf die strengste Weise durchgeführt werden zu sollen. Indessen die Unausführbarkeit der ganzen Maßregel wurde bald genug handgreiflich. Wenn man sich nach der Seeseite hin abschloß, so konnte man nicht umhin, sich auch zu Land abzuschließen, und wenn man die Verbindung mit Piemont abbrach, so mußte man auch die Verbindung mit den Ländern abbrechen, welche den freien Verkehr mit Piemont fortsetzten, also namentlich mit Frankreich und Oesterreich. Kurz, die ganze Quarantäne scheiterte an der Unmöglichkeit ihrer Durchführung.

Inzwischen aber saß ich in Neapel fest und sann vergeblich auf Mittel, um zur Osterfeier nach Rom zu gelangen. In den Eilwägen — von Beiwägen ist dabei natürlich nicht die Rede — waren die Plätze auf Wochen hinaus vergeben, und ein Vetturin, der mich etwa noch für den Charfreitag nach Rom hätte bringen können, wollte sich nicht finden. So mußte ich denn warten bis zum Sonnabend vor Ostern, wo trotz der Quarantäne, welche ihnen die Rückkehr abzu-

schneiden drohte, zwei Dampfschiffe abgingen, die mehr Muth und mehr Pünktlichkeit hatten als der bedauerliche Ercolano.

Der Capri, welchen ich gewählt hatte, war bis zum Unglaublichen überfüllt mit Reisenden und mit Waaren, während der Bosphore nicht drei Passagiere und kaum einen einzigen Waarenballen hatte. Beide Schiffe lagen im Hafen Bord an Bord; der Bosphore beneidete uns um die volle Ladung, und wir beneideten den Bosphore um den freien Raum auf dem Verdeck. Unser Neid stieg, als der Bosphore sich auf den Schlag drei Uhr in Bewegung setzte, während der Capri noch nicht einmal dampfte und die Polizei noch immer beschäftigt war, uns zu zählen, zu mustern und einzuregistriren, damit nicht etwa ein Wildfang sich ohne Vorwissen und ohne die väterliche Fürsorge der neapolitanischen Regierung in die weite Welt hinaus wage. Wegen einer Kammerjungfer, welche auf dem Passe ihrer Herrin nicht ganz regelmäßig verzeichnet war, gerieth die gesammte Polizei in Aufruhr, und wir verloren darüber wenigstens eine Viertelstunde.

Indessen, es hat Alles einmal ein Ende auf dieser Welt, sogar ein deutscher Hochverrathsprozeß und eine neapolitanische Paßuntersuchung. Zwei Stunden nach der festgesetzten Zeit stachen wir in See. Unter den Passagieren befanden sich viele schweizer Soldaten, beurlaubte junge Leute, die gegen Caution die Erlaubniß zu einem Besuche in der Heimat erhalten, und verabschiedete alte Knaben, die mit einer im zwanzig- oder dreißigjährigen Militärdienst erworbenen Pension in die Alpen zurückkehrten, welche sie seit den Tagen der Jugend nicht mehr gesehen. Auch einige schweizerische Offiziere traten auf dem Capri eine Urlaubsreise in die Heimat an, und außerdem waren mehre in Neapel als Kaufleute oder Fabrikanten ansässige Schweizer von der Gesellschaft. Die Letztern indessen hielten sich von ihren militärischen Landsleuten so fern als möglich, ja sie verleugneten

dieselben sogar, indem sie zu verstehen gaben, wie wenig sie sich durch eine solche Landsmannschaft geehrt fühlten. Bei manchen dieser Leute mochten solche Aeußerungen nichts Anderes sein als Redensarten, durch welche man der augenblicklichen Lage und Umgebung huldigen zu müssen glaubt; einem hübschen jungen Manne aber war es Ernst damit, denn ich hörte, wie er in der Nacht auf dem ziemlich leer gewordenen Verdeck mit Gewandtheit und Eifer das schweizerische Söldnerwesen in der Person der eben erwähnten Offiziere bekämpfte.

Morgens um sieben Uhr fuhren wir in den Hafen von Civitavecchia ein. Kaum war der Anker geworfen, so begrüßte Glockengeläut und Kanonendonner den himmelblauen Ostermorgen, und im Nu wehten hundert bunte Flaggen von Masten und Raaen der Schiffe im Hafen herab. Der Eindruck des Augenblicks war überraschend und schön, wurde aber bald verbittert durch Zorn und Ingrimm; die italienische Flagge war da, die deutsche nicht. Gibt es doch in Italien wenigstens eine italienische Regierung.

Polizei und Zollamt verfuhren diesmal glimpflicher. Was kann aus Neapel Gefährliches kommen! Um zehn Uhr saß ich im Extrapostwagen mit einigen Engländern und Amerikanern, die, wie ich, wenigstens den letzten Act der Osterfeier, die Beleuchtung der Peterskirche, noch zu sehen wünschten. Einer meiner jungen Reisegefährten las im Aeschylus, ein zweiter studirte Pitt'sche Parlamentsreden; dieser kannte Rom, das er nie gesehen, als ob er ein Kind der ewigen Stadt wäre; jener hatte die deutschen Dichter besser inne als ich. Welch ein Abstand zwischen einer solchen und der italienischen Jugend!

Es war sechs Uhr, als wir durch die Porta Cavalleggieri fuhren. Die Straßen wogten von Menschen; man sah den Festtag, man konnte ihn greifen. Nie zuvor, selbst in den heißesten Tagen des Carnevals nicht, hatte ich so viele ausländische Gesichter in Rom gesehen, und diese augenscheinliche

Masse der Fremden machte mir bange um mein Unterkommen, und, wie sich bald herausstellte, nicht ohne guten Grund. Nach längerem Suchen mußte ich mich, wenn ich nicht den ganzen Abend preisgeben und mit Laufereien zubringen wollte, deren Erfolg immer sehr zweifelhaft blieb, mit einem Dienstbotenzimmer unter dem Dache des Hotel Spilmann begnügen.

Nach einem raschen Abendessen eilte ich auf den nahen Monte Pincio, welcher von der Peterskirche freilich eine gute halbe Stunde entfernt ist, den man aber gleichwol als einen der günstigsten Standpunkte für die Schau der Beleuchtung nennt. In der That, es war ein zauberischer Anblick. Die Umrisse und Hauptlinien des ungeheuren Gebäudes traten mit Feuerschrift gezeichnet aus der dämmernden Nacht hervor, welche sich über die Stadt gelagert, ohne sie zu verhüllen. Hundert Kuppeln und Thürme, deren Silhouetten sich ungewiß auf dem dunkeln Himmel abschatteten, umgaben geisterhaft Sanct Peter's in stillem Feenlichte strahlenden Dom. Plötzlich aber sah man den ruhigen Feuerschein sich beleben, hell aufflammen, und wie ein von magischer Glut durchleuchteter Zauberpalast stand die Kuppel da. — Ueber ein Kleines, und die ganze funkelnde Herrlichkeit begann zu enden; ein Flämmchen nach dem andern erlosch, die Lücken in der Feuerzeichnung wuchsen und mehrten sich, und bald blieb von dem schimmernden Feenschlosse nichts übrig als ein grauer Schemen, undeutlich abgezeichnet auf dem nächtlichen Himmel. Die Menge aber, welche schweigsam gegafft hatte, ging schweigsam auseinander.

Am nächsten Abend wurde das herkömmliche Feuerwerk abgebrannt, aber nicht wie sonst auf der Engelsburg, weil die Franzosen in den Gewölben derselben ihr Pulvermagazin haben, sondern auf der Piazza del Popolo. In der Voraussetzung, daß es auf dem Platze selbst ein gewaltiges Gedränge geben werde, ging ich wieder auf den Monte Pincio, obgleich ich voraussah, daß der Standpunkt dort diesmal ein ungünstiger

sein werde. In der That bekam ich das Feuerwerk nur im Profil zu sehen, und zwar nur einen Theil desselben, indem mir namentlich die Decorationsstücke durch allerlei Hindernisse maskirt waren. Indessen sah ich immerhin genug, um mich zu überzeugen, daß die römischen Feuerwerker ihres alten Rufes auch heute noch vollkommen würdig sind.

Von den kirchlichen Feierlichkeiten, die ich wider Willen versäumt hatte, ließ ich mir wenigstens von Augenzeugen erzählen, die ich für unbefangen halten konnte. Es kam mir nicht darauf an, ein Bild des Kirchenpomps zu haben, sondern die Haltung kennen zu lernen, welche das römische Volk angesichts der Schaustellung dieser größten römischen Herrlichkeiten beobachtet hatte. Leider konnte mir darüber Niemand etwas Befriedigendes sagen, denn die Leute, welche ich ins Verhör nahm, hatten alle ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise auf Gewänder, Fahnen, Kerzen, Palmen, Aufzüge und Ceremonien gerichtet. Wie das Volk dies Alles angesehen und aufgenommen, davon wußten sie um so weniger, als das Volk nur in zweiter Linie dabei zugelassen wird, indem der erste Platz nach Herkommen und Berechnung den Leuten von der guten Gesellschaft vorbehalten ist, das heißt Denen, welche sich durch ihren Anzug als solche ausweisen. Der Fremde aber sucht sich begreiflicherweise in der Regel den günstigsten Platz, auf welchen ihm sein schwarzer Frack und seine weiße Weste Anspruch gibt, und es gibt deren wol nur wenige, denen der Anblick des Papstes in pontificalibus nicht wichtiger wäre als die Beobachtung des Eindrucks, den diese Erscheinung auf den großen Haufen der Römer macht.

XLVI.

Von Rom nach Genua.

Wir schrieben den 3. Mai, und am 5. wollte ich mit dem Dampfschiffe von Civitavecchia nach Norden gehen; allein ich war einstweilen noch in Rom. Von Rom bis Civitavecchia sind acht bis zehn Meilen zu machen, und um acht bis zehn Meilen zu machen, reichen achtundvierzig Stunden in Italien nicht immer aus; auch diesmal nicht. Obgleich ausnahmsweise zwischen den genannten beiden Städten angeblich immer so viel Eilwägen, als nöthig, zur Verfügung der Reisenden gestellt werden, so verweigerte man mir doch rundweg die Aufnahme; die Zahl sei voll, hieß es. Ein Vetturin war gleichfalls in ganz Rom nicht aufzutreiben; kurz, nachdem zwei Tage verloren, mußte ich auf das rechtzeitige Eintreffen in Civitavecchia verzichten.

Indessen noch war nicht alle Hoffnung verloren. Es stürmte heftig — das Dampfschiff war vielleicht nicht abgegangen — vermuthlich wartete es auf besseres Wetter — wahrscheinlich ging es erst am folgenden Tage in See — sicherlich, es lag noch im Hafen. So redete ich mir nämlich vor, und ergriff mit beiden Händen die Gelegenheit, welche sich mir im Laufe des 5. Mai darbot, um nach Civitavecchia zu gelangen, und als ich ankam — hatte der Dampfer seit zwei Stunden die Anker gelichtet; es war eben kein Nea=

politaner, sonst wäre ich seiner bei diesem Wind und Wetter gewiß gewesen.

Auf den 7. war wieder ein Dampfer nach Livorno angekündigt, und zwar diesmal allerdings ein Neapolitaner, nämlich der Ercolano verruchten Angedenkens, und der Ercolano blieb natürlich aus. So hatte ich denn nicht weniger als drei Tage in Civitavecchia zuzubringen, und zwar unter fortwährendem Toben eines Sirocco, der nicht einmal einen Spaziergang zuließ. Wer jemals in Civitavecchia gelandet ist, oder sich dort eingeschifft hat, der wird wissen, was es heißt: drei Tage in Civitavecchia! Aus allen Gassen gähnt Einen die Langeweile an, und der Blick vors Thor oder über die Stadtmauer öffnet die Aussicht in die nackte Trostlosigkeit. Vom Gasthofe ins Kaffeehaus und vom Kaffeehause in den Gasthof, das waren die beiden Wege, zwischen denen es mir freistand zu wechseln. So müssen die Seelen Derer, welchen die Bestattung gefehlt hat, am Ufer des Acheron auf und ab irren. Hier und da sah ich ein paar andere Schatten spuken, die offenbar mein Schicksal theilten, allein ich war zu sehr niedergedrückt durch die Schwere desselben, als daß ich in jener Leidensgenossenschaft einen Trost oder eine Hülfe hätte suchen mögen. Daß ein Theater in Civitavecchia sei, erfuhr ich erst, als ich die Stadt endlich, Gott sei Dank! im Rücken hatte; man scheint dort heimlich zu spielen, ohne Vorwissen des Publicums.

Am 8., als ich mich gerade in den Gedanken ergeben hatte, den Rest meiner Tage in Civitavecchia zuzubringen, erschien der Ercolano. Schon vierundzwanzig Stunden nach der bestimmten Zeit! Es war unglaublich, aber wahr. Also rasch die Fahrkarte gelöst, Rechnung bezahlt, Sachen eingepackt, und an Bord!

Als ich mich einschiffte, schien die Kraft des Sirocco ein wenig gebrochen, aber gegen Abend schöpfte er neuen

Athem. Während des Essens wurde die Stimmung auf dem Schiffe bedenklich. Ich selbst hielt es für das Rathsamste vom Tisch aufzustehen und das Bett zu suchen, und ich war glücklich genug, um trotz der ungebetenen Gäste, die ich dort vorfand, einzuschlafen. Aber es währte nicht lange, so wurde ich durch ein übernatürliches Geräusch geweckt. Ich sah auf und erblickte dicht vor mir, drei Zoll von meinem Gesicht entfernt, einen Mann, der unter unbeschreiblichen Tönen seinen Kopf tief in eine Porzellanurne gesteckt hatte. Bild und Musik waren mir zu viel; ich sprang auf, erreichte glücklich das Deck, und dankte der frischen Luft und dem Wellenschaume, der mir wie ein Spritzbad ins Gesicht schlug, meine schließliche Rettung. Auf einer Bank sitzend, zwischen Schlafen und Wachen, erwartete ich sehnlichst den Morgen, und als der Morgen gekommen war, verlangte mich's noch viel sehnlicher nach einem Stückchen festen Landes, nur so groß, um gerade darauf stehen zu können; die übrige Welt mochte meinetwegen zehntausend Klafter tief in den Meereswellen begraben werden.

Um 7 Uhr lagen wir hinter dem Hafendamme vor Livorno. Das Schiff bewegte sich kaum merklich mehr, aber doch noch immer viel zu stark. Nach und nach tauchten aus den Kajüten gespensterhafte Erscheinungen auf, Herren und Damen bleichen Gesichtes, wirren Haares, übernächtiger Miene. Man begrüßt, man condolirt, man beglückwünscht sich, man trinkt schwarzen Kaffee und macht die saumselige Polizei, die unsere Ausschiffung verzögert, zum Gegenstand von allerlei Herzensergießungen, die nicht gerade lauten wie Segenswünsche. Endlich durften wir landen und in der Polizeibude am Strande um fünfthalb Franken das Recht erkaufen, einige Stunden in Livorno zuzubringen. Wer hätte nicht im Nothfall selbst einen Napoleon bezahlt! Die livorneser Polizei versteht offenbar ihren Vortheil nicht, sie sollte

wenigstens neben ihrem gewöhnlichen Tarif noch einen zweiten haben, anwendbar auf die Reisenden, welche bei Sturm und Unwetter in den Hafen einlaufen müssen.

Das Pflaster von Livorno schwankte zwar einigermaßen unter meinen Füßen, aber es war mir doch theuer im doppelten Sinne des Worts. Vor allen Dingen wurde der unsichere Schritt nach einer bekannten Restauration gelenkt und in deren artigem Gärtchen dem Körper der nöthige Ballast gegeben. So gefestigt und gestärkt sah man die Welt schon wieder mit ganz andern Augen an, und bald war auch Lust und Kraft gewonnen zu weitern Unternehmungen. Zuerst wurden einige kleine Einkäufe fabelhaft wohlfeiler Seidenstoffe gemacht, dann die Merkwürdigkeiten der Stadt wieder einmal besichtigt.

Diese Merkwürdigkeiten bestehen im Wesentlichen aus einer langen, geraden, ansehnlichen und belebten Hauptstraße, aus einigen mehr großen als schönen öffentlichen Plätzen, und zwei Standbildern toscanischer Großherzoge. Das jüngste derselben, Ferdinand III. darstellend, ist erst vor einigen Monaten aufgerichtet und zeugt von geistvoller Auffassung. Das andere Monument, Ferdinand I. gewidmet, zeigt die Bildsäule dieses Fürsten auf einem Fußgestell, an welches afrikanische Sklaven, Araber, Neger und Türken mit rückwärts gefesselten Händen angeschmiedet sind. Was den Gedanken betrifft, der dadurch in möglichst brutaler Weise versinnlicht werden soll, so weiß ich nicht, welche Thaten Ferdinand I. gegen Osmanen, Beduinen und Mohren ausgeführt hat, wohl aber weiß ich, daß gar manche seiner Unterthanen zu Algier und Tunis in dem Zustande waren, in welchem diese Afrikaner hier dargestellt werden.

Livorno ist neu, regelmäßig und ziemlich heiter gebaut; die alte italienische Bauart hat sich in die Nebengassen zurückgezogen, die bessern Stadttheile dagegen erinnern einiger=

maßen an Triest, nur daß das letztere doch in jeder Beziehung beiweitem stattlicher ist; ob auch reicher, muß ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls ist die Gewinnsucht und die Bettelei viel zudringlicher in Livorno. Das Betteln, wie es hier betrieben wird, muß ein angreifendes Ding sein. Kein Jagdhund auf der Fährte des angeschossenen Wilds ist so hitzig und ausdauernd als die Almosen fordernden Blinden, Krüppel, Zwerge und Lahmen an den Fersen des Fremden. Wer mit demselben nicht Schritt halten kann, der verfolgt ihn wenigstens halbe Straßen weit mit einer gellenden Litanei, die ohne Unterbrechung, ohne bemerkbaren Zwischenraum zum Athemholen, immer wieder von vorn anfängt. „Eine kleine Münze", endet der Spruch des Einen, „eine kleine Münze, meine Herren, und ich werde sogleich an die heilige Jungfrau ein Gebet für euch richten." Die kleine Münze fällt in seinen Hut, und als Mann von Wort hört er mitten in seinem Bettelsatze auf, um mit verändertem Tone das versprochene Gebet herzusagen.

Um 6 Uhr Abends lichteten wir die Anker. Die Reisegesellschaft war bunter geworden, als ich sie jemals auf dem Verdecke eines Schiffs gesehen. Da waren, außer den stehenden Figuren der Italiener, Engländer, Deutschen und Franzosen, die neuerdings fast ebenso unvermeidlich gewordenen Amerikaner, ferner Norweger, Holländer, einige Russen und ein halbes Dutzend Spanier, seltene Vögel auf Reisen. Zuletzt erschienen drei oder vier Männer in orientalischer Tracht, die sich als Begleiter des Vladika von Montenegro ankündigten. Die Tracht war malerisch, die Leute, welche darin steckten, sahen aber aus wie Bäckerknechte, den alten Häuptling des Gefolges, den sie einen General nannten, einbegriffen. Um den jüngsten der Montenegriner, der geläufig italienisch sprach, gruppirte sich eine Anzahl neugie-

riger Franzosen und Französinnen, um von ihm zu erfahren:

woher er käm' der Fahrt,
und was sein Nam' und Art.

Der Befragte begann mit der Erklärung, daß er ein Diener des Vladika von Montenegro sei. Vladika — Montenegro — das waren den Franzosen böhmische Dörfer. Wir sind eben Montenegriner, sagte der Andere in der Meinung, damit eine Erläuterung zu geben. „Montenegriner — ah! ich verstehe", versetzte einer der Franzosen; „die Montenegriner wohnen im Kaukasus?" — „Gott bewahre", nahm ein zweiter das Wort, „Montenegriner ist nur ein anderer Name für Skandinavier." Der Montenegriner, welcher seinerseits natürlich weder vom Kaukasus noch von Skandinavien jemals gehört hatte, ließ sich auf keine Erörterung dieser geographischen Begriffe ein, sondern öffnete die linke Hand, bezeichnete mit dem Zeigefinger der Rechten drei Punkte und sagte: „Hier ist Rußland, hier ist Oesterreich, hier ist die Türkei, und hier in der Mitte zwischen den dreien ist unser Land." Die Franzosen waren befriedigt. Hierauf ging es an eine Auseinandersetzung der politischen Lage und Verfassung von Montenegro, wovon den Franzosen nur mit großer Mühe einige elementarische Begriffe beigebracht wurden.

Inzwischen war auch der Vladika selbst zum Vorschein gekommen, ein noch junger, großer und breitschulteriger Mann, dessen Figur bei besserer Haltung imponirend sein würde. Er war europäisch gekleidet und sprach, obgleich er beständig eine Hundepeitsche in der Hand führte, durchaus wie sich's in civilisirter Gesellschaft gebührt. In der That ist der Vladika allem Anschein nach ein sehr gebildeter, kenntnißreicher, besonders sprachkundiger Mann und großer Freund der Poesie, über deren vorzüglichste Werke von Homer bis

Schiller und Goethe er vortrefflich zu reden weiß. Aber ein solcher Mann gehört nicht an die Spitze eines Volks wie die Montenegriner. Dieses Volk, welches seine Unabhängigkeit und seine politische Bedeutung lediglich einer glücklich organisirten Barbarei verdankt, es wird zu Grunde gerichtet werden durch das ungeduldige Bestreben, der Cultur Bahn zu brechen in seine rauhen Gebirge. Der Vladika baut Straßen, legt Wirthshäuser an, will Schulen errichten und möchte es, wie er sagt, dahin bringen, daß wenigstens die Priester einigermaßen lesen lernten. Lauter hochgefährliche Neuerungen. Wäre ich ein Montenegriner, so würde ich ein Stockconservativer sein, gerade wie ich in der Türkei sicherlich mit den Janitscharen gehalten hätte gegen Sultan Mahmud. Civilisirt ihr nur — was man so civilisiren nennt; ihr baut damit dem Feinde eigenhändig die Brücke in eure Festung, ihr grabt damit euer eigenes Grab.

Wir hatten kaum den Hafen verlassen, als sich der Wind wieder erhob und die Wellen ihren satanischen Tanz von neuem begannen. Heute durfte ich nicht einmal daran denken, mich zu Tische zu setzen. Auch der Vladika wurde durch seine doppelte Würde als Fürst und Bischof nicht vor dem Zwangsfasten geschützt; er saß auf dem Verdecke zusammengekauert da, blaß und schweigsam, eine wahre Gestalt des Jammers. Ich meines Theils legte mich in den Mantel gehüllt und mit meinem Nachtsack unter dem Kopf platt aufs Verdeck, wo ich zwar ohne zu schlafen, aber doch auch ohne zu leiden, die Nacht zubrachte. Glücklicherweise währte auch die heutige Fahrt weniger lange als die gestrige. Lange vor Sonnenaufgang lagen wir im Hafen von Genua, und einige Stunden später war ich am Land, froh, der treulosen See jetzt ein für allemal entronnen zu sein.

XLVII.

Genua.

Es war zwei Stunden nach Sonnenaufgang an einem wundervollen Maimorgen, als die Barke vom Dampfboot abstieß, welche mich durch eine unermeßliche Flotte ankernder Schiffe hindurch nach der prächtigsten aller italienischen Städte trug. Am Ufer wartete meiner das unvermeidliche Zollamt und die unausbleibliche Polizei, aber die eine und das andere verfuhren mit einer Höflichkeit und einem Glimpf, die mir die lebhaftesten Besorgnisse um den Zustand des Landes einflößten, das ich heute zum ersten Male betrat. Wie, man wühlt nicht in den Koffern nach aufrührerischen Schriften und hochverrätherischen Bildern? Man läßt die Fremden einziehen, ohne ihre Pässe von Anfang bis zu Ende Wort für Wort durchstudirt zu haben? Die Gendarmerie zeigt keine Spur der erhabenen Grobheit, welche den Hauptcharakterzug jeder wohleingerichteten Polizei ausmacht? Ja, sie läßt sich für etwaige Nachsicht und Höflichkeit nicht einmal bezahlen? Es muß sehr übel bestellt sein um einen Staat, der solchergestalt die Grundregeln aller öffentlichen Ordnung hintansetzt! Wenn Rom und Neapel sich durch die gewissenhafte Handhabung dieser Regeln nur mühsam aufrecht erhalten, so mag man danach ermessen, welchem Schicksal Sardinien verfallen ist, das denselben Hohn spricht.

Mit solchen Gedanken wanderte ich durch das lärmende Gedränge des Hafens und der benachbarten Straßen dem Hotel Feder zu. Der Vorplatz, die Treppen und Gänge wimmelten von Menschen, Koffern, Pappkasten und Hutschachteln, die Kellner mit rasselnden Schlüsseln stürzten athemlos treppauf, treppab, ungeduldige Rufe und gellende Glocken schallten aus allen Stockwerken — es war ein babylonischer Auftritt. Als ein Spätgekommener wurde ich von der Springflut, die sich aus dem Dampfschiffe in den Gasthof ergossen hatte, bis unter das Dach des Hauses emporgehoben und dort durch ein Gewinkel von Galerien und Durchgängen in ein Nebengebäude geworfen, wo ich mich endlich in einem kleinen aber wohleingerichteten Zimmer wiederfand, dessen Thür ich eilends hinter mir verschloß, um mich vor jeder gewaltsamen Beeinträchtigung meines Besitzes zu schützen. Aus dieser sichern Zuflucht hörte ich den Strom noch lange auf- und niederrauschen, ehe sich seine letzten Wellen in den verborgensten Räumen des unermeßlichen Gasthofes verloren. Ich wagte mich jetzt hervor und fand bei genauer Untersuchung, daß ich wohlgezählt 137 Stufen hoch wohnte, und daß das Treppengebirge, auf dessen Gipfel ich mich wähnte, noch zwei oder drei Stockwerk hoch über meinem Horst emporstieg.

Die Massenhaftigkeit, die Großartigkeit, die gediegene Pracht der genuesischen Architektur hat wahrscheinlich ihres Gleichen nicht auf Erden. Manche andere Städte haben allerdings einzelne Gebäude aufzuweisen, denen Genua nichts Aehnliches an die Seite stellen kann — Genua hat kein Louvre, keine Peterskirche, keinen Marcusplatz, keine Waterloobrücke, aber es besitzt eine größere Zahl von Palästen als Paris und London. Die genuesische Bauart ist nicht so reich, so phantasievoll wie die venetianische, noch viel weniger aber hat sie gemein mit dem plumpen Stile der schweren,

finstern Steinmassen, welche man in Padua und Bologna Paläste nennt, und vor der großen Mehrzahl der Prachtgebäude des römischen Adels hat sie die Würde und den Geschmack voraus. Die Großartigkeit des Entwurfs und die für eine Ewigkeit hinreichende Solidität der Ausführung sind den Häusern der alten genuesischen Familien mit den Staatsgebäuden gemein. Hier ist Alles gediegen und echt, von dem Gedanken des Künstlers, der den Plan gezeichnet, bis zu den Arbeiten des Handwerkers, der den Bau in wohnlichen Stand gesetzt. Keine Spur von Verarmung oder Verfall. Genua ist so reich oder reicher als je, die Nachkömmlinge seiner Dogen sind nach wie vor umgeben von dem Glanze eines fürstlichen Besitzes, und sie haben, wie es scheint, ebenso wenig die Vergangenheit vergessen, als sie die Zukunft verloren geben.

Leider sind die Straßen in Genua durchweg äußerst schmal, die meisten derselben so sehr, daß sie für Wagen gar nicht zugänglich sind, weshalb denn auch nur wenige der herrlichen Gebäude, die einen großen Theil der Stadt bilden, eine Einfahrt haben. Natürlich geht in der Enge der Straßen von dem Eindrucke jener mächtigen Architektur viel verloren, was aber davon übrig bleibt, ist immer noch hinreichend, um Bewunderung zu erregen, ich möchte beinahe sagen, um Ehrfurcht zu erzwingen. In manchen Straßen steht in unabsehbarer Reihe ein Prachtbau neben dem andern, jeder einen historischen Namen von stolzem Klange führend, jeder eine Stätte großer Erinnerungen, eine Herberge des Reichthums, des Geschmacks und der Kunst.

Eine echt aristokratische Gastfreiheit hält die Thüren der Museen zum Mitgenuß offen für Jedermann. Die genuesischen Bildergalerien haben vor andern italienischen Gemäldesammlungen eine große Mannichfaltigkeit der Werke der verschiedensten Schulen voraus. Namentlich die niederländische

Kunst ist in Genua glänzend vertreten, und zumal den reichen Pinsel Vandyk's kann man vielleicht nirgends besser kennen und würdigen lernen als hier. Ich erwähne ein von ihm gemaltes Bildniß Philipp's IV. von Spanien, in dem prächtigen und prächtig eingerichteten Palaste Balbi, den König auf einem Grauschimmel darstellend, wie er grüßend das Sammetbarett in der Hand schwingt. Dies Gemälde gehört zu den wenigen Bildnissen, welche mich durch den Augenschein überzeugt haben, daß ein Porträt, abgesehen von seinem Werthe als geschichtliches Denkmal, auch ein Kunstwerk sein kann.

Noch reicher und großartiger als der vorige ist derjenige der vielen Durazzo'schen Paläste, welcher jetzt dem Markgrafen von Brignole-Sale gehört. Die Gemäldesammlung desselben füllt eine ganze Reihe von Zimmern, welche mit viel Geschmack und großem Luxus ausgestattet, zugleich aber vollkommen wohnlich eingerichtet sind. Auch hier finden wir eine Anzahl historischer Bildnisse, die mit niederländischer Wahrheit und italienischer Wärme und Poesie behandelt sind. Ein Stück der nüchternsten Holländerei aber ist ein Rubens'sches Familienbild, den Künstler mit seiner zweiten Frau, von bacchischen Gestalten umgeben, darstellend. Der Mann ist ein äußerst garstiger, abgelebter alter Knabe, welcher seiner dicken Ehehälfte auf dem fettgeschwollenen Busen umhertastet. Wenn man blos diesen Rubens ins Auge faßt, so begreift man, daß er Ursache hatte, den jungen, kecken, schönlockigen Vandyk aus seiner Umgebung zu entfernen, ein Zweck, den er schlau genug dadurch erreichte, daß er dem seinen Hausfrieden bedrohenden Schüler ein schönes Pferd zum Geschenke machte, auf dem der junge Mann denn auch sofort in die weite Welt ritt. Ein Blick auf Madame Rubens hingegen macht Einen wieder gänzlich irre an der eifersüchtigen List des Herrn Gemahls. So mancher Andere

an seiner Stelle würde einen Vandyk mit der Laterne gesucht haben. Wie dem indessen auch sei, ich bin gewiß, daß die Sorge des ängstlichen Ehemanns völlig eitel war, daß der schmucke elegante Vandyk nie daran gedacht hat und nie versucht haben würde, der allzu wohlbeleibten Tugend dieser Dame hier gefährlich zu werden.

Auffallend bei der großen Vorliebe der Genueser für bauliche Pracht ist die Unscheinbarkeit ihrer Kirchen. Die einzige derselben, welche einigermaßen imponirend ins Auge fällt, ist die Kathedrale, nicht groß, aber von wirksamen Formen und Verhältnissen, welche sich denen des gothischen Stils annähern und die durch die abwechselnde Anwendung von weißem und schwarzem Marmor in einer eigenthümlichen Weise gehoben werden. Bemerkenswerth schien mir die große Anzahl junger Männer, welche ich im Gegensatze zu den Gewohnheiten der männlichen Jugend, sowie anderer italienischer und nicht italienischer Städte, in den genuesischen Kirchen antraf. Genua ist, wie es scheint, trotz der heillosen sardinischen Verfassung, eine ziemlich kirchlich gesinnte Stadt, während in Rom, unter dem absolut beglückenden Krummstabe des Nachfolgers Petri, die Anwendung aller geistlichen und weltlichen Mittel des Heils den Unglauben, ja sogar, was viel schlimmer ist, die ketzerische Gesinnung von Tag zu Tag zu fördern scheint. In Rom wimmelt es von Talaren und Kutten, von Glatzen und ungeheuerlichen Schlapphüten; in Genua dagegen sieht man wenig Priester, noch viel weniger Mönche und Jesuitenschüler, im Pfaffenkittel wenigstens, gar nicht. Gleichwol sind die Genueser allem Anscheine nach ganz gute Christen, während die Römer kaum noch eine andere Religion haben als die des Hasses und der Rache, eine Religion, die sich heute oder morgen auf ihre Art auch offenbaren wird.

Genua hat meines Wissens nur einen öffentlichen

Spaziergang, aber es ist der schönste, den ich innerhalb der Mauern einer großen Stadt jemals gesehen. Hochgelegen beherrscht er die Stadt, den Hafen, das Meer, während nach der Landseite hin die volle Aussicht auf die mit prachtvollen Landhäusern und Gärten übersäeten Bergabhänge offen ist. Den Blick auf die reiche blühende Welt dieser Gartenstadt, welche sich bis zu einer beträchtlichen Höhe an dem Gebirge hinaufzieht, findet man in ganz Italien nicht zum zweiten Male wieder, selbst in Neapel nicht, dessen Umgebungen mit denen Genuas weder in Zahl noch in Pracht und in Eleganz der Landsitze wetteifern können. Die Natur der genuesischen Landschaft ist meines Erachtens ebenso üppig wie die neapolitanische, daneben großartiger durch die Massenhaftigkeit der Gebirge, welche das ligurische Ufer bilden, und außer dem Doppelkegel des Vesuv wüßte ich nichts, um was Genua Neapel zu beneiden hätte.

Gegen Abend füllt sich der Spaziergang — er wird von einem überreichen Brunnen „Aqua sola" benannt — mit einem zahlreichen Publicum, welches sich zwischen blühenden Hecken und unter dichtbelaubten Bäumen des kühlenden Seewindes und der zwanglosen Gesellschaft unter freiem Himmel erfreut. Diese Gesellschaft scheint fast ausschließlich einem bescheidenen Mittelstande anzugehören. Man bemerkt wenig elegante Welt, wenig Reiter und noch weniger Wagen, deren es freilich überhaupt in Genua nicht viele geben mag, da die meisten Straßen und Häuser denselben wie gesagt nicht zugänglich sind. Die Genueserinnen im Allgemeinen sind weder hübsch noch wohlgebaut, mit großen Händen und Füßen behaftet wie die Mailänderinnen, ohne besondere Grazie in Gang und Haltung, wie sie denn namentlich den landesüblichen Schleier nicht zu tragen wissen. Gleichwol haben diese Frauen und Mädchen, ich weiß nicht was Einnehmendes in ihrer Miene, weiße Haut, zutrauliche Augen, einen

gewissen anmuthigen Ausdruck, der von Wohlwollen und sanftem Sinn zu zeugen scheint.

Auf meine Frage nach einem Kaffeehause empfahl man mir die Concordia. Von der Hauptstraße aus führt eine weiße Marmortreppe breit und spiegelblank in einen Garten, der auf drei Seiten von Palästen eingefaßt ist und nach der Straße zu in eine Terrasse ausläuft. Der Garten ist zwar nicht groß, aber so wohl gehalten, so reich und üppig, wie ich kaum einen zweiten in Italien gesehen. Marmorstatuen glänzen unter fruchtbeladenen Orangenbäumen; zwischen blühenden Oleanderbüschen und Jasmin- und Rosenhecken kreuzen sich reinliche Sandpfade, welche in der Mitte an einem Springbrunnen zusammentreffen, in dessen prächtigem Becken Gold- und Silberfischlein spielen. Sauber gearbeitete Stühle und Tische von geschmiedetem Eisen auf den Schattenplätzen laden zur Ruhe ein, welche durch kein ängstliches Gewimmel zahlreicher Gäste, wie man es an einem so reizenden Orte erwarten sollte, gestört wird. Zu den verschiedensten Tageszeiten habe ich sowol den Garten als die geräumigen und luxuriös eingerichteten Säle der Concordia immer beinahe völlig leer gefunden, sodaß mir der Fortbestand dieser Anstalt, welche schwerlich irgendwo ihres Gleichen hat, sehr zweifelhaft geworden ist. In jeder deutschen Stadt würde die Concordia eine Goldgrube für ihren Besitzer sein; in Genua scheint sie ihn zu Grunde zu richten, und ich sehe jetzt deutlich ein, daß die übrigen italienischen Kaffeewirthe vollkommen Recht haben, ihre Kunden in enge, finstere, schmucklose, qualmige Stuben einzusperren; die Leute sind es eben weder besser gewohnt noch werth.

Gegen Abend stieg ich nach der mir gerühmten Villa Negri hinauf, die zwar noch innerhalb der Stadt, aber auf einer steilen Anhöhe liegt, von welcher herab man Genua und einen weiten Horizont von Gebirg und Meer rings

herum beherrscht. Hier, aus einem wahren Blumenkorbe heraus, der von tausend Farben glänzt und von tausend Wohlgerüchen duftet, sieht das Auge die ganze Herrlichkeit der Welt vor sich ausgebreitet liegen. Doch ein solches Bild kann nicht beschrieben, es kann nicht gemalt werden; es will gesehen sein.

Wir hatten, bei völlig heiterm Himmel, einen prachtvollen Sonnenuntergang gehabt. Am folgenden Morgen hingen schwere Wolken bis auf die Kirchthurmspitzen herunter, bald schoß der Regen in Strömen herab, und obgleich wir den 11. Mai schrieben, waren zwei Röcke nicht zu viel. Ich ging einige Kirchen, Galerien und Paläste besuchen. Von den letztern mag hier das Universitätsgebäude genannt sein; ein Prachtwerk der monumentalen Baukunst. Ueber eine Marmortreppe, die von riesenhaften Löwen bewacht wird, steigt man von der Straße aus in einen Säulenhof hinauf, über welchem sich der Palast mit prächtigen Doppeltreppen und Säulengängen in wundervoller Perspective bis zu einer höchsten Galerie aufbaut, durch deren offene Bögen sich eine Reihe von Orangenbäumen auf den Himmel abschattet. Die innere Einrichtung des Hauses scheint der unvergleichlichen äußern Pracht nicht ganz zu entsprechen. Ein Hörsaal, den ich sah, war ziemlich eng und finster und nur mit Bänken ohne Pulte ausgestattet. In der Abwesenheit der Pulte sehe ich übrigens nicht etwa einen Mangel. Sie scheinen überhaupt nur auf den Universitäten des schreibseligen Deutschland vorzukommen, und außer dem Papiermüller wüßte ich Niemand, der bei dieser Einrichtung gewinnt. Für mich ist es noch heute eine Beruhigung, mein akademisches Gewissen mit einer möglichst geringen Zahl von Collegienheften belastet zu haben, deren w e r t h v o l l e s M a t e r i a l frühzeitig eine nützliche Verwendung im Laden des Pfefferkrämers gefunden haben wird. Ist es möglich, sich ein

unfruchtbareres Handwerk zu denken als dieses mechanische Nachschreiben der Weisheit, welche uns der Herr Professor in die Feder dictirt, halbe Jahre zu verlieren mit Schreibübungen, deren man um ein paar Gulden überhoben sein würde, wenn man die besagte Weisheit gedruckt kaufte! Und von dem zehn-, zwanzig-, dreißigjährigen Wiederkäuen des ein für allemal zu Papier gebrachten Vortrages erwartet man dann die anregende, durchdringende Wirkung des lebendigen Wortes! Wahrhaftig, ich schäme mich unserer vielgepriesenen Universitäten, wenn ich an die erbärmliche Tagelöhnerei denke, welche einen so großen, wenn nicht den größten Theil der Thätigkeit der Lehrer wie der Lernenden ausmacht. Professoren, denen die Gabe des Wortes fehlt, und die also durchaus keinen Beruf zum Lehrfache haben, verderben die Studenten; die Studenten ihrerseits verderben die Professoren nach der Maxime des Faust'schen Schülers:

> Denn was man schwarz auf weiß besitzt,
> Mag man getrost nach Hause tragen,

und in dieser Wechselcorruption geht die Selbstthätigkeit, der Geist, das eigentliche Leben der Wissenschaft auf unsern Universitäten meist elendiglich zu Grunde.

Von den großen genuesischen Namen ist uns Deutschen keiner wol so bekannt und geläufig wie der Name Doria. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß derselbe diese Art von Popularität lediglich dem Schiller'schen „Fiesco" verdankt. Beinahe hätte ich geschrieben Fiasco. Nicht als ob es in dem „Fiesco" nicht hinlänglich donnerte und krachte; das Stück hat vielmehr sehr starke Lungen, dagegen aber gar zu schwächliche Nerven. Dieser impotente, weibisch schwatzhafte, feige Verrina wird in der Garderobe des „Fiesco" als „erster Republikaner" costumirt! Und was noch schlimmer ist, das gute deutsche Publicum hat sich durch diese lächerliche Maske —

lächerlich durch die Person, welche sie trägt — vollständig täuschen lassen!

Lassen wir indessen die literarische Kritik und das deutsche Publicum! Der von dem Schiller'schen Dogen erbaute und benannte Palast Doria sticht nicht hervor unter so vielen andern großartigen Bauwerken. Er ist seit langer Zeit unbewohnt und unbewohnbar — die Rückwirkungen der französischen Revolution sind verwüstend über ihn hinweggegangen; mit der genuesischen Aristokratie brach man als eine Art Sinnbild des alten Regimentes den Palast der Doria. Auch der Garten, welcher zwischen dem Palaste und dem Meere liegt, ist heute noch ein Bild der zerstörungslustigen Rache: Fußgestelle ohne Bildsäulen, zerbrochene Marmorbänke, eine trümmerhafte Neptunsgruppe in ausgetrocknetem Wasserbecken, Buxus- und Rosenhecken, die ins Wilde geschossen sind, Kiespfade vom Klee überwuchert oder mit Rasen bewachsen — kurz eine wahrhaft romantische Verwilderung, ein Kirchhof geschwundener Pracht. Ueber denselben hinaus aber hat man den vollen Blick auf das von reichster Lebenskraft strotzende Genua. Auf einer ungeheuern Marmorterrasse, welche der ganzen Breite des Gartens entlang am Meere herläuft, steht man gleichsam in der Mitte dieses wunderbaren Gegensatzes — hinter uns die Trümmer der glänzenden Formen des ehemaligen genuesischen Daseins, vor uns eine jugendlich frische, gesunde Wirklicheit, die jene Formen nicht nur überlebt hat, sondern auch eine unermeßliche Zukunft im Schoose trägt.

Ja, unsere Zeit, das neue Europa, das im Werden begriffene Italien mit Sardinien an seiner Spitze, hat eine Zukunft, eine lange, eine große Zukunft. Genua aber, in Geschäften wie in patriotischen und politischen Dingen die unternehmendste und rührigste Stadt der ganzen Halbinsel, Genua ist der kräftigste Repräsentant des neuen Italien,

welches sich mühsam aus der mittelalterlichen Verpuppung hervorarbeitet. Es ist eine wahre Herzstärkung, hier endlich ein Stück italienischer Erde gefunden zu haben, wo keine Ketten rasseln, keine Fusilladen knallen, wo weder der Corporalstock noch der Weihwedel dem Despotismus als Scepter dient. Hier zum ersten Male sieht man ein frisches und gesundes Volk, froh des heutigen Tages und sicher des morgenden. Sardinien ist ohne alle Frage von den Continentalstaaten derjenige, welcher aus der schwierigsten Lage am ehrenvollsten hervorgegangen ist, welcher nach dem großen Misgeschick der letzten Jahre heute schon wieder am würdigsten und zukunftsichersten dasteht. Sardinien hat eben das Glück gehabt, zwar nicht von großen Staatsmännern, aber doch von ehrlichen Leuten regiert zu werden. Nachdem es zweimal gegen einen sechs- oder achtfach überlegenen Gegner für die italienische Nationalsache das Schwert gezogen, hat es freilich dem feindlichen Kriegsglück und der Uebermacht weichen müssen, aber es hat aus seinen Niederlagen wenigstens die politische Ehre gerettet und damit das Vertrauen der Nation und seine eigene Zukunft. Wäre die sardinische Regierung aller Scham so weit bar gewesen, daß sie heute ihr Gestern geradezu verleugnet, daß sie von der Nationalpolitik, die sie bis dahin vertreten, abgefallen, daß sie dieselbe gar mit Renegatenhaß verfolgt hätte, so möchte sie sich freilich bei dem wiener Cabinete einer größern Gunst erfreuen, als es unter den obwaltenden Umständen der Fall zu sein scheint; aber der Verachtung des eigenen Volkes würde sie ebenso wenig entgangen sein wie irgend ein anderer offenkundiger Verräther. Die sardinische Regierung hat überdies den mit dem Volke geschlossenen Vertrag gehalten, obgleich sie in der Lage war, ihn ohne unmittelbare Gefahr brechen zu können, und wenn die Erfüllung eines gegebenen Wortes auch an und für sich kein besonderes

Verdienst ist, so leben wir doch in Zeiten, wo man geneigt sein könnte, sie für ein Verdienst, und zwar für ein äußerst seltenes zu halten.

Kurz der sardinische Staat, klein, schwach und aus schmerzlichen Wunden blutend, steht gleichwol ehrenvoll da, und daß die Cabinete ihn scheel ansehen, thut ihm nicht den mindesten Eintrag in der Achtung der Völker. Das sardinische Volk hat aus dem Kriegsunglück der letzten Jahre ein Selbstgefühl gerettet, welches anderer Orten mit der Wurzel ausgerottet ist, ohne daß man geschlagen worden wäre; während man in Preußen das Gefühl der tiefsten Demüthigung wie eine Gewissenslast mit sich umherschleppt, trägt man in Sardinien — und man hat das volle Recht dazu — den Kopf höher als je.

In Genua zumal begegnet Einem der Ausdruck des tapfern Selbstvertrauens und des rüstigen Muthes auf Schritt und Tritt; am beredtesten aber spricht er aus der Haltung der bewaffneten Macht, der Bürgerwehr sowol wie der Linientruppen. Die ganze Stadt hat große Aehnlichkeit mit einem Heerlager, das sich zu einem nahen Kampfe vorbereitet. Truppenbewegungen, militärische Uebungen, kriegerische Musik erfüllen, zumal in den Stunden, die dem Abend vorhergehen, alle freien Plätze in Genua und seiner nächsten Umgebung. Die Linientruppen machen einen sehr guten Eindruck — schöne feine Leute, nicht groß, aber von wackerer soldatischer Haltung. Bei der Uniformirung macht sich nicht, wie im ganzen übrigen Italien, die Ohnmacht durch blinde Nachäfferei bemerklich. Das sardinische Heer ist vielmehr auch der äußern Erscheinung nach völlig selbständig. Besonders eigenthümlich, und wie es scheint nicht minder zweckmäßig, ist die Tracht der Jäger, welche man in großer Anzahl in Genua sieht. Ein ganz kurzer Rock, der große Aehnlichkeit mit unsern Turnjacken hat, und eine Art

Matrosenhut mit einem dicken Busch von Hahnenfedern gibt dieser Truppe ein gewisses Freischärleraussehen, das indessen dem Eindrucke der militärischen Tüchtigkeit nicht den mindesten Abbruch thut. Sie besteht aus vorzugsweise kräftigen und gewandten Leuten, die in manchen Uebungen, z. B. im Geschwindmarsch leisten, was ihnen deutsche Soldaten schwerlich nachmachen würden, und deren militärische Fertigkeit meinem Auge überhaupt sehr befriedigend erschien.

Auch die Bürgerwehr in Genua macht einen sehr guten Eindruck, ja ich möchte sagen, daß sie durch ihr militärisches Aeußere mehr 'Zutrauen einflößt und Achtung gebietet als irgend eine andere, die mir jemals vorgekommen. Die genuesische Bürgerwehr nimmt aber auch ihre militärische Rolle sehr ernstlich, sie ist unermüdlich auf dem Exercirplatz, sie weiß, daß sie heute oder morgen berufen sein wird, nicht einem Krawalle entgegenzutreten, sondern an die Grenze zu rücken, und über die Grenze hinaus.

Die Presse ist überaus rührig in Genua. Große politische Zeitungen, Volksblätter, Flugschriften kreuzen sich von den verschiedensten Richtungen her, und mit unbeschränkter Freiheit der Bewegung. An jeder Straßenecke hat ein fliegender Buchhändler seinen Laden eröffnet, dessen Katalog er mit anpreisender Stimme in die Menge hineinschreit. Das Angebot scheint aber kaum größer zu sein als die Nachfrage. Bei besondern Gelegenheiten und an Sonntagen zumal ist der Absatz, wie man sich leicht durch den Augenschein überzeugen kann, sehr beträchtlich. Die Volksliteratur hat fast durchweg eine kirchenfeindliche Richtung. Hier bringt ein Blatt einen Aufsatz über „die Zweckmäßigkeit der Abschaffung der besitzenden Mönchsorden“, dort schildert ein Volksdrama „die Greuel der Inquisition“, während das „Giornale del Popolo“ sich mit großem Eifer angelegen sein läßt, die Angaben und Behauptungen eines pfäffischen Blattes zu wider=

legen, welches aus der Vergleichung der Criminalistik von Frankreich und England die Unsittlichkeit des Protestantismus folgert.

Die Sprache, welche bei solchen Gelegenheiten gegen Papstthum, Mönchsorden, Priesterherrschaft und Priestereinfluß geführt wird, ist so stark, daß man dieselbe beträchtlich abschwächen müßte, um sie im protestantischen Deutschland ohne Gefahr zu wiederholen. Die entschiedene Hinneigung zum Protestantismus, welche sich in Florenz bemerklich macht, und die ohne Zweifel noch schärfer in Rom hervortreten wird, sobald es ungestraft geschehen kann, diese innere Abwendung von der mit dem Absolutismus und mit der Fremdherrschaft immer enger sich verbündenden Landeskirche, ist in Genua noch nicht in einem augenfälligen Grade vorhanden; als Wirkung der dem Katholicismus bitter feindlichen Presse wird sie aber sicherlich früher oder später auch hier eintreten. Wer hat Recht sich darüber zu beklagen? Eine tausendjährige Autorität, welche nicht im Stande ist, dem Sturmlaufe einiger Journalistenfedern zu widerstehen, eine solche Autorität hat sich überlebt und ihr Absterben ist die Erfüllung eines allgültigen Naturgesetzes.

XLVIII.

Turin.

Im Eilwagenbureau herrschte ein ungeheures Gewimmel von Reisenden, Kofferträgern und Gepäckstücken, aus welchem ich mich selbst und meine Habseligkeiten nur mit großer Mühe herausfand und auf der Imperiale eines der Wagen in Sicherheit brachte, die diesen Menschenschwarm nebst Zubehör nach Arquata, dem bisherigen Endpunkte der Turin=Genueser Eisenbahn, führen sollten. Die Form und Einrichtung des Eilwagens, der dicke militärisch aussehende Schaffner, der Postillon im blauen Kittel, das Alles war nicht mehr italienisch, sondern den französischen Reiseanstalten und Reisegewohnheiten gemäß, die sich mehr oder weniger in ganz Sardinien eingebürgert haben. Diesseits Genua hört überhaupt Italien auf.

Langsamen Schrittes fuhren wir durch die engen Gassen zur Stadt hinaus und auf der mit Fuhrwerk überfüllten Chaussee eine halbe Stunde dem Meere entlang, wo dann die Turiner Landstraße plötzlich rechts in die Berge einschwenkt. Ein breites, mit Kieselsteinen besäetes Flußbett, in welchem sich ein schmales Bächlein fast verliert, bestimmt den Lauf der Straße, welche stundenlang dem Rande desselben folgt. Ihr schlechter Zustand stach bedeutend ab gegen die vortreffliche Verfassung fast aller übrigen Straßen,

die ich in Italien befahren, und weder der überaus starke Verkehr noch das Regenwetter der letzten Tage schien mir eine Rechtfertigung oder auch nur eine genügende Erklärung der Bodenlosigkeit dieses die beiden Hauptstädte des Landes miteinander verbindenden Weges.

Die Ortschaften, welche in kurzen Zwischenräumen im Thale liegen, haben ein wohlhabendes und stattliches Aussehen. Die Bauart ihrer Häuser ist vielmehr großstädtisch als dörfisch, und die Gärten zwischen denselben geben durch ihre Ausstattung das günstigste Zeugniß von dem Geschmack und Natursinn der Bewohner. Da, wo die Straße endlich bergan zu steigen beginnt, verbessert sich ihr Zustand augenblicklich, die Ortschaften dagegen werden seltener und weniger ansehnlich. In unzähligen Windungen zieht sich der Weg an dem steilen Apennin hinauf. Soweit sich das Gebirge übersehen läßt, bemerkt man keinen Wald, Anbau dagegen fast überall. Droben war es windig und kühl, sodaß ich mich der raschen Thalfahrt doppelt erfreute.

Am diesseitigen Abhange des Gebirges machten sich bereits zahlreiche Eisenbahnarbeiten bemerklich, Tunnels, Brücken, Dämme u. s. w., sodaß allem Anschein nach die Hauptschwierigkeit des Unternehmens herzhaft angefaßt und demnach wol auch bald überwunden sein wird. Arquata, wo die Eisenbahn, wie gesagt, bis jetzt endet, liegt hart am Fuße des Apennin und die ganze noch zu vollendende Strecke bis Genua gehört dem Stock des Gebirges an, dessen Durchschneidung die Natur indessen durch mehrere glücklich gelegene Thäler wesentlich erleichtert hat. — Als ich in Arquata den Wagen verlassen hatte, rief mich der Schaffner zurück, um mir meine Börse einzuhändigen, die er auf meinem Sitze gefunden hatte. Einem römischen Vetturin hatte ich unter ähnlichen Umständen eine im Wagen verlorene Cigarrentasche nur durch die größte Beharrlichkeit wieder

abgepreßt. Ueberhaupt weht in Arquata schon eine ganz andere moralische Luft als jenseits der Berge. Kein Bettel, keine zudringlichen Dienstanerbietungen, keine unbescheidenen Forderungen für geleistete Dienste, und im Gasthofe eine sehr gute Bewirthung ohne Prellerei.

Der Bahnhof in Arquata befindet sich in einem sehr provisorischen Zustande, die Eisenbahnwagen aber sind gut, und wenn man hohe Fahrpreise zahlt, so kommt man dafür wenigstens rasch vom Flecke. Die Landschaft hat den Charakter einer Hochebene; Wiesen wechseln mit Fruchtfeldern, Pappeln und Weiden bilden den Baumwuchs, der Weinbau scheint ganz aufgehört zu haben, von eigentlich italienischer Vegetation keine Spur. Mit kurzem Aufenthalt ging es an Novi und Alessandria vorüber, das ich als den Zufluchtsort der dem Schwerte des rothbärtigen Kaisers entronnenen Mailänder mir immer als eine Bergfestung gedacht, während es, wie ich heute sah, so zu sagen im Sumpfe liegt. Auf halbem Wege wurde die Locomotive ausgespannt und der Bahnzug durch Pferde auf die obere Terrasse der Ebene geschleppt, auf welcher Turin gelegen ist. Vom Rande dieser Terrasse aus ging es im Fluge der Hauptstadt zu. Auf dem Bahnhofe angekommen, übergab ich nach guter deutscher Sitte mein Gepäck dem ersten besten Kofferträger und suchte durch die von Menschen wogenden Gassen meinen Weg nach dem Gasthofe.

Turin ist bekannt als eine neue, regelmäßige und schöne Stadt. Alle diese Beiwörter sind verdient, es ist damit aber auch so ziemlich Alles erschöpft, was sich über die Stadt als solche sagen läßt. Turin gleicht jenen Gesichtern, deren einzelne Theile und deren Ganzes man loben muß, und die uns gleichwol kalt lassen. Diese Stadt hat große Aehnlichkeit mit einer unermeßlichen Kaserne, und wenn sich nicht ein strebsames, rüstiges Volksleben durch ihre einförmigen Straßen

bewegte, so würde Turin langweiliger sein als ein Hörsaal der Kirchengeschichte. Um nicht ungerecht zu scheinen, muß ich hinzufügen, daß es in Turin gleichwol einige sehr anziehende Punkte gibt. Dahin gehört zumal ein Stück ehemaligen Walls, jetzt ein erhöhter Spaziergang inmitten der Stadt, dessen Behandlung und Ausstattung musterhaft zu nennen ist. Auch eine und die andere der turiner Straßen zeigt einen wahrhaft imponirenden Charakter. — Jenseits des Po, welcher die Breitseite der Stadt begrenzt, zieht sich eine Hügelreihe hin, an deren Abhängen die Turiner ihre Gartenhäuser gebaut haben, die denn freilich mit den genuesischen Villen auch nicht von fern verglichen werden dürfen, wenn man sie reizend finden soll. Indessen haben diese Landhäuser doch allerdings Eins und das Andere vor denen der Genueser voraus, den saftigen Rasen, die rieselnden Bäche, die Nachbarschaft des schattigen Waldes. Es fehlt auch für den Spaziergänger nicht an saubern Pfaden zwischen lebendigen Hecken, die von Nachtigallen bevölkert sind und die hier und da einen anmuthigen Durchblick auf die Landschaft offen lassen. Die Aussicht auf Turin selbst ist nicht sehr lohnend. Die Stadt erscheint ziemlich klein und charakterlos; sie hat keine Physiognomie.

Mein Reisehandbuch rühmte die Sammlung von Alterthümern im Palazzo delle Scienze. Von einem Antikencabinete wollte man jedoch in diesem Gebäude nichts wissen und man schlug mir vor, statt desselben die just stattfindende Blumenausstellung zu sehen. „Hugo Grotius ist ausgeliehen", sagt jener Bibliothekar der „Fliegenden Blätter"; „wissen Sie was? Nehmen Sie Shakspeare." Ich für meine Person gewann leider nicht bei dem Tausche. Die Ausstellung war sehr unbedeutend; in deutschen Mittelstädten sieht man sie weit reicher. Das Hauptstück der ganzen Blumensammlung war ein Strauß von drei Ellen im Durchmesser, nach der

gräulichen Manier der Italiener zusammengestellt, die gleichartigen Blumen reihen= oder büschelweise nebeneinander, zuerst ein handbreiter Ring von Camelien, dann ein Kranz von Rosen, dann ein Reif von Stiefmütterchen u. s. w., und das Alles so fest aneinander gepackt, daß der angebliche Strauß sich ausnimmt wie ein buntscheckiger, runder Schild mit gewölbter, aber vollkommen glatter Fläche. Ein solches Ding nennen die Italiener denn auch ganz bezeichnend mazza, eine Keule; jene Behandlung wie dieser Name geben Zeugniß, daß die Blumen für diese Leute nicht gemacht sind. Die riesenhafte Mazza in der turiner Ausstellung trug, aus den verschiedensten Blumen gebildet, allerlei Wappen und Namenszüge zur Schau, und diese Missethat gegen Natur und Geschmack, diese Blumenschänderei wurde, wie ich einige Tage später in den Zeitungen las, bei der Preisvertheilung mit der größten Denkmünze belohnt.

In der Mitte eines großen freien Platzes, welcher auf allen Seiten von ansehnlichen neuen Häusern eingefaßt ist, liegt der von irgend einer französischen Prinzessin benannte Palast Madama, ein alter, unregelmäßiger und unschöner Bau von Backsteinen. Auf der einen Seite hat man eine moderne Façade an das Gebäude angeklebt, die dasselbe nur entstellt, auf der entgegengesetzten Seite stehen zwei Thürme, die einzigen einigermaßen malerischen Bestandtheile des ganzen Palastes; denn ein dritter Thurm, der sich in der Mitte desselben erhebt, und der, wenn ich nicht irre, zur Sternwarte hergerichtet ist, nimmt sich in dem weißen Kalkanstrich, den man ihm gegeben, ich weiß nicht, soll ich sagen lächerlich oder widerwärtig aus. — Der Palast Madama enthält eine werthvolle Gemäldesammlung, die mir indessen nur flüchtig zu durchschreiten vergönnt war, denn die Stunde war nahe, in welcher der Senat, der in diesem Gebäude seine Sitzungen hält, sich versammeln sollte, wo denn die mit dem

Sitzungssaale in Verbindung stehende und überdies zu parlamentarischen Geschäftszimmern eingerichtete Galerie geschlossen wird.

Eine monumentale Wendeltreppe führt nach der öffentlichen Tribune hinauf, deren Ausdehnung die rechte Mitte halten mag zwischen dem zu Wenig, welches in der englischen, und dem zu Viel, das in gewissen deutschen Parlamentshäusern, insbesondere aber in der weiland Paulskirche, der Zuhörerschaft eingeräumt wird oder wurde. Der Saal ist ohne Zweifel sehr alt, aber in der Zopfzeit modernisirt, mit Grisaillen ausgemalt, mit mancherlei Schnörkelwerk von Stukk verziert, und mit Gruppen von großen Gypsfiguren im Rococogeschmack, die auf dem breiten Friese, welcher unter der hohen Decke hinläuft, aufgestellt sind. Die zum Behufe der gegenwärtigen parlamentarischen Bestimmung des Saals getroffenen Einrichtungen sind einfach, aber durchaus anständig.

Eine halbe Stunde nach der festgesetzten Zeit wurde die Sitzung durch ein bescheidenes Glöckchen und eine dünne Präsidentenstimme eröffnet. Es mochten vierzig bis funfzig Senatoren anwesend sein, welche nicht die Hälfte der vorhandenen Sitze füllten, und die sich zur Rechten und Linken des Bureau dergestalt gruppirten, daß die Mitte völlig leer blieb. Gegenstand der Verhandlung war ein Gesetz über die Unentsetzbarkeit der Richter, dessen Einzelheiten durch eine Reihe von Rednern, die theils italienisch, theils französisch sprachen, in rein geschäftlichem Sinne behandelt wurden. Keiner dieser Redner schien mir bedeutend, aber sie hatten sämmtlich das Verdienst, sich kurz zu fassen. Da die Galerie beinahe völlig leer war, so durfte ich mir von der heutigen Tagesordnung nichts Lebendigeres und Anziehenderes versprechen, als ich bisher gesehen und gehört hatte, und ich beschloß daher, in der zweiten Kammer stärkere Anregungen und Eindrücke zu suchen.

Die zweite Kammer versammelt sich im Palaste Carignan. Der Saal, welchen sie inne hat, bildet ein wohlgeformtes Oval, ist aber unverhältnißmäßig hoch, sodaß man von der hart unter der Decke angebrachten Galerie wie in einen Brunnen hinabsieht, in dessen Grunde die Worte in ein verworrenes Murmeln verklingen, aus dem ich nur mit der größten Anstrengung des Ohrs einige articulirte Laute heraushörte. Es handelte sich um eine proceßgesetzliche Bestimmung, und gleichwol waren nicht nur die Bänke der Kammer dicht besetzt, sondern auch die Galerien überfüllt. Demnach schien man also doch eine wichtige oder wenigstens lebendige Verhandlung zu erwarten; die Hitze in dem engen Zuhörerraume war indessen so unerträglich, und was ich von den Reden verstand, war so wenig, daß ich zur merklichen Befriedigung der Nachbarn, zwischen denen ich mich eingeklemmt fand, baldigst wieder das Weite suchte.

Ich war heute überhaupt nicht glücklich in meinen Unternehmungen. Auch mein Theaterbesuch mislang vollständig. Zwar der Saal des Theaters Carignan war groß, vergoldet vom Fußboden bis zur Decke und mit einem schaulustigen Publicum überfüllt. Aber welch ein Stück! und wie gespielt! Das Drama, die Harfenspielerin geheißen, war ein von Pfuscherhand nach französischer Schablone geschnittenes Machwerk und das ganze Personal bewegte sich und redete wie im Schlafe. Nicht ein einziger oder eine einzige, die auch nur einen Funken des Feuers im ganzen Körper gehabt hätte, welches sonst aus jeder Fingerspitze der italienischen Schauspieler sprüht, das selbst auf so vielen dunkeln Winkelbühnen zuckt und blitzt. Nachdem ich mich eine halbe Stunde lang von der Langenweile angähnen lassen, flüchtete ich mich in ein Kaffeehaus und stürzte mich dort aus Verzweiflung in die deutschen Zeitungen.

Die turiner Kaffeehäuser sind zahlreich, geräumig und

mit französischer Eleganz eingerichtet. Die Cigarre, welche im übrigen Italien an allen öffentlichen Orten freien Zutritt hat, ist aus den hiesigen Kaffeehäusern streng verbannt oder doch in den entlegensten Winkel derselben verwiesen. Dagegen haben aber auch die Erfrischungen nicht mehr die unglaublich niedrigen italienischen Preise und das Eis erregt wehmüthige Erinnerungen an Neapel. — Früh und spät wimmelt es in den Kaffeehäusern von lombardischen, römischen und neapolitanischen Flüchtlingen. Man versichert, daß die Bevölkerung von Turin seit 1848 um 40,000 Köpfe gewachsen sei. Gewiß ist, daß die Miethpreise durch den Andrang von Fremden zu einer nie gesehenen Höhe hinauf getrieben sind. Viele jener Flüchtlinge sind wohlhabend, und wenngleich eine nicht unbeträchtliche Zahl derselben dem öffentlichen Schatze zur Last fällt, so scheint man in Turin doch keineswegs unzufrieden mit den fremden Gästen zu sein. Diese Leute, größtentheils jung und rüstig, könnten von heute auf morgen ein kampffertiges Heer bilden; aber körperliche Anstrengung, Waffenübung, Vorübungen zur militärischen Disciplin, das Alles scheint nicht die Sache dieser schmucken jungen Herren zu sein.

XLIX.

Der Mont-Cenis, Chambery, Aix.

Um fünf Uhr Nachmittags fuhr ich auf der Imperiale des Eilwagens, der mich binnen fünfundzwanzig Stunden nach der Hauptstadt von Savoyen bringen sollte, zum Thore von Turin hinaus. Meine Nachbarn auf dem luftigen Sitze waren ein Messerschmidt aus Lyon, der wunderbarerweise weder Socialist noch Jesuitenfreund zu sein schien, und ein in Belgien ansässiger deutscher Kaufmann, der vermöge eines stark hervortretenden Zuges von Grobheit weder unter seinen neuen, noch leider unter seinen alten Landsleuten eine besonders seltene Ausnahme bildete.

Es ging strack auf eine Pforte im Gebirge los, welche hier in der übrigens fest geschlossenen Alpenmauer absichtlich für die Straße von Turin nach Chambery offen gelassen zu sein scheint. Man dringt durch diese Lücke bis tief in das Gebirge ein, ohne die Ebene zu verlassen. Die Straße war schlecht und die Pferde gingen einen elenden Zuckeltrab, obgleich die Stationen gewöhnlich lächerlich kurz waren, zuweilen kaum eine halbe Stunde lang. Darüber nun begann der deutsch-belgische Handelsherr erst eine Erörterung, dann Händel mit dem Schaffner, die so weit gediehen, daß der Letztere sich mit richtigem Takt entschloß, den unverschämten und hämischen Aeußerungen des Kaufmanns ein eisernes

Stillschweigen entgegenzusetzen. Dadurch aber gerieth dieser in eine neue Art von Zorn, und als er es auf keine Weise dahin bringen konnte, dem Schaffner die Zunge zu lösen, so drohte er ihm endlich, ihn seines hartnäckigen Stillschweigens wegen bei seinen Vorgesetzten zu verklagen. Der Schaffner aber blieb nach wie vor stumm wie ein Fisch.

Um 10 Uhr Abends kamen wir in Susa an, wo ich gehofft hatte, mich mit einem Imbiß für die nächtliche Fahrt zu stärken. Es war aber nichts damit. Ein mit dem unserigen rivalisirender Eilwagen hatte uns inzwischen eingeholt, die Pferde standen zum Wechseln auf der Straße bereit, und unter betäubendem Lärm der Stallknechte und mit athemloser Hast wurde umgespannt. Ich war inzwischen gleichwol in ein benachbartes Kaffeehaus gestürzt und hatte mir just mit dem heißen Getränke die Lippe verbrannt, als ich hörte, wie sich der Wagen bereits wieder in Trab setzte. Natürlich nahm ich mir kaum zum Bezahlen Zeit, geschweige denn zum Trinken. Wie sehr ich mich aber auch eilte, als ich die Thür des Kaffeehauses hinter mir zuschlug, war der Wagen schon verschwunden. Um jene Ecke! rief man mir zu. Ich gab mich, oder vielmehr den Eilwagen, fast verloren, sprang ihm aber doch einstweilen hinterdrein und sah ihn zu meiner Beruhigung bald im langsamen Schritt bergan klimmen.

Unmittelbar hinter Susa beginnt nämlich die Stiege des Mont-Cenis. Die weißen Kuppen der Berge waren von dem noch unsichtbaren Monde phantastisch beleuchtet, während die waldbewachsenen untern Abhänge in schwarzer Nacht dalagen. Das Rauschen der Schneebäche war der einzige Naturlaut, der die Stille der Nacht durchbrach. Unsere Karavane aber gab der einsamen Gebirgsscene ein eigenthümliches Leben. Zwei Eilwagen hintereinander, jeder mit zehn Pferden oder Maulthieren bespannt, von lärmenden

Fuhrknechten begleitet, und voran und hinterdrein ein ganzer Schwarm eingemummter Reisender. Denn je nach den Windungen der Straße kam uns aus den Schluchten des Gebirges ein eisiger Wind entgegen, gegen den die erwärmende Bewegung kein hinreichender Schutz war.

Die Straße hat eine ziemlich sanfte Steigung und sie wird lange von dichtem Walde begleitet. Eine große Anzahl von Zufluchtshäusern, die zugleich Schenken sind, zeugt von den Beschwerden und Gefahren, mit denen in der schlimmen Jahreszeit auch dieser Alpenübergang verbunden ist. Nahe am Gipfel, in trauriger Einöde, sieht man mit Ueberraschung ein ganzes Dorf, dessen Bewohner große Mühe haben werden, sich durchzubringen, wenn sie, wie doch zu vermuthen steht, etwas Anderes zu ihrem Unterhalte bedürfen als Schneewasser und frische Bergluft.

Ermüdet hatte ich meinen Sitz auf der Imperiale wieder eingenommen, wo mir das dämmernde Licht des Morgens in zweideutiger Mischung mit dem schwindenden Mondschein im Halbschlummer allerlei phantastische Erscheinungen vorgaukelte. — Wie kommt denn der Weinberg hierher? fragte ich mich, ohne über einen solchen Anblick allzu sehr erstaunt zu sein. Ein heftiger Stoß des Wagens machte mich vollends wach, und ich erkannte in den vermeintlichen Weinpfählen die pfeilerartigen Prallsteine, die sich, die Windungen der Straße begleitend, in vier oder fünf Reihen übereinander vor mir zeigten. Sehen Sie den ungeheuren Raubvogel, sagte mir mein Nachbar, als wir die Hochfläche des Berges erreicht hatten — der Raubvogel aber war eine Lerche, die singend über dem Schneegefilde schwebte.

Wol eine Stunde fährt man auf dem Rücken des Berges, jedoch mehr auf- als abwärts, fort. An geschützten Stellen sieht man selbst hier auf der höchsten Höhe des Mont-Cenis einzelne Bäume, und obgleich der Schnee oft

zehn Fuß hoch am Wege lag und die Erde eisenhart gefroren war, fand ich die ganze Scene doch beiweitem nicht so gräßlich öde und wild, wie mir die des Gotthard erschienen war, den ich im vorigen Jahre einen Monat später überschritten. Endlich, am Rande der Hochfläche angelangt, wurden unsere Pferde bis auf zwei zurückgeschickt, die uns im raschen Laufe nach Lans-le-bourg brachten, einem ziemlich ärmlichen Ort, der am nördlichen Fuße des Mont-Cenis nackt daliegt. Kaum hatten wir uns nüchtern und durchfroren im Gasthause vor Lans-le-bourg gesetzt, um uns an dem Kaffee zu laben, der uns einladend entgegenduftete und dampfte, als der Schaffner erschien, und uns zum Wiedereinsteigen trieb. Was war zu machen? Die Pferde waren angespannt, der Nebenbuhler hastete sich vor dem benachbarten Gasthofe, und der Wetteifer der beiden Eilwagengesellschaften war überdies bereits auf die Reisenden übergegangen. Alles drängte sich über Hals und Kopf in die Wagen, und ein allgemeiner Jubel erscholl, als wir mit einem Vorsprunge von zehn Schritten in die Straße des Städtchens einbogen.

Fort und fort ging es bergab über ärmliche Dörfer hinweg, die tief unten in den Gründen lagen, und einem Castelle vorbei, welches den Paß sperrt, durch den die fremden Kriegsheere so oft in Italien eingebrochen sind. Endlich um zehn Uhr Morgens wurde uns in St.-Jean de Maurienne Frist zum Frühstücken gegeben. An diesem Punkte hatte nämlich der Wettlauf ein Ende; wir hatten ihn bis hierher siegreich bestanden. Jetzt aber, sagte der Schaffner, können wir uns nicht mehr mit dem Nebenbuhler messen, der von hier bis Chambery viel bessere Pferde habe als wir. Das that uns freilich leid, aber die Eßlust ließen wir uns dadurch nicht verderben, und besonders ein großer Käse in Tortenform, fromage du Mont-

Cenis geheißen, wurde von der ganzen Tischgesellschaft vortrefflich gefunden.

Oberhalb St.-Jean de Maurienne ging es viele Meilen weit in einem breiten Thale den Arc entlang, welcher für einen Gebirgsstrom eine sehr unsaubere Miene hat, zwischen schieferartigen Felsenbergen, deren Spitzen jetzt noch mit Schnee bedeckt sind, während an ihren glatten nackten Abhängen unbegreiflicherweise hier und da ein Stück Wald hängt. Diesseits des genannten Ortes wird die Landschaft heiterer, das Thal erweitert sich, die Berge werden niedriger, mit dichterem Walde bedeckt, neben dem Flusse bleibt Raum für Wiesen und Kornfelder, Obstbäume kommen zum Vorschein, und hier und da zeigt sich sogar ein Weinberg. Endlich verläßt die Straße den Arc und unter einem Laubdache von Nußbäumen, durch eine lachende Landschaft geht es, fortwährend bergab, nach Montmeillan, wo wir die Isere überschreiten. Festlich geputzte Leute, die alten Männer in Hut und urgroßväterischem Frack, führen — es scheint eine landesübliche Sonntagnachmittagsbeschäftigung zu sein — Kühe und Kälber an Stricken auf der Weide spazieren, der Himmel ist abendlich heiter, die Landschaft friedlich und still, und heute zum ersten Male in meinem Leben gelange ich ohne Ungeduld an das Ziel einer tagelangen Fahrt.

Chambery liegt in einem Versteck von Bäumen dergestalt verborgen, daß man die Stadt kaum früher erblickt als man sie betritt. Die Hauptstraße, in welcher sich eine Menge Gasthöfe von mäßigem Aussehen zusammendrängt, ist alt, nichts weniger als schön, war aber sehr belebt. Noch lebendiger jedoch ging es draußen, am Ende derselben, auf dem dicht vor der Stadt gelegenen Exercirplatze zu. Unter den uralten Linden, welche denselben begrenzen, war bei einer heitern Militärmusik ein zahlreiches Publicum aller Stände versammelt; seidene Damen, gold- und stahlblitzende Offiziere, feine

junge Herren in schwarzem Frack, Handwerker im Bratenrock, und deren frische artige Töchter in bescheidener sauberer Sonntagstracht, das Alles fand sich hier einträchtiglich beieinander, nur daß die Einen, wenn vom Spaziergange ermüdet, auf den öffentlichen Bänken, die Andern auf einem bezahlten Strohstuhle ausruhten. Das ganze Völkchen war von einer zwar friedlichen, aber darum vielleicht desto wahrern Sonntagsfreude belebt, wie sie nur Leuten zu Theil wird, welche eine Reihe von Werkeltagen hinter sich haben.

Tages Arbeit, Abends Gäste,
Saure Wochen, frohe Feste —

das ist eins der treffendsten Worte, die der große Menschenkenner Goethe je gesprochen hat.

Am entgegengesetzten Ende des Platzes waren einige Schaubuden aufgeschlagen, welche starken Zulauf hatten. Der größte Haufen drängte sich auf einem Gerüste, welches den Zugang zu einem Thor bildete, über welchem, als Ankündigung des dort zu findenden Schauspiels, ein großes Bild aufgehängt war, das den Tod des Erzbischofs von Paris an den Barricaden darstellte. Ein nach allen Regeln der christlichen Kunst gemalter Engel überreichte dem sterbenden Prälaten die Siegespalme, dessen Haupt überdies bereits im Heiligenschein glänzte, was mir von Seiten des Malers ein bedenklicher Eingriff in die Rechte der päpstlichen Curie zu sein schien. In Erwartung, daß die Thür sich öffnen sollte, um einem neuen Schub Schaulustiger Einlaß zu gewähren, stand die Menge in frommer Betrachtung des erbaulichen Bildes versunken, als das überfüllte Gerüst plötzlich mit einem heftigen Krach gegen die ihm aufgebürdete Last protestirte. Kreischend zerstoben die Bewunderer des erzbischöflichen Märtyrerthums nach allen Seiten. Glücklicherweise war man mit dem bloßen Schreck davongekommen, die Andacht und die Neugier der Meisten aber schien doch für heute vollkommen befriedigt.

Einen einsamen Spaziergang bot, obgleich innerhalb der Stadt gelegen, der sogenannte grand jardin — ein ziemlich großes, hochgelegenes Viereck, ohne Zweifel ein ehemaliges Stück Festungswerk, welches zu einer öffentlichen Anlage benutzt ist, der es bei aller Einfachheit nicht an einem eigenthümlichen Reize fehlt. Ein regelmäßiger wohlgehaltener Rasenplatz ist auf allen vier Seiten von schönen alten Kastanienbäumen eingefaßt, welche sorgfältig unter der Scheere gehalten werden, bis auf eine Gruppe von sechs oder acht Bäumen an jeder Ecke des Platzes, die mit vollen Zweigen lustig in die Luft aufflackern. In der Mitte des Platzes, von dichtbelaubten Akazien umgeben, befindet sich ein Wasserbecken, das freilich in besserem Stande sein könnte. Nach der einen Seite überblickt man vom Rande des großen Gartens fast die ganze Stadt, nach der andern Seite hat man die Aussicht auf den botanischen Garten, und über denselben hinweg auf die reizend angebauten Abhänge der benachbarten Berge. Dabei ist dieser Platz so still und abgeschlossen, als ob der Friede selber ihn bewohnte.

Wenige Schritte vom großen Garten steht eine merkwürdige gothische Kirche, wahrscheinlich aus später Zeit herrührend aber gleichwol ziemlich reinen Stils. Leider ist nur der Chor fertig geworden, und man hat denselben mit einer Façade im Jesuitengeschmack geschlossen. Die gothischen Formen, die man in Italien fast niemals zu sehen bekommt, sind übrigens in Chambery noch an zahlreichen Ueberresten alter Bauwerke erkennbar, gar nicht zu reden von der Kathedrale, die nicht nur im gothischen Stile gebaut, sondern auch vom Fußboden bis zum Gewölbe hinauf an allen Wänden und Säulen mit gothischen Zierrathen ausgemalt ist.

Von dem großen Garten herabsteigend war ich ganz erstaunt, in dem engen winkelhaften Chambery eine Straße zu entdecken, welche aus Turin hierher versetzt zu sein schien — geradlinig, breit, von stattlichen ebenmäßigen Häusern gebildet,

deren Vorderseite auf gleichförmigen Colonnaden ruht, und deren Schaufenster den Blick in reiche und geschmackvoll hergerichtete Läden öffnet. Am Ende dieser Straße befindet sich ein Monument der merkwürdigsten Art. Vier ungeheure Elephanten, nach den vier Winden gewendet, tragen auf gemeinschaftliche Kosten eine Säule, und auf dieser Säule steht eine Figur, von der ich es dahingestellt sein lassen muß, ob sie der heiligen oder der profanen Geschichte angehört. Aus den gesenkten Rüsseln der Elephanten fällt je ein schwindsüchtiger Wasserfaden heraus. Zum Spielzeug für Kinder ist das Ding etwas zu groß ausgefallen, und dadurch für seine natürliche Bestimmung einigermaßen unbrauchbar geworden.

Von Chambery nach Aix fährt man in zwei Stunden auf einer guten Straße, die hier und da vom Laube der Nußbäume wahrhaft überdacht ist. Die Einfahrt von Aix verspricht nicht viel, und der Ort hält nicht mehr, als die Einfahrt verspricht. Aix ist ein kleines winkeliges Landstädtchen, mit zwei oder drei bescheiden aussehenden und bescheiden eingerichteten Gasthöfen ausgestattet, und von einem Dutzend unansehnlicher Landhäuser umgeben. Die Berge, welche Aix im weiten Kreise einfassen, sind ziemlich dürr, unten mit Gärten und Weinbergen angebaut, oben kahl. Ein mageres und schmales Eichenwäldchen ragt zwar in den Horizont der Stadt herein, aber es lockt zum Besuche ebensowenig, als es denselben verdient, zumal da er durch das Beschreiten eines rauhen und steinigen Bergpfades erkauft sein will, wie denn überhaupt für die Bequemlichkeiten der Spaziergänger durch geebnete Wege oder gar Anlagen an und in den Bergen gar nichts geschehen ist. Nur in der Ebene, die das Städtchen zunächst umgibt, und zumal nach dem See zu, finden sich wohlbehaltene Pfade. Das Ufer des Sees ist diesseits flach und sumpfig, jenseits felsig, nackt und kahl, aber ohne Größe. Kurz, weder der Naturschönheit noch seinen Einrichtungen nach, kann sich Aix mit den berühmtern deutschen Badeorten vergleichen.

Einen Vortheil aber hat Aix den letztern abgelernt, nämlich das Spiel. Zur Zeit, als diesem Unwesen in Deutschland von der Paulskirche aus ein Ende gemacht wurde, und nachdem zuletzt die Homburger Spielhölle auf dem Wege der polizeilichen Execution geschlossen war, wandte sich die Industrie der französischen Schwindler des grünen Tisches von Homburg nach Aix, wo ihr die sardinische Regierung unbegreiflicherweise ein neues Asyl eröffnete. Ein oder zwei Jahre hindurch wurden an den Spieltischen in Aix vortreffliche Geschäfte gemacht, denn Aix war so ziemlich der einzige Ort in Europa, wo Glücksritter und Verschwender ihr gewohntes Wesen forttreiben durften.

Indessen die Zeiten haben sich inzwischen schon wieder geändert. Mit dem glücklich wiederhergestellten Bundestage ist natürlich auch die Roulette in ihr altes historisches Recht bei uns wieder eingesetzt, die Plünderungsanstalten am Rhein und am Main sind wieder in ihrem vollen Flor, und der größte Theil der Leute, die sich Aix als Nothbehelf gefallen ließen, ist in seine alten Standquartiere zurückgekehrt. Das aixer Casino — unsern Curhäusern entsprechend — war jetzt am Ende Mai noch völlig öde und leer. Im Zeitungszimmer theilten sich drei Leser in das aufliegende Dutzend französischer Blätter und im Spielsaale saßen die Croupiers einsam und müßig am grünen Tische, der Spieler wartend, die sich nicht einfinden wollten. Woher sollten sie auch kommen? Aus der Nachbarschaft sicher nicht, denn die Savoyarden selbst sind zu arm, um zu spielen, die Genfer und ihre eidgenössischen Landsleute sind zu klug, und was die reichen Lyoneser betrifft, so muß man wol annehmen, daß sie zu fromm sind. Wer wird aber aus der Ferne nach Aix gehen, wenn er zwischen Baden-Baden und Aix die Wahl hat? Indessen die Zeit ist hoffentlich nicht fern, wo diese und jede ähnliche Wahl, mit verschiedenen andern Dingen, schließlich und für immer wegfällt, und je früher Aix das Inventarium un-

serer sämmtlichen Spielanstalten übernimmt, desto leichtern Herzens wünsche ich ihm Glück dazu.

Ueber Berg und Thal, durch ein wohlangebautes aber armes Land, gelangt man binnen einigen Stunden von Aix nach Genf. Am Thore der Stadt hielt der Wagen, ein Mann schritt aus dem Wachthause hervor, trat an den Schlag und forderte — meinen Paß. So oft ich auch die Schweizergrenze überschritten, Das war mir noch nie begegnet, und hätte ich's nicht mit eigenen Ohren gehört, ich würde es nicht geglaubt haben. Also bis hierher hat die Polizei ihre Vorposten jetzt vorgeschoben! Wie wird es erst darinnen aussehen, an der Lieblings- und Pflegestätte dieser löblichen Anstalt, im heimatlichen Deutschland!

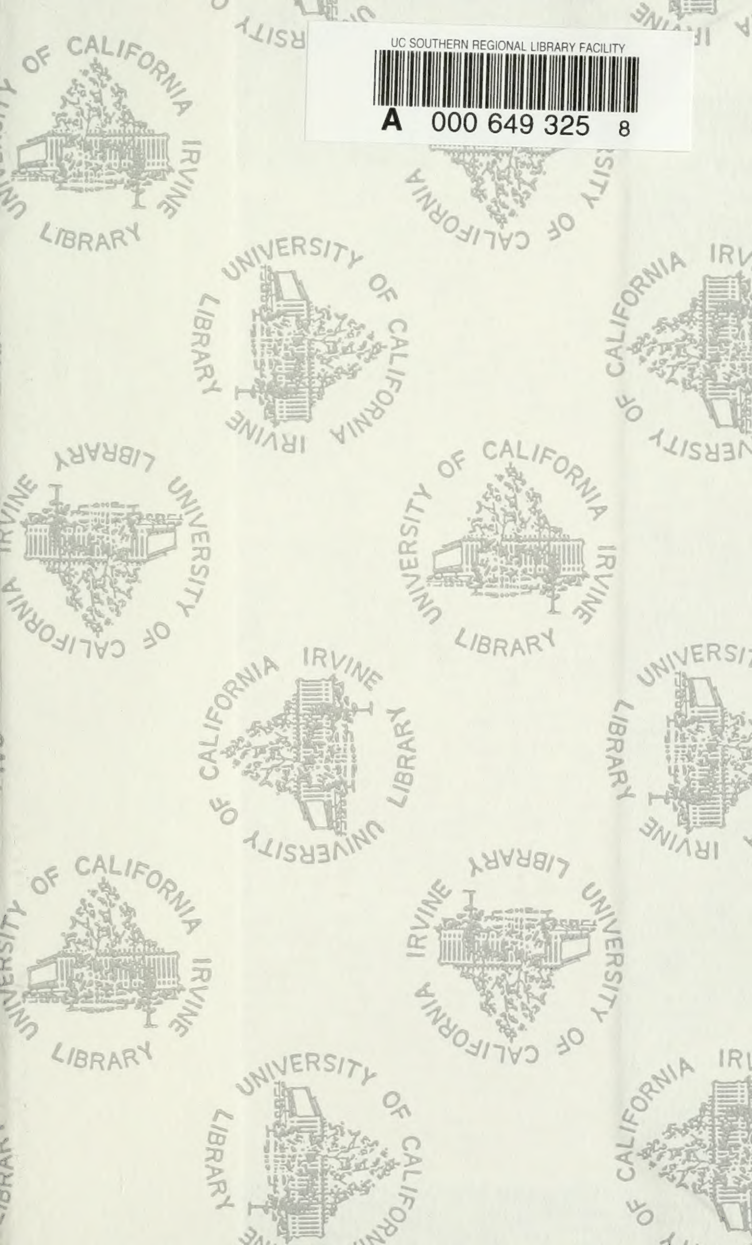
Bald genug sollte ich es sehen, hören und mit Händen greifen. Indessen: die Welt ist rund und muß sich drehn.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.








UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 649 325 8
UNIVERSITY OF CALIFORNIA IRVINE LIBRARY

